ZEITSCHRIFT

FÜR

PSYCHOTHERAPIE

UND MEDIZINISCHE

PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON

DR. ALBERT MOLL

BERLIN

VII. BAND, 2./3. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART

1917

Preis für den Band von 6 Heften M. 14.—, jährlich ein Band

Ausgegeben am 2. Juni 1917.

Inhalt.

Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45

Suggestion und Phrase im Weltkrieg.[1])

Von Dr. phil. **Richard Hennig**, Berlin-Friedenau.

„Dieser ganze Krieg und was mit ihm zusammenhängt, stellt denen, die sich für Massenpsychologie interessieren, eine unerschöpfliche Anzahl von Problemen.“
Prof. Steinmetz, Amsterdam,
in „De Toekomst“ v. 18. Sept. 1915.

Der Weltkrieg liefert der psychologischen Wissenschaft, wie so vielen anderen, Anregungen und Tatsachenmaterial in reichster Fülle, wie es kein früherer Krieg in gleichem Umfang vermocht hat. Ja, zu den militärischen und wirtschaftlichen Waffen, mit denen der gewaltige Kampf ausgekämpft wird, gesellen sich als kaum minder bedeutungsvolle Siegbringer zahlreiche seelische und moralische Hilfsmittel, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf und deren ausschlaggebender Wert für die kriegerischen Geschehnisse heut greifbar deutlich zutage tritt. Unser Feldmarschall Hindenburg hat im November 1914 das gedankenreiche und ungemein treffende Wort gesprochen, dass dieser Krieg in erster Linie ein Nervenkrieg sei und dass derjenige Teil siegen werde, der über die besseren Nerven verfüge. Das ist unzweifelhaft richtig und trifft um so mehr zu, wenn man in den Begriff der „besseren Nerven“ alle jene seelischen Triebkräfte einschliesst, die freudigen Herzens zum „Durchhalten“ um jeden Preis bereit und entschlossen sind, nicht nur körperliche, sondern auch seelische Anstrengungen bis zur letzten Anspannung aller Kräfte willig zu dulden.

Zu den mannigfachen gröblichen Irrtümern, mit denen unsere Feinde rechneten, als sie den lange geplanten Vernichtungsfeldzug gegen Deutschland auf Geheiss der englischen Regierung begannen, zählt als einer der schwerstwiegenden die Unterschätzung des seelischen Elements und die Ueberschätzung der zahlenmässigen Ueberlegenheit. Obwohl jeder Kenner der Geschichte schon aus dem siebenjährigen Krieg die Lehre entnehmen konnte, dass ein einziger genialer Feldherr und ein an ihn glaubendes, begeistertes Heer auch die grössten zahlenmässigen Ungleichheiten aufzuwiegen vermag, erhielt sich der alte zynische Irrtum, dass der liebe Gott stets mit den stärkeren Bataillonen sei, während des grossen Weltkriegs selbst noch in einem Augenblick, als es für jeden nüchternen Beurteiler längst feststand, dass Deutschland in dem gewaltigen Völkerringen zum

[1]) Nach einem am 14. Januar 1915 in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag.

mindesten nicht besiegt werden könne. Englische und französische Zeitungen wurden nicht müde auszurechnen, wie gross die vereinte Kopfzahl des englischen, französischen und russischen Weltreichs sei und wie gering im Verhältnis dazu die Gesamtbevölkerung Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Türkei. Mit diesem Rechenexempel war die Frage, wer den Krieg gewinnen werde, entschieden, und auch die Russen gaben sich diesem groben Irrtum hin, der sie glauben liess, zur Lösung einer Aufgabe mit mehreren Unbekannten genüge die Inrechnungstellung der bekannten Grössen, unter Missachtung der unbekannten. Sonst hätte niemals ein russischer General vor dem Kriege das törichte Wort sprechen können: „Wir sind des Sieges sicher; wir werden durch Ueberschwemmung siegen, selbst wenn wir einen Napoleon gegen uns hätten. Wir werden mit unserer Zahl alles erdrücken.“

Nun ist der Glaube an die alleinseligmachende Zahl abermals eines besseren belehrt worden. Der Weltkrieg 1914/16 predigt die gleiche Erkenntnis wie der Siebenjährige Krieg, in dem das kleine, 5 Millionen zählende Preußen sich siegreich gegen drei Grossmächte und mehrere kleine Staaten einer Gesamtbevölkerung von 100 Millionen behauptete, und die Russen, die in ihren Kriegen gegen die Weltmächte zumeist das Unglück hatten, einen Heerführer ersten Ranges sich gegenüber zu sehen, dürften nach ihren früheren Erfahrungen mit dem Alten Fritz und dem ersten Napoleon nun an Hindenburg gleichfalls erkannt haben, dass auch im Kriege das Individuum ungleich mehr wert ist als die Masse, der Gedanke mehr als rohe Körperkraft, das psychologische Element mehr als die kalte Zahl. Diese Erkenntnis ist um so höher einzuschätzen, als die russische Kriegführung sonst überraschend gut vorbereitet und der russische Soldat vielfach sehr tüchtig war, so dass das russische Heer wegen seiner ungeheuer zahlenmässigen Ueberlegenheit unter einem Oberbefehlshaber von mehr als durchschnittlicher Begabung sicher bedeutende Erfolge hätte erringen können.

Im Kriege besteht nur das Gediegene, und alle Scheinwerte verschwinden. Auch das haben wir in den letzten Jahren mit geradezu erdrückender Wucht erfahren. Kriegerische Werte, die nur in der Einbildung bestehen, nur imaginären, suggestiven Charakter haben, werden schonungslos durch den ehernen Gang der Tatsachen in ihrer Hohlheit aufgedeckt. Zwei grosse Nationen haben dies während des Weltkriegs erfahren und eine schwerlich je wieder einzubringende Einbusse an Nimbus infolgedessen erlitten: England, das sich rühmte, die denkbar vollkommenste Flotte der Welt zu besitzen, das die Wogen aller Meere zu beherrschen meinte, und dem alle Welt diese Ueberlegenheit ohne weiteres glaubte, obwohl seit Trafalgar nicht e i n kriegerisches Ruhmesblatt dem Lorbeerkranz der britischen Flotte mehr einverleibt worden war, es ver-

steckte seine Kriegsschiffe sorglich in den Häfen der Heimat, es verleugnete seine stolze Handelsflagge, als die U-Boot-Gefahr drohte, und zwei Seeschlachten zum mindesten, die von Coronel (1. Nov. 1914) und in den Dardanellen (18. März 1915), zerstörten das Dogma von der Unbesiegbarkeit britischer Flotten in so gründlicher Weise, dass auch nach der Beendigung des Krieges die Erinnerung an diese Schlappen wohl für immer der Wiederkehr des einstigen Nimbus wehren wird, ebenso wie die Namen Gallipoli und Kut el Amara die Schwäche des britischen Heerwesens offenbarten. Und wie hier eine jahrzehntelange Suggestion schwand, die sich der ganzen Menschheit mitgeteilt hatte, so ist auch die aufgebauschte Suggestivgrösse auf ihren wahren Wert zurückgeführt worden, die sich dereinst die Macht der Vereinigten Staaten nannte. Obwohl die stolze Union vom Kriege nicht betroffen wurde, der man ehedem zutraute, sie wisse ihren Willen gegen jedermann durchzusetzen, hat sie infolge ihrer kläglich schlappen Haltung gegenüber englischen Uebergriffen und Beleidigungen und infolge ihrer durch das Bewusstsein militärischer und maritimer Schwäche bedingten Unfähigkeit, den japanischen Anmassungen im fernen Osten und den „Frozzeleien" des mexikanischen Nachbarn gegenüberzutreten, von ihrem „Prestige" kaum weniger verloren als das meerbeherrschende Britannien.

Es ist eine der beachtenswertesten Erscheinungen des Weltkrieges, dass das alte Wort von dem „Koloss auf tönernen Füssen", das man auf Russland anzuwenden geneigt war, auf das Zarenreich, dessen Widerstandskraft sich unerwartet gross gezeigt hat, durchaus nicht in dem Maße Anwendung finden kann wie auf England und die Vereinigten Staaten, bei denen ganz unerwartet die tönernen Füsse in erschreckender Deutlichkeit zum Vorschein gekommen sind. Demgegenüber hat sich Deutschlands militärische, nationale, wirtschaftliche und finanzielle Stärke in einem Maße geoffenbart, wie es die grössten Optimisten nicht zu hoffen wagten. Das junge Deutsche Reich ist nicht auf den Lorbeeren von 1870/71 eingeschlafen, wie England auf den Lorbeeren Nelsons, es hatte es nicht nötig, bewusst einen Nimbus um sich zu verbreiten, der der tatsächlichen Leistungsfähigkeit nicht entsprach, und einen suggestiven Dunst an die Stelle wirklicher Stärke treten zu lassen, sondern es durfte mit freudigem Staunen feststellen, dass es, dem jungen Riesen gleich, Kräfte an und in sich entdeckte, von deren Vorhandensein es keine Ahnung gehabt hatte.

Das Aufflammen des deutschen Nationalgefühls und Einheitswillens, wie es die wunderbaren Augusttage des Jahres 1914 mit ihrer himmelstürmenden Begeisterung gebracht haben, wird stets nicht nur zu den ehrenvollsten Erinnerungen deutscher Geschichte, sondern auch zu den erhabensten seelischen Erlebnissen gehören, die die psychologische Wissenschaft als Beispiel grossartiger und begeisterter Massensuggestion in der Weltgeschichte zu finden vermag. Wohl hatte Bismarck es schon in seiner berühmten Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 prophetisch

verkündet, dass im Falle der Gefahr ganz Deutschland vom Bodensee bis zur Memel wie eine einzige Pulvermine aufflammen werde, aber dieser Einheitlichkeit des Fühlens, Wollens und Denkens von 67 Millionen Herzen, ja, von 120 Millionen, wenn man auch Oesterreich-Ungarn hinzurechnet, war an Grösse und Umfang bisher nichts Aehnliches in der Geschichte an die Seite zu stellen. Die grössten Suggestivwunder einer Massenwirkung begeisternder Ideen, welche die Historie bisher verzeichnete, der erste Kreuzzug mit seinem erhebenden und doch auch wieder etwas krankhaft anmutendem Massenfanatismus, der wundervolle Völkerfrühling von 1813, der schliesslich zunächst nur auf das kleine Preussen beschränkt blieb, ja, selbst das Erwachen des deutschen Einheitswillens im Hochsommer 1870, das freilich Deutsch-Oesterreich noch schmollend zur Seite stehen sah, sie kamen an imponierender Wucht und Grösse nicht der nationalen Erhebung gleich, die sich im August 1914 in All-Deutschland kundgab, als die Zeit den eisernen Taktstock hob zum Beginn der grossen Kriegssinfonie.

Mag aber auch der Umfang der nationalen Bewegung, die wie eine gewaltige Sturmflut alles sonst Trennende aus dem Empfinden des deutschen Volkes hinwegspülte, seinesgleichen in der Menschheitsgeschichte noch nicht gesehen haben, die Erscheinung einer begeisternden Massensuggestion als solche bietet der psychologischen Betrachtung nichts grundsätzlich Neues. Wohl aber ist es für die objektiv urteilende Wissenschaft von hohem Reiz festzustellen, wie bei Deutschlands Gegnern die dort naturgemäss meist nur sehr geringe Begeisterung für den Krieg künstlich mit allerhand stimulierenden Surrogatmitteln zu züchten versucht wurde, freilich nur mit geringem Erfolg. Weder in Frankreich noch in Russland oder gar in England stand „das Volk“ hinter dem Beschluss der wenigen ehrgeizigen Politiker, deren Schuld den grossen Krieg heraufbeschworen hat, und da die seelische Anteilnahme eines politisch reifen Volkes bei den heutigen Kriegen zwischen Kulturvölkern eine Grösse von nicht zu unterschätzendem Einfluss ist, (nicht zum wenigsten um den Ansprüchen der finanziellen Kriegsrüstung gewachsen zu sein), so musste man notwendig mit Suggestivmitteln eine lebendigere Anteilnahme der Volksmassen erzeugen. Ein Krieg, „von dem die Kronen wissen“, ist zwar in unsern Tagen kaum noch möglich, aber die heutigen Angriffskriege, von denen die Kabinette wissen, werden auch nur in den seltensten Fällen (so allerdings bei Oesterreichs Abrechnung mit Serbien) von einem einmütigen Volkswillen getragen, und da dieser Volkswille für eine kriegführende Regierung die denkbar kräftigste Rückenstütze ist, so muss ein kluger Minister eben bestrebt sein, künstlich irgend eine willenaufpeitschende Suggestion ins Volk zu werfen, um die Kriegsbegeisterung zu entfachen, die sich von selbst nicht einstellen will. So erfuhren denn plötzlich die kriegführenden Nationen und die von den englischen Kabeln abhängigen

neutralen Staaten zu ihrem Erstaunen ganz neuartige, nie gehörte Dinge in Form von selbstverständlichen, allgemein bekannten Behauptungen: dass Deutschland ein Barbarenstaat sei, dessen Vernichtung ein gutes, kulturdienliches Werk sei, dass der deutsche „Militarismus" eine dauernde Gefahr für den Weltfrieden und die deutsche Regierung samt dem „Friedenskaiser" kriegslüstern von jeher gewesen sei, die deutsche Regierung, die seit 44 Jahren allein unter allen Großstaaten stets Frieden gehalten hatte, manchmal sogar einen Frieden um jeden Preis, der vielleicht nicht immer ganz ehrenvoll war! So erlebte die Welt das groteske Schauspiel, über das sie in weniger ernster Zeit sicher herzlich gelacht hätte, dass halb und ganz wilde Völker aufgeboten wurden, um für die Zivilisation zu fechten, ja, dass sogar in Russland verkündet wurde, das Heer des Zaren streite für die „russische Kultur" gegen „deutsche Barbarei". Dass überdies in Frankreich der alte, zu drei Vierteln bereits abgestorbene „Revanche"-Gedanke zu neuem, kurzem Scheinleben galvanisiert wurde und zur Entflammung der Kriegsbegeisterung herhalten musste, dass man sich in Frankreich vielfach während der ganzen Kriegsdauer ehrlich einbildete, das Elsass und Lothringen sehnten sich — ungeachtet der 150 000 elsässischen Kriegsfreiwilligen im deutschen Heere — nach der Wiedervereinigung mit dem angeblichen „Mutterlande" Frankreich, versteht sich von selbst, denn eine Regierung, die der Wahrheit die Ehre gegeben und gesagt hätte: „Wir müssen den Krieg führen, weil wir Vasallen Russlands sind und weil wir mit 20 Milliarden Franks an der Erhaltung des russischen Reichs interessiert sind", wäre vom Volk nicht geduldet worden. So musste lieber ein zerschlissenes idealistisches Mäntelchen herhalten, um die Blösse des gewissenlosen Ehrgeizes einiger weniger Politiker und das Fehlen eines eigentlichen Grundes für den neuen deutsch-französischen Krieg zu verdecken: die Suggestion musste da eintreten, wo Frau Wahrheit nicht beherbergt werden konnte und durfte! —

Nun, und England? England hat noch bei keinem seiner zahllosen Kriege, die es innerhalb und außerhalb Europas führte, zugegeben, dass es selbstsüchtige Interessen damit verfolge, vielmehr hat es stets betont, dass es völlig uneigennützig für Zivilisation und Recht, für kleine und schwache Nationen zu Felde ziehe. Dass diese Spekulation auf den moralischen Instinkt in Verbindung mit einer ungemein geschickten Kunst der Suggestion ein einträgliches Geschäft war und noch ist, zeigt die englische Geschichte des letzten halben Jahrtausends an ungezählten Beispielen. So war es denn eine Selbstverständlichkeit, dass man in England nirgends den wahren Grund der Beteiligung am Kriege gegen Deutschland offen zugab, den wahren Grund, den im August 1914 Engländer unter sich im vertrauten Gespräch oft genug ausgesprochen haben: „We have never hed a better chance to wipe the Germans, and we would have been fools, if we hat not taken it." Statt dessen ersann man auch hier ein

idealistisches Suggestivmittel, um das teilweise vom Kriege recht wenig entzückte niedere Volk, um die weissen, schwarzen und gelben Bundesgenossen für den Plan der englischen Regierung zu erwärmen und die Sympathien vieler neutraler Staaten auf Englands Seite zu ziehen: zu Märchen vom Kampf gegen den friedenstörenden „preussischen Militarismus", das — selbstverständlich! — in England ersonnen worden war, gesellte sich der Vorwand, dass Albion lediglich zum Schutz der freventlich verletzten „belgischen Neutralität" das Schwert gezogen habe. Wenn sich bei näherer Nachprüfung ergab, dass die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität erst in der Nacht zum 4. August erfolgte, dass die englischen Truppensendungen nach dem Festland jedoch schon am 1. August begonnen und die englischen Botschafter in Berlin und Wien gar bereits am 15. Juli ihrem gesamten Hauspersonal zum 1. August gekündigt hatten, so konnte diese Tatsachenfeststellung die offizielle englische Darstellung durchaus nicht entkräften. Unbeirrte Kritik ist stets nur Sache Weniger gewesen, und England hatte in seiner Politik schon oft die psychologische Weisheit erprobt und sich zunutze gemacht, dass in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung Suggestionen mehr vermögen als handgreifliche Wahrheiten. Aus dieser vielleicht unbewusst gebliebenen psychologischen Erkenntnis heraus hat England seit Jahrzehnten so ungeheuren Eifer und so reiche Geldmittel darauf verwendet, die Telegraphenlinien und den Nachrichtendienst der ganzen Welt in Abhängigkeit von sich zu bringen; die willkommenen Früchte dieses Verhaltens hat es jetzt während des Krieges in der Tat geerntet, denn der grösste Teil der neutralen Welt glaubte der englischen Heuchelphrase, dass England, uneigennützig wie immer, lediglich zum Schutze des verletzten Völkerrechts und im Interesse Belgiens in den Krieg gegen Deutschland eingetreten sei. Wie sehr die englische Regierung sich der Macht der Suggestion bewusst war, wie wenig sie befürchtete, dass selbständiges Urteil und klare Logik weniger nachdenklicher Geister den Nebel der Suggestion zerstreuen könnte, das zeigt der Umstand, dass die englische Regierung sich lediglich für die Interessen des Pufferstaates Belgien so uneigennützig ins Zeug legte, während sie für die gleichfalls durch Deutschland verletzte Neutralität des nirgends an die Küste angrenzenden Staates Luxemburg kein Wort des Tadels oder des Bedauerns gefunden hat. Die Saloniki-Groteske hat in der Folge freilich Englands Kriegsvorwand auch in den Augen der Neutralen höchst fadenscheinig werden lassen.

Die Suggestion war Englands stärkste Waffe im Weltkrieg, und wenn Deutschland weniger militärische Erfolge errungen hätte, so wäre gelungen, was England ersehnte und erstrebte: in hoc signo vinces. England war nie ein Freund davon, selber militärisch mit starken Kräften in einen Krieg einzugreifen; es hat stets meisterhaft verstanden, andere

Nationen vor seinen Wagen zu spannen und für sich kämpfen und bluten zu lassen. So war es auch diesmal geplant gewesen, und erst der sehr unerwartete Siegeszug der Deutschen nach Belgien und Nordfrankreich hinein zwang England, diesmal zur Abwendung einer Katastrophe so starke Truppenmengen auf den Landkriegsschauplatz zu werfen, wie es in keinem seiner früheren Kriege auch nur annähernd jemals geschehen war. Um sich aber selbst nach Möglichkeit zu entlasten, liess man sämtliche Minen springen, um alle möglichen anderen Nationen in den Krieg gegen Deutschland hineinzuziehen und sie die allzu heissen Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Bei Italien, Holland, Dänemark, Japan, Portugal, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, den Vereinigten Staaten versuchte man sein Heil bald mit mehr, meist aber weniger Glück, und je mehr England selbst wider all sein Erwarten in die Wirren des Krieges verstrickt wurde, um so dringlicher wurden seine Bemühungen, Bundesgenossen mit Versprechungen, Geld und Suggestionen zu erkaufen. Die Kunst, Kräfte vorzutäuschen, die man gar nicht besitzt, um dadurch andere zu „bluffen" und zu Handlungen anzuregen, die dem andern schädlich sind, dem Bluffer hingegen nützen, hat England, das Heimatland des Pokerspiels, in diesem Kriege zu einer Vollendung entwickelt, wie sie bisher selbst im diplomatischen Betriebe wohl noch nie erhört war. Auch der Bluff ist nichts anderes als Suggestion, als ein Versuch, die Tatsachen in ganz anderem Lichte sehen zu machen, als es der Wirklichkeit entspricht. Und in wie grosszügigem Masse England die im Pokerspiel gewonnene Routine verwendete, um in kritischen Lagen aus der Schwäche und Unüberlegtheit der Spielpartner für sich Nutzen zu ziehen, das wurde niemals klarer, als bei Gelegenheit des an sich ganz aussichtslosen und doch mit gewaltigen Opfern an Menschen und Schiffen immer wieder erneuerten Angriffs auf die Dardanellen, mit dem man keine militärischen, sondern ausschliesslich politische Ziele verfolgte. Die monatelange, ergebnislose militärische Aktion vor den Dardanellen war ein Bluff allergrössten Stiles, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Greifbaren Erfolg *konnte* die Beschiessung der Dardanellenforts unmöglich haben, wenn nicht eine sehr starke Landarmee gleichzeitig gegen die Befestigungen und gegen die türkische Hauptstadt vorging. Da Englands eigene Truppen ebenso wie die des verbündeten Frankreich auf dem nordfranzösischen und flandrischen Kriegsschauplatz gefesselt waren und die russische Hilfe beim Vorgehen gegen die Meerengen nichts weniger als erwünscht war, so sollten unter allen Umständen neutrale Mächte, vor allem Rumänien, Griechenland und Italien, durch den Angriff auf die Dardanellen in den Wahn versetzt werden, dass es mit der Türkei zu Ende gehe und dass hier reiche Beute zu holen sei, damit sie ihrerseits eingriffen und den Verbündeten bis zum Verbluten die nötigen Landtruppen lieferten, die ihnen selbst abgingen. So wurde der Riesenbluff

des Dardanellenangriffs inszeniert und, unter möglichster Voranschickung der französischen Kriegsschiffe, wochenlang mit gewaltigem Tamtam fortgesetzt. Der Versuch ist bekanntlich misslungen: die Neutralen merkten die Absicht und hielten sich verstimmt zurück. Nur bei Griechenland hätte der Bluff beinahe verfangen; der sonst so kluge Venizelos war bereit, das Land an die Seite der Verbündeten drängen zu lassen, und lediglich König Konstantins Eingreifen bewahrte Hellas vor einer grossen Katastrophe, wie sie ein Erfolg des englischen Bluffs aller Wahrscheinlichkeit nach heraufbeschworen hätte — neben des Königs Klugheit freilich auch Sasonows vorzeitiges Aufdecken der russischen Karten in der Dumasitzung vom 9. Febr. 1915, wobei amtlich klipp und klar gesagt war, dass der Besitz Konstantinopels für Russland der vornehmste Siegespreis bei der Entfesselung des Weltkrieges war, und in einem Lande, wo man mit dem Traum eines griechischen Konstantinopel spielte, konnte der Plan eines russischen Konstantinopel unmöglich Sympathien wecken.

So misslang denn der keckste und grossartigste Bluff, den die englische Politik jemals gewagt hat, misslang, obwohl auch hier schliesslich England, als der Fehlschlag merkbar wurde, zur Wahrung des Prestiges schliesslich viel mehr Kräfte, Geld- und Machtmittel einsetzen musste, als es jemals beabsichtigt hatte. Dass es trotzdem reichlich auf seine Kosten kam, indem es die Insel Lemnos, Saloniki, die Suola-Bai usw. besetzte, um freiwillig sicher niemals diese Pfänder wieder herauszugeben, und indem es unter allerhand Vorwänden eine starke französische Truppe unter General d'Amade nach Aegypten lockte, um hier ein geschultes Heer zur Verteidigung des Suezkanals zur Hand zu haben, ist eine Sache für sich — die englische Politik weiss ja aus jeder Haut Riemen für sich zu schneiden — uns interessiert hier nur die psychologische Seite der mit dem Dardanellenangriff verbundenen politischen Probleme.

Wie naiv die Mittel waren, mit denen man die grosse Menge zu bluffen suchte, deren Urteilsfähigkeit ja allerdings bedenklich gering ist und die daher auf jede geschickte Suggestion blind hereinfällt, das zeigten die vollständig aus der Luft gegriffenen Siegesberichte der Engländer, Russen und Franzosen, die ganz genaue Einzelheiten über irgend welche angeblich errungenen Siege und Erfolge mitteilten, ohne dass im geringsten ein tatsächlicher Hintergrund hierfür zu entdecken war. Man denke etwa an den großen „englischen Sieg bei La Bassée" um Mitte Januar 1915, der mit Wissen und Willen der militärischen Behörden mehrere Tage lang als „eine der herrlichsten Waffentaten der englischen Geschichte" in den Zeitungen gepriesen wurde, bis sich schliesslich herausstellte, dass an den fraglichen Tagen überhaupt kein Gefecht bei La Bassée stattgefunden hatte. Der einzige Zweck des Märchens war — Suggestion: das englische und auch das französische Volk sollte bei guter Laune erhalten bleiben und seine Aufmerksamkeit von der empfindlichen französischen

Schlappe von Soissons (12.—14. Januar) abgelenkt werden. Man denke ferner an den „glorreichen Rückzug von Gallipoli", den die englische Darstellungskunst aller Welt mit solchem Erfolg als eine der herrlichsten Waffentaten der Weltgeschichte hinstellte, daß der Tag der Räumung in Australien zum — Nationalfeiertag erklärt worden ist! — Typisch für die englische amtliche und nichtamtliche Berichterstattung war ferner auch die unverfrorene, runde Ablehnung offensichtlicher feindlicher Erfolge; und konnte man sie nicht ableugnen, so kam unweigerlich alsbald das moralische Mäntelchen zum Vorschein, das den Feind jedesmal, wenn England einen Schlag erlitt, eines Verstosses gegen das Völkerrecht bezichtigte. Wenn die Deutschen Luftschiffangriffe auf London unternahmen und einwandfrei und genau feststellten, welche Art von Schäden angerichtet worden waren, leugnete man in England, daß die Zeppeline über London gewesen seien und behauptete, sie hätten nur über den östlichen Grafschaften geschwebt und offenbar irgend einen kleineren Ort mit London verwechselt! In typischster Weise wurde diese absonderliche Taktik bei dem grossen Angriff in der Nacht zum 1. April 1916 angewandt. Obwohl jeder in London weilende Ausländer sich auf Schritt und Tritt von den durch das Zeppelin-Geschwader angerichteten Verheerungen überzeugen konnte, beharrte die englische Regierung bei ihrer Suggestiv-Behauptung, nach London sei kein feindliches Luftschiff vorgedrungen. — Als aber der deutsche Flottenangriff auf Scarborough am Morgen des 16. Dezember 1914 wohl oder übel zugegeben werden mußte, schlug die moraliche Entrüstung hohe Wellen, und in einem Atem wurde versichert, der Angriff sei völkerrechtswidrig gewesen, da er sich gegen eine offene und unverteidigte Stadt gerichtet habe, und überdies sei er militärisch bedeutungslos gewesen, da den Strandbatterien keinerlei Schaden zugefügt worden sei.

Je aussichtsloser der Krieg für den Dreiverband wurde, um so krampfhafter wurden die Versuche der Stimmungsmache, um so geschwollener die Phrasen, die dem eigenen Volk und der übrigen Welt den „sicheren" Glauben der leitenden Kreise an den baldigen entscheidenden Sieg vortäuschen sollten. Je schlechter sich die Lage auf dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz für Deutschlands Gegner gestaltete, um so riesenhafter wurden die Zahlen der Truppenmengen, die Lord Kitchener — — übers Jahr zu senden versprach. Auch den Türken versuchte man nach dem unerwartet gründlichen Fehlschlag der grossen Dardanellenaktion vom Februar und März 1915 mit den riesigen Landungsheeren Angst einzujagen, die man nunmehr an den Dardanellen ans Land setzen werde. Und wenn den Türken mit derartigen Drohungen nicht imponiert werden konnte, die ihre eigene Stärke genügend kannten, um sich durch die Errechnung papierener Zahlen nicht erschrecken zu lassen, so sollten die grossen Zahlen doch auch gleichzeitig, vielleicht sogar

in erster Linie, dazu dienen, den einen oder anderen Neutralen suggestiv zu beeinflussen, dass er mit dem Dreiverband, im Hinblick auf dessen baldigen überwältigenden Sieg, gemeinsame Sache mache. Auf diesen Zweck ganz allein war ja auch der schon ins Gebiet des Humoristischen streifende Bluff berechnet, den sich England im April 1915 leistete, zu einem Zeitpunkt, wo das Gebäude des Dreiverbands bereits bedenklich in seinen Fugen bebte: damals wurden in London die Mittel bewilligt, um die Stadt aus Anlass der grossen Siegesfeier würdig zu schmücken.

In Europa haben die auf neutrale Gemüter bezeichneten Suggestionen, wie ausdrücklich festgestellt sei, nirgends in der Weise verfangen, wie es gewünscht wurde. Kein neutraler Staat hat sich durch erdichtete Siege und mehr oder weniger erheuchelte Siegeszuversicht der Wortführer des Dreiverbandes verlocken lassen, der hilfsbedürftigen Triple-Entente beizuspringen, wenn auch Italien und Portugal gezwungenermassen unter Englands finanziellem und wirtschaftlichem Druck gemeinsame Sache mit dem Dreiverband machten und Griechenland freiwillig (da Venizelos auf die Suggestion der Dardanellen-Beschiessung „eingeschnappt" hatte) zeitweise drauf und dran war, dem Locken der englischen Regierung nachzugeben. In Europa war eben jede besonnene neutrale Regierung in der Lage, nach den von beiden kriegführenden Parteien vorliegenden Berichten sich ein objektives Bild von dem wahren Stand der Dinge zu machen und die Suggestiv-Meldungen nach ihrem ungefähren wahren Wert und Unwert einzuschätzen. Wäre es anders gewesen, so wären schon in den ersten Kriegsmonaten Italien, sowie Rumänien ganz unweigerlich ebenfalls gegen den Zweibund zu Felde gezogen.

Im Auslande hatte das englische Nachrichtenmonopol, das durch die Zerstörung der deutschen Seekabel gleich am ersten Kriegstage zu einem fast unbegrenzten wurde, die Folge, dass eine wohltuende Nachprüfung der eingehenden Suggestiv-Meldungen vielfach unmöglich gemacht wurde. Hier wirkten denn auch die suggestiven Beeinflussungen in einem geradezu erschreckenden Umfang. In Ländern, die von den Deutschen und von Deutschland selbst bis dahin nur Gutes erfahren und nie eine politische Reibungsfläche mit der deutschen Regierung gehabt hatten, wurde durch tägliche Phantasiemeldungen über deutsche Greuel, deutsche Verletzungen des Völkerrechts, deutsche Niederlagen künstlich ein Deutschenhass verderblichster Art grossgezüchtet, und wenn auch nur der Plebs, die gedankenlose Herde, die gerade wegen ihrer Masse jeder Suggestion leichter als das einzelne Individuum zum Opfer fällt, so plumpen und grobgeschlachten Beeinflussungen unterlag, so konnten doch auch die verantwortlichen Regierungen sich nicht überall dem psychologischen Köder entziehen, den die Lügenmeldungen des Reuter- und Havasbureaus auswarfen. So weit sich die Dinge heute beurteilen lassen, hat es ziemlich sicher den Anschein,

dass Japans Eingreifen in den Weltkrieg als Gegner Deutschlands weniger durch „Bündnispflichten“ bedingt wurde — rein moralische und völkerrechtliche „Pflichten“ gibt es ja seit 1914 nicht mehr! — als durch die englischen Kabeldepeschen, die zerschmetternde Niederlagen des deutschen Landheeres vor Lüttich und der deutschen Flotte in der Nordsee nach Japan meldeten, so dass sich schon nach vierzehntägiger Kriegsdauer im fernen Osten die Meinung festsetzen konnte, Deutschland liege in den letzten Zügen. Hier konnte der verderblichen Suggestion anfangs nicht durch wahre Nachrichten von der Gegenseite entgegengearbeitet werden, und Japan beteiligte sich an dem leichten Raubzug gegen einen anscheinend schon wehrlos gemachten Staat. Die Suggestion wirkte. Das japanische Ultimatum wurde nach Deutschland abgeschickt! Als wenige Tage später, dank der emsigen Aufklärungsarbeit des deutschen Botschafters in Washington, auch in Japan bekannt wurde, wie die Dinge in Wahrheit vor Lüttich standen, erkannten weitschauende Köpfe unter den Japanern, was für Unheil die leichte suggestive Beeinflussung der Regierung heraufbeschworen hatte, und ein hochgestellter japanischer Diplomat äusserte sich in China schon Mitte August 1914, Japan habe eine Dummheit begangen, die es in Jahrhunderten nicht wieder gut machen könne, da es sich die künftige europäische Vormacht für immer entfremdet habe.

Wie im übrigen die beiden oben genannten, weltbeherrschenden Telegraphenbureaus die bewusste Lügennachricht in einer nie für möglich gehaltenen Weise zum System entwickelt haben, lediglich in der Absicht, Stimmung zu machen und suggestiv zu wirken, das weiss heute die urteilsfähige Menschheit seit langem. An dieser Stelle braucht auf das unerquickliche Thema nur flüchtig hingewiesen zu werden. Die hysterischen Ueberschwenglichkeiten des Hass- und Verleumdungsfeldzugs der neuen Reuterschen „Läuschen un Rimels“ wirkten freilich, wie der Freund menschlicher Gesittung mit tiefem Bedauern feststellen muss, auf das Sensationsbedürfnis der geistig Unmündigen um so sicherer, je abgeschmackter und handgreiflicher der gemeldete Unsinn war.

Es bleibe dahingestellt, ob es eine im g a n z e n Umfang objektive, von jeder Suggestivabsicht freie Berichterstattung im Kriege in einer kriegführenden Nation überhaupt jemals geben kann. Es ist ja ganz natürlich, dass die Volksstimmung ein wichtiges Element ist, das den verantwortlichen Regierungskreisen sowohl den Rücken steifen als auch sehr erhebliche Schwierigkeiten machen kann, und diese Stimmung muss sehr zart und sorgsam behandelt werden. So ist es ganz naturgemäss, dass gewisse ungünstige Kriegsereignisse überhaupt nicht oder in gemilderter Form gemeldet, günstige leicht übertrieben werden. Auch die Berichte der deutschen obersten Heeresleitung, obwohl sie an Objektivität schlechthin das Vollendetste darstellen, was im Kriege überhaupt erreichbar sein dürfte, entbehrten nicht ganz einer leichten suggestiven Färbung und

verschwiegen manches, wie ja auch von Anfang an rundweg zugegeben wurde. Aber sie hatten den weit wichtigeren, ganz unschätzbaren Vorzug, für den das deutsche Volk gar nicht genug dankbar sein kann, dass das, was sie meldeten, unbedingt glaubhaft und den Tatsachen entsprechend war. Eine amtliche oder halbamtliche Nachricht, die das Zeichen W.T.B. (Wolffsches Telegraphenbureau) trug, konnte allenthalben in der deutschen Welt mit einer gläubigen Zuversicht ohnegleichen aufgenommen werden und wurde auch sehr bald überall so aufgenommen. Die deutsche Wahrhaftigkeit hat vielleicht nie einen grossartigeren Triumph gefeiert, als er in der durch nichts zu erschütternden, dogmengleichen Gläubigkeit des deutschen Volkes in jede mit dem Wundermale W.T.B. gezeichnete Nachricht dargestellt wurde. Die deutsche Regierung und die deutschen Heeresleitungen haben mit diesem noch gar nicht genug gewürdigten Verhalten einen moralischen Sieg errungen, der sich den militärischen und finanziellen gleichwertig zur Seite stellt. Allerhand Kriegsgerüchte, bald wahre, bald falsche, bald mögliche, bald ganz unsinnige, schwirrten zwar trotzdem dauernd neben den amtlichen Nachrichten umher. Das Bewusstsein, dass nicht alle Kriegsereignisse bekannt gegeben würden, worauf man durch die amtlichen Bekanntmachungen der allerersten Tage schon vorbereitet war, erklärte diese Tatsache, dazu die Erkenntnis, dass seitens unserer Bundesgenossen in der Tat einige sehr weittragende Vorkommnisse ungünstiger Art nicht mitgeteilt oder in ihren wahren Ursachen nur sehr mangelhaft klargelegt wurden wie die schwere österreichische Dezemberniederlage in Serbien mit der nachfolgenden, erzwungenen Räumung des kurz zuvor eroberten Belgrad oder die wenig rühmlichen Ursachen des Falles von Przemysl, der bei ausreichender Proviantierung der wichtigen Festung unschwer vermeidbar gewesen wäre, die grosse Niederlage der türkischen Kaukasusarmee bei Sarykamisch, der längere Zeit hindurch verheimlichte Fall von Erzerum usw. Solche Wahrnehmungen mussten notwendig unsicher machen und auch allerhand Gerüchten über Vorgänge im deutschen Heer ebenfalls Nahrung verleihen. Um so erquickender wirkte dann aber auch die felsenfeste Zuversicht in die Darstellung des grossen Hauptquartiers oder des Wolffschen Bureaus, wenn diese sich einmal veranlasst sahen, herumschwirrende Gerüchte oder auch allzu grobe Lügen der Berichte der feindlichen Heeresleitungen auf ihren wahren Kern zurückzuführen oder ganz abzulehnen.

Nicht lückenlos, aber restlos glaubhaft — das war das Kennzeichen der deutschen amtlichen und halbamtlichen Kriegsberichte; so hat sie auch das deutsche Volk fast seit den ersten Tagen des Krieges schätzen und lieben gelernt. Die Berichte, welche die deutsche Presse brachte, ja, auch die fachmännische Beleuchtung der militärischen Lage, wie sie die Mehrzahl der deutschen Zeitungen, selbst der ganz grossen, regelmässig zu veröffentlichen pflegte, konnten nur in den seltensten Fällen den gleichen

Ruhmestitel für sich in Anspruch nehmen, wie die amtlichen Bekanntmachungen: sich freizuhalten von bewusster Suggestion und unbedingt verlässlich zu sein. Manche sehr verbreiteten deutschen Zeitungen und manche Militärkritiker waren mit ihrem täglichen Nachweis, dass alles „ausserordentlich günstig" stehe und dass alle feindlichen Handlungen töricht, böswillig oder gemein seien, dem Ernst und der Grösse der eisernen Zeit ganz gewiss nicht gewachsen. Das braucht uns aber die Freude und den grossen Stolz über die Haltung der amtlichen Berichterstattung und über das von keinem Vorbehalt erschütterte Ansehen, das sie sich allenthalben zu erringen und dauernd zu behaupten wusste, wahrlich nicht zu trüben. Die deutsche oberste Heeresleitung hat das überhaupt erreichbare Minimum an Suggestion bei der Verbreitung ihrer Nachrichten zu Hilfe genommen. Es ist dies ein glänzender Beweis nicht nur für die tatsächlichen Leistungen der Truppen, sondern auch für das felsenfeste Vertrauen, das das ganze Volk zu seinem Heer hegte.

Blicken wir demgegenüber auf die amtlichen Kundgebungen des Dreiverbandes — von der sattsam gekennzeichneten Berichterstattung der Presse und der Nachrichtenagenturen ganz zu schweigen — so erkennen wir, dass die verantwortlichen Stellen mit der immer nur für wenige Tage vorhaltenden Suggestivwirkung erdichteter Siege und verschwiegener Unglücksfälle in einer Weise arbeiteten, die über das politisch Kluge und Zulässige recht erheblich hinausging. Beispiele hierfür wurden in den vorausgegangenen Abschnitten schon in grösserer Zahl gegeben; sie liessen sich vermehren. Typisch war z. B. das dauernde Verschweigen des am 27. Oktober durch eine Mine oder Torpedo bewirkten Untergangs des Dreadnought „Audacious" durch die britische Admiralität. Die ganze Welt wusste bereits um das Ereignis, von dem photographische Aufnahmen vorlagen und in amerikanischen und auch in deutschen Zeitschriften zahlreich veröffentlicht worden waren — aber in London wurde das unangenehme Ereignis amtlich nicht nur für kurze Zeit, sondern dauernd ignoriert, ebenso wie der Untergang des ersten „Warrior" vor Messina, der ersten „Glasgow" in der Schlacht bei Coronel, des „Tiger" in der Nordseeschlacht am 24. Januar 1915. Die ganze Welt sprach von diesen Ereignissen, auch in London wusste man darum — aber Churchill gefiel sich in der Rolle des Vogel Strauss, für den ein unerfreuliches Ereignis nicht vorhanden ist, wenn er den Kopf in den Sand steckt, und lebte des Wahnes, dass für die Welt ein feststehendes Ereignis nicht vorhanden sei, so lange er es nicht bestätigt habe. Noch nach Neujahr 1915 wusste man in London auch nichts von der schon Ende August erfolgten furchtbaren Katastrophe der russischen Narew-Armee bei Tannenberg; so lange die englischen Zeitungen und die englischen Kabel von dem Geschehnis nichts meldeten, war eine der grössten Kriegstaten der Weltgeschichte, so hoffte man, als nicht wirklich vorhanden anzu-

sehen. Ob heut in England offiziell zugegeben ist, daß die Deutschen alle Forts von Lüttich erobert haben, darf gleichfalls bezweifelt werden. Daß für die Engländer die Aufrechterhaltung von Suggestionen wichtiger war als die Schaffung günstiger Tatsachen, ging aus ihrem Verhalten gegen sämtliche überseeischen Depeschen hervor, aus der systematischen Unterschlagung oder Fälschung solcher Telegramme, die für den Gegner günstige oder für den Dreiverband ungünstige Tatsachen ins neutrale Ausland melden wollten, aus dem Umstand, daß Englands erste Kriegshandlung in der Zerschneidung der vier deutschen Seekabellinien über den atlantischen Ozean bestand, und aus dem bis zu einem Attentat sich verdichtenden Hass, mit dem sie den — — amerikanischen Funkenturm in Sayville beehrten, weil er die Keckheit hatte, die drahtlosen deutschen und österreichischen Kriegsnachrichten, die die Nauener Station täglich über den Ozean sandte, in Empfang zu nehmen, ohne dass der britische Zensor die Möglichkeit hatte, die Nachrichten abzuschneiden oder in britischem Sinne „richtig zu stellen." — Ebenso erfuhr Russland infolge einer rücksichtslos strengen Zensur lange Zeit nichts von den dreimaligen zerschmetternden Niederlagen seiner Heere in Masuren, oder die katastrophalen Ereignisse wurden in der offiziellen Darstellung zu weisen strategischen „Umgruppierungen" durchaus freiwilliger Art umgedichtet.

In Frankreich liessen sich die eigenen grossen Niederlagen des letzten Augustdrittels 1914, trotz redlichen Willens, nicht verschweigen, zumal da Anfang September die deutschen Heere schon vor den Toren von Paris bis Meaux und Lagny streiften. Hier musste man daher zu anderen Mitteln greifen, um künstlich eine vertrauensvolle Stimmung aufrecht zu erhalten, die durch den Gang der Ereignisse selbst sehr wenig gerechtfertigt war. Als die Gefahr bestand, daß Paris im ersten deutschen Ansturm über den Haufen gerannt werde, als die französische Regierung voreilig in einer „vorsichtigen" Gefühlsanwandlung am 3. September von Paris nach Bordeaux übersiedelte und gleichzeitig dem betrogenen Volk heroisches Ausharren anempfahl, bis der geheiligte Boden Frankreichs von den Eindringlingen befreit sei, da suchte Präsident Poincaré den wankenden Mut der Pariser durch jenes berüchtigte Abschiedsmanifest zu stützen und neu zu beleben, dessen dröhnendes Phrasengeklingel im umgekehrten Verhältnis zur Richtigkeit der darin behaupteten Tatsachen stand. Es war ein echt französisches Trunkenmachen mit Worten, eine wahre Verlegenheitssuggestion, wenn die französische Regierung im selben Augenblick, wo sie der Tapferkeit besseren Teil für sich erwählte, dem Volke kund und zu wissen tat, dass gleichzeitig die verbündeten Heere des Zaren den „Stoss ins Herz des Feindes" führten — obwohl die verantwortlichen Stellen genau den (dem Volk sorgfältig verheimlichten) Umstand kennen mussten, dass die russische Dampfwalze fünf Tage zuvor in die masu-

rischen Seen geraten war und auf absehbare Zeit nicht wieder für kriegerische Taten in Betracht kam.

Die Phrase war schon 1870 Frankreichs letztes Aufgebot, auch noch in den Tagen, als die letzten Hoffnungsstrahlen zu verblassen begannen, und je geringer der eigene Glaube an den endlichen Erfolg wurde, um so geschraubter wurden, um so zuversichtlicher lauteten die Phrasen. Die Phrase ist stets ein Zeichen der Schwäche. Ein starkes Volk, das sich seiner Stärke bewusst ist, und das seine Pflicht kennt, bedarf des Phrasennebels so wenig wie die unverbrauchte Manneskraft des Kantharidin.

Nur eine Regierung und eine Heeresleitung, die am militärischen Erfolg verzagt und die da weiss, dass die Erkenntnis der Wahrheit die Nation zu ungeheurem Zorn gegen ihre Verführer aufflammen lassen und den jeweiligen Machthabern ihre Stellung kosten wird, greift zur Phrase und zur Lüge, um der eigenen Herrlichkeit noch eine Galgenfrist kurzen Daseins zu erwirken und das „débacle" um einige Wochen oder Monate hinauszuschieben. Auch in dieser Hinsicht konnte man während des Weltkriegs an Deutschlands drei Hauptgegnern bemerkenswerte psychologische Studien machen. In Russland, wo der Krieg ohnehin am wenigsten volkstümlich war, da er ja nur das Werk einer kleinen, politisch oder finanziell daran interessierten Gruppe war, erfolgte das Erwachen zur Wirklichkeit zuerst; trotz der eisernen Strenge der Zensur und des Verschweigesystems des Generalissimus sickerte die Wahrheit über die drei ungeheuren Niederlagen in Ostpreussen, über die fürchterlichen Menschenverluste bei Tannenberg, vor Przemysl, während der Osterschlacht in den Karpathen doch allmählich durch hundert kleine Kanäle ins Bewusstsein des Volkes, und man war sich in weitesten Kreisen längst bewusst, dass man das Spiel verloren hatte, während die Presse noch immer, auf einen Wink von oben, Triumphgesänge anstimmte und der oberste Leiter der russischen Politik am 9. Februar 1915, in denselben Tagen, da in der masurischen Winterschlacht die 10. Armee vernichtet wurde, das stolze Wort sprach, die russischen Heere marschierten unentwegt auf ihr Ziel los, und Konstantinopel sei der sichere Siegespreis. In England begann die Ernüchterung um Mitte April 1915: die sehr maulkorblose Presse schlug nach dem schmachvollen Ausgang der Dardanellenbeschiessung, dem Scheitern des russischen Ansturms gegen die Karpathen und dem Bekanntwerden der furchtbar umfangreichen Verlustlisten von Neuve Chapelle gegen die verantwortlichen Männer der Regierung Töne an, wie man sie in den leitenden englischen Zeitungen seit undenkbarer Zeit nicht mehr vernommen hatte, und führten dadurch, schneller als alle andren warnenden Symptome, auch beim urteilsfähigen Publikum und dazu bei den nüchtern beobachtenden Neutralen eine langsame Erkenntnis vom wahren Stande der Dinge und ein Zerreissen der

künstlich erzeugten Nebelschleier einer unverantwortlichen Suggestion herbei. In Frankreich freilich, wo von jeher die Königin Phrase am liebsten residiert, verstand man sich wieder am schwersten und spätesten dazu, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich waren. Das alte traurige Spiel von 1870/71 wiederholte sich fast Wort für Wort. Wie man damals Siegesgesänge anstimmte, als Paris schon längst vom eisernen Ring der Belagerer umschnürt war, wie man jeden Strohhalm begierig ergriff, um seine Hoffnungen daran zu klammern, in ehrlichster Ueberzeugung, daß sich nun alles, alles wenden werde, bis schliesslich die Deutschen in Paris einzogen und das nun erst erwachende Volk in den Greueln des Kommuneaufstandes seine Vergeltung an der verantwortlichen Regierung übte, so war man auch im Jahre 1915 und selbst noch 1916 fast überall in Frankreich von rosigster Zuversicht und unverwüstlichem Glauben an den baldigen und vollständigen Sieg erfüllt, zu einer Zeit, als bereits die grossen Offensiven Joffres gegen die unzerbrechliche deutsche Front unter furchtbaren Menschenopfern gescheitert waren, als die nüchtern beobachtenden Zuschauer in den neutralen Ländern, in England und Deutschland bereits Frankreichs nahen Zusammenbruch als Grossmacht mit einem gewissen Gefühl von Mitleid deutlich erkannten. Im selben Monat April 1915, wo einer der autoritativsten und objektivsten neutralen Kritiker schon die Meinung aussprach, der Dreiverband schiene vor einer verlorenen Partie zu stehen, wo englische Blätter, die vordem zu den übelsten Rufern im Streit gehört und Deutschlands nahe Vernichtung fast täglich verkündigt hatten, resigniert bekannten, bisher sei Deutschland der Sieger, und auch wirtschaftlich stehe das Deutsche Reich nicht minder kräftig als England da, in diesem selben Monat war man in Frankreich noch immer dermassen ins Lügengewebe der schönen Phrasen verstrickt, dass man in einem Zeitpunkt, wo man bereits die Siebzehnjährigen und die Krüppel zum Heeresdienst einbeziehen musste, noch grosse Diskussionen pflegte, welche Friedensbedingungen man dem völlig besiegten und vernichteten Deutschland aufzuerlegen habe; Onésime Reclus konnte in eben diesen Tagen, da die Unmöglichkeit, die Deutschen aus Nordfrankreich mit Gewalt zu vertreiben, nahezu allenthalben ausserhalb Frankreichs (und Belgiens) eingesehen wurde, noch eine Schrift veröffentlichen, worin er Deutschlands vollständige Zerstückelung und eine Kriegsentschädigung von 101 Milliarden neben mancherlei anderen grotesken Torheiten verlangte, ohne bei den eigenen Landsleuten einen Protest gegen solche unzeitgemässen Scherze und ein resigniertes Lachen hervorzurufen! Auch in Belgien freilich hatte man noch mehrere Monate später keinen klareren Blick für die Sachlage. Im Oktober 1915, als ganz Belgien bis auf einen winzigen Rest von 40 qkm bereits seit mehr als Jahresfrist in deutschen Händen war, konnte der „König ohne Land“ Albert mit seinen Ministern in La Panne darüber beraten, welche Kriegskosten und welche terri-

torialen Entschädigungen man dem besiegten — — Deutschland auferlegen solle, wobei man sich beiläufig auf eine Summe von 8 Milliarden einigte, die Deutschland an Belgien zu zahlen haben werde! Der Nebel eines von eigener Selbstbeweihräucherung narkotisierten Suggestionsrausches war während der Dauer des Krieges in Frankreich und Belgien durch keine Sprache der Tatsachen zu zerteilen. Jede unentschiedene Kriegshandlung wurde in Frankreich amtlich und nichtamtlich als grosser Sieg gefeiert, um dem „gloire"-Durst des Volkes zu schmeicheln; jeder bedeutende feindliche Sieg hingegen wurde als „letzte Kraftanstrengung" eines „verzweifelten und besiegten Feindes" hingestellt. Auch in Italien stand man der phrasenseligen lateinischen Schwester kaum nach. Als das italienische Heer sich ein volles Jahr lang in geradezu tragischer Ergebnislosigkeit an den österreichischen Stellungen die Köpfe eingerannt hatte, beglückwünschte König Viktor Emanuel in einer Proklamation zum Jahrestag der Kriegserklärung seine Truppen zu ihren — — „hundert Siegen"! Wann wird man den unsagbar grotesken Humor solcher dröhnenden Kundgebungen einmal unbefangenen Herzens geniessen können? — Frankreichs Erwachen soll, wie 44 Jahre zuvor, erst erfolgen, wenn der Friedensschluss unmittelbar bevorsteht und das Ende des Rausches mit dem nachfolgenden Katzenjammer nicht mehr länger hinausgeschoben werden kann. Das ist der Fluch der Phrase, deren verderbliche Wirkung kaum je zuvor gleich klar zu erkennen war!

Es war für Deutschlands Gegner unbedingt verhängnisvoll, dass sie selbst ihre strategischen Massnahmen nicht nur von den allein zulässigen strategischen Gesichtspunkten diktieren liessen, sondern daneben auch von politischen, wobei die fast ins Krankhafte gesteigerte Sucht, eine Suggestion um jeden Preis auszuüben, die verhängnisvollsten und folgenschwersten Missgriffe heraufbeschwor. Typisch hierfür war ja die Wahl des Termins für die grösste der vergeblichen Joffreschen Offensiven, die am 25. September 1915 begann. Wie durchaus glaubhaft gemeldet wurde, wünschte Joffre noch einige Zeit mit diesem Angriff zu warten, der Frankreichs gewaltigste, entscheidende Kraftanstrengung bringen sollte, aber das Bedürfnis, schleunigst durch einen grossen kriegerischen Erfolg Eindruck auf die Balkanstaaten zu machen und sie dadurch zum Anschluss an den Vierverband zu bewegen, überwog schliesslich alle anderen Rücksichten und drängte selbst die rein militärischen Erwägungen in den Hintergrund. Am 19. Sept. hatten gegenüber Semendria deutsche Kanonen gegen die serbischen Stellungen gedonnert und der aufhorchenden Welt angekündigt, dass Deutschland den für die Entscheidung des Weltkrieges voraussichtlich entscheidenden Durchstoss durch Serbien nach der Türkei plane, am 22. September hatte Bulgarien die Mobilmachung angeordnet, die offensichtlich auf den nahen militärischen Anschluss an die Zentralmächte hinzielte. Diese beiden „schlechten Ein-

drücke" galt es zu paralysieren, und gleichzeitig sollten mindestens Griechenland und Rumänien, wenn möglich auch Bulgarien, für das Zusammengehen mit dem Vierverband gewonnen werden. Ein schnelles Handeln, ein rascher, blendend grossartiger Sieg war nötig, um ein solches Ziel zu erreichen — und die Folge davon war der verfrühte Angriff am 25. September. Dass die rund 200 000 Mann Verluste, die dieser verzweifelte Ansturm auf die eiserne deutsche Mauer die verbündeten Franzosen und Engländer kostete, in der Tat zu Suggestivzwecken geopfert wurden, vermöchte man nicht zu glauben — der Gedanke allein mutet unfassbar frivol an — wenn nicht Joffres berühmter Armeebefehl vom 14. September selbst diesen Zweck des Angriffs ausgesprochen hätte, indem er sagte: „Ausserdem wird ein glänzender Sieg über die Deutschen die neutralen Völker bestimmen, sich zu unseren Gunsten zu entscheiden!

Dass gelegentlich auch strategische Massnahmen zu Suggestivzwecken durchaus angebracht sein und sogar einen klugen Schachzug darstellen können — wer wollte es leugnen? Aber das Verhältnis zwischen der Grösse des Suggestivmittels und des anzustrebenden Zwecks muss den rechten Maßstab aufweisen. Wenn die deutsche Heeresleitung am 19. Sept. 1915 ein paar Kanonenschüsse vom ungarischen aufs serbische Donauufer hinübersenden liess und diese an sich belanglose Handlung ausdrücklich alsbald bekannt gab, so war auch dieses Vorgehen dazu bestimmt, Suggestionen auszuüben, den Balkanstaaten zu zeigen, wohin die Reise ging, und dadurch ihre Haltung zu beeinflussen. Aber lediglich dasselbe, was die Deutschen mit ein paar Kanonenschlägen ohne Menschenopfer erreichten, strebten die Franzosen und Engländer mit ihrem Opfer von 200 000 Mann und ihren wahnsinnigen Durchbruchsversuchen vom 25.—27. September an! Dort ein Arbeiten mit lächerlich geringfügigen Mitteln, um bei anderen Nationen Entscheidungen von weltgeschichtlicher Bedeutung heraufzubeschwören; hier eine unverantwortliche Verschwendung von kostbaren Menschenleben, um — genau dasselbe in entgegengesetztem Sinne zu erreichen! So unterscheidet sich die deutsche von der französischen Suggestivmethode! Der Unterschied wird noch frappanter, wenn man die Ergebnisse der beiden Suggestivversuche vergleicht. Die Kanonenschüsse von Semendria kosteten ein paar tausend Mark, und ihr Erfolg war die Entscheidung Rumäniens und Griechenlands für die Neutralität und Bulgariens zielbewusster militärischer Anschluss an den Dreibund, der gewissermassen die Ueberschreitung der höchsten Spannung im grossen, weltgeschichtlichen Kriegsdrama und den Anfang vom guten Ende darstellte; die Schlachten in der Champagne, im Artois und in Flandern verfehlten dagegen, weil sie nicht den erhofften „glänzenden Sieg" brachten, ihren suggestiven Zweck durchaus: Bulgarien wartete noch einige Tage und stellte sich dann, als der Misserfolg der Joffreschen Offensive nicht mehr zu verkennen war, mit kühnem Entschluss auf die Seite

der Feinde Frankreichs und Englands, während die anderen Balkanstaaten, die man mitzureissen gedachte, wider Erwarten sich für die Neutralität und weiteres vorsichtiges Abwarten entschieden.

Der riesige Dardanellenbluff, der schliesslich so kläglich und ruhmlos endete, war schon im Frühjahr 1915, wie wir hörten, von den unglücklichen Vätern des Gedankens in London und Paris durchaus nicht so sehr als ein Mittel gedacht gewesen, Konstantinopel wirklich zu erobern oder gar dem russischen Bundesgenossen den Weg dahin zu bahnen, als vielmehr als Ermunterung für die noch neutralen Balkanstaaten, die Sache des Vierverbands zu der ihrigen zu machen. Nachdem diese erste Absicht gescheitert war, sollte die Riesenschlacht vom 25.—27. September demselben Ziel gelten, und als auch hier der Fehlschlag nicht länger zu verkennen war, sollte die Landung von französischen und englischen Truppen im griechischen Saloniki unter dem Protest der griechischen Regierung den letzten und grössten Trumpf darstellen, um die zaudernden Neutralen mitzureissen und das ungebärdig werdende Bulgarien einzuschüchtern. Glückte der kecke Streich, schloss sich Griechenland der Entente an, so war man die quälende Sorge los, konnte grosse Truppenmassen den in Serbien eindringenden Deutschen und Oesterreichern entgegenwerfen und Bulgarien von der Kriegserklärung zurückhalten. Verpuffte jedoch auch diese überraschende Suggestion ohne Wirkung, bewahrte Griechenland seine besonnene Neutralität, so konnte die unter schroffer Verletzung der griechischen Staatshoheit vollzogene Truppenlandung in Saloniki nur mit einer militärischen Katastrophe oder einer ungeheuren Blamage enden, deren Lächerlichkeit tödlich für den letzten Rest des diplomatischen Ansehens der Entente werden konnte. Bekanntlich hat in der Tat auch dies Suggestivmittel versagt. Ein Jahr früher hätte England damit wohl noch den gewünschten Erfolg voll erzielt, da der (auch überwiegend auf geschickter Suggestion beruhende) Respekt vor ihm bei den kleinen Staaten ausserordentlich gross war. 14 Monate Kriegführung hatten jedoch so oft gezeigt, dass Englands vermeintliche Macht und Stärke nicht auf Wirklichkeit, sondern auf Schein beruhte, hatten so oft der Welt vor Augen geführt, dass die Phrase die fehlende Kraft vortäuschen musste, dass jetzt der Griechenkönig Konstantin das Spiel durchschaute und es wagen konnte, mit der Entlassung seines Ministerpräsidenten Venizelos zum zweitenmal gegen Englands und Frankreichs Willen und Wunsch aufzutrumpfen. So zerriss abermals das Netz der Suggestion, in dem sich Griechenland fangen sollte; die Lösung des Balkanproblems liess sich nun nicht mehr durch grosse Worte und berauschende Versprechungen, sondern nur noch durch Leistungen und Tatsachen herbeiführen — und dabei mussten bekanntlich diejenigen den kürzeren ziehen, die vordem, um andere zu bluffen, die selbstgefälligste Miene gezeigt, die hochtrabendsten Reden im Munde geführt hatten! — Hoffentlich wird es

eine der grossen Segnungen des Krieges sein, dass er die internationalen Beziehungen der Völker ein wenig vom Fluch der Phrase erlöst und allgemein den Blick für wahre und für falsche Werte geschärft hat. Trifft diese Vermutung zu, so wird sich freilich künftig zeigen, dass der Respekt vor den kriegführenden zwei Grossmächten England und Frankreich und vor Deutschlands „neutralem Feind“ Amerika in ungefähr gleich starkem Maße geschwunden ist!

Dass Diplomaten und Politiker mit Phrasen arbeiten, gehört schliesslich zu ihrem Handwerk, wenngleich die deutschen Staatsmänner und vor allem der in unbedingter Sachlichkeit und Ehrlichkeit schlechterdings nicht zu überbietende Reichskanzler gezeigt haben dürften, dass man mit nüchternen Worten, die nicht mehr und nicht weniger bedeuten sollen, als sie besagen, viel stärkere und nachhaltigere Wirkungen zu erzielen vermag, als mit schönen oratorischen Leistungen, in denen die Redner etwa versicherten, die „devoir tragique et simple“ liege klar vor Augen, ohne jedoch anzudeuten, was man sich unter dieser schönen Redensarten vorstellte oder auch nicht vorstellte! Auch das italienische Volk ist ja von seiner Regierung und bezahlten agents provocateurs mit Phrasen in den Krieg gehetzt worden, mit der klingenden Schelle des „sacro egoismo“ und der Versicherung, dass ein Krieg gegen Oesterreich nur „Fahnen, Blumen und flatternde Bänder“ bescheren werde — bis die grausige Wirklichkeit den furchtbaren Unterschied zwischen Verheissung und Erfüllung zeigte! Immerhin im politischen Leben wird man die Phrase niemals entbehren können oder wollen. Dagegen ist die Phrase und die gewollte Suggestion im Munde von Heerführern ein sehr zweischneidiges Mittel. Dass der Feldherr mit Hilfe glücklich erfundener Suggestionen vorzügliche Augenblicks-Wirkungen zu erzielen vermag, haben uns manche geniale Feldherren, in erster Linie Napoleon I., gelehrt. Sobald aber der Heerführer suggestive Wirkungen von Dauer mit Hilfe schöner Redensarten oder gar mit Hilfe von bewussten Lügen ausüben will, schiesst er einen Pfeil ab, der nur allzu leicht auf den Schützen zurückprallt — gemäss dem Wort, dass man dem, der einmal lügt, nicht glaubt, auch wenn er die Wahrheit spricht. Auch hier wieder lassen sich die beiden entgegengesetzten Pole deutschen und französischen Empfindens studieren, indem man etwa das Verhalten Hindenburgs und Joffres vergleicht. Man stelle sich einen Hindenburg vor, der vor der Schlacht dröhnende Bekanntmachungen dessen, was er leisten will, an sein Heer und an die Oeffentlichkeit erlässt! Moltke hat uns Deutsche gelehrt, wie man schweigend siegt, und diese seine unschätzbare Lehre haben die Erben seines Geistes glücklicherweise mitübernommen. Der französische Generalissimus hingegen konnte es sich nicht versagen, seine ersten Offensiven vorher in der Presse ankündigen zu lassen und, nachdem er das Unzweckmässige einer solchen von den Tatsachen

stets Lügen gestraften Großsprecherei eingesehen hatte, musste er wenigstens in Geheimbefehlen seine Truppen in seine Absichten und verlockenden Zukunftshoffnungen einweihen und sie, wie seinen Armeebefehl vom 14. Sept. 1915, ausklingen lassen in einen Suggestivversuch: „Die Bekanntgabe dieser Mitteilungen an die Truppen wird nicht verfehlen, den Geist der Truppen zu der Höhe der Opfer zu erheben, die von ihr gefordert werden.“ Die Bekanntmachungen der deutschen Obersten Heeresleitung waren durchweg auf den Ton gestimmt: „Wir haben erreicht,“ die der französischen dagegen auf „Wir werden erreichen.“ Um den unsicheren Wechsel auf die Zukunft einzulösen, scheuten die französischen Heerführer selbst nicht vor bewussten Lügen und Irreführungen ihrer eigenen Truppen zurück, da sie den Mut der Verzweiflung und die äusserste Hingabe in ihren Soldaten zu entflammen wünschten — coûte que coûte! So wurde mit Billigung der leitenden Stellen massenhaft das Märchen verbreitet, dass die Deutschen ihre Gefangenen marterten und töteten oder mindestens arg hungern liessen, so wurde bei einem der vergeblichen Angriffe auf den sonderbaren Vorsprung der deutschen Front bei St. Mihiel den französischen Soldaten weisgemacht, die Kanonen, die sie im Rücken der feindlichen Front aufblitzen sehen würden, seien französische Geschütze, die den in die „Zange“ genommenen Feind auch von hinten her beschössen. Dass sich mit derartigen armseligen Suggestivmitteln keine Erfolge von Dauer und von wahrem Wert erzielen lassen, ist für jeden Psychologen von vornherein klar. Ach, Napoleon I. war doch nicht nur ein unvergleichlich viel grösserer Feldherr als die heutigen französischen Heerführer, sondern er wusste auch auf dem Instrument der Soldatenseele mit ganz anderer Meisterschaft zu spielen: seine genialen Suggestivmittel berauschten und begeisterten das Heer und befähigten es somit zu den grössten Taten; seine Nachfolger der Jetztzeit aber täuschen die Truppen über die wahre Sachlage, schildern sie günstiger, als sie wirklich ist, oder suchen durch Grausen und Wut über erdichtete Unmenschlichkeiten des Feindes in ihnen Abscheu zu wecken — ähnlich wie psychologisch unerfahrene Priester früherer Jahrhunderte durch Schilderung der Höllenschrecken die Seelen auf den Weg des Guten zu weisen vermeinten! Die Begeisterung, der ideale Schwung, sie können allerdings Schlachten gewinnen und selbst die Niederlage noch in einen Sieg verwandeln, wie es etwa bei Marengo geschah; mit Ueberhebung aber ist das Schlachtenglück ebensowenig zu zwingen wie durch das ganze kindliche Mittel künstlicher Erregung von Furcht und Abscheu.

Eine erfolgreiche suggestive Beeinflussung eines Heers im Kampf oder unmittelbar davor hat die Kriegsgeschichte durchaus nicht selten zu verzeichnen gehabt, aber die dabei zur Anwendung gelangten psychologischen Methoden unterschieden sich regelmässig ganz gewaltig von dem krankhaften Aufpeitschen des Gefühlslebens, wie es Herr Joffre vergeb-

lich anstrebte, um den Sieg an seine Fahnen zu heften, und setzten stets irgend etwas Greifbares voraus, an dem sich die Begeisterung entflammen und zur Höchstleistung anspornen konnte. Das hinreissend schöne Phrasengeklingel, in den Falten der Fahnen flatterten die „magischen“ Namen Recht und Freiheit („dans les plis de leur drapeau sont inscrit les noms magiques de droit et de liberté“), mit dem Joffre im August 1914 die Ueberschreitung der elsässischen Grenze begleitete, war ein Zeichen der Dekadenz, eine Aeusserung des insgeheimen Bewusstseins, dass man mit rednerischem Pathos und grossen Worten ersetzen müsse, was einem an Vertrauen in die eigene Kraft und an gutem Gewissen, einen gerechten Kampf zu kämpfen, abging. Der wahrhaft Starke bedarf keiner dröhnenden Ansprachen und Kundgebungen v o r vollbrachter Tat, und ein deutscher Feldherr, der vor Beginn der Schlacht mit oratorischen Glanzleistungen um sich wirft und seine schillernden Stilblüten allsogleich in alle Welt telegraphieren lässt, bevor er einen entscheidenden Schritt zur Erreichung seines Zieles getan hat, ist glattweg eine Unmöglichkeit! Nur in e i n e m Falle wird der wahrhaft grosse Feldherr sich schon v o r dem Entscheidungskampf dazu verstehen, zu seinen Truppen zu reden: wenn es sich um Sein und Nichtsein handelt, wenn die Soldaten begreifen müssen, dass sie nur den Sieg zu gewinnen oder alles zu verlieren haben. Ein Cortez, der die Schiffe hinter sich verbrannt und nur noch zwischen der Eroberung Mexikos und dem Untergang zu wählen hatte, durfte vor dem Kampf sein Heer mit Worten entflammen und ihm zeigen, wie die Dinge lagen; auch der grosse Friedrich durfte vor Leuthen und vor Liegnitz im Bewusstsein, dass der Fortbestand Preussens auf dem Spiele stand, den Mund zur Rede öffnen — zur soldatisch knappen, eindringlich-nüchternen Ansprache, nicht zum schwülstigen Phrasengedresch von Freiheit, Zivilisation und ähnlichen schönen Augenblendern und Tatsurrogaten. Ein „Betrunkenmachen mit Worten“ liegt ja zwar dem französischen Nationalcharakter ungleich mehr als dem deutschen — aber eben d e r Mann, der, gleichzeitig ein Franzose, einer der genialsten Feldherren aller Zeiten und ein unerreichter Meister in der Kunst der Suggestion war, der Kaiser Napoleon, er hat sich, wenn er zu seinem Heere sprach, nie zum phrasenkäuenden Volksredner erniedrigt. Dass auch er den Phrasenweihrauch wundervoll zu handhaben verstand, wo er am Platze war, hat er oft genug bewiesen (es sei nur erinnert an die auf den orientalischen Geschmack zugeschnittene Proklamation an die ägyptische Bevölkerung von 1798, über deren schwülstig-mystischen Stil er sich selbst später weidlich lustig machte) — auf seine Truppen aber suchte er nur zu wirken durch einen einzigen knappen Satz, den er im günstigsten Augenblick in die Masse warf, um in dem entscheidenden Zeitpunkt ihre Begeisterung zu wecken und zur höchsten Kraftleistung anzuspornen. „Vier Jahrtausende sehen auf euch herab“ — das war das Stimulans, das

am 21. Juli 1798 vor der Pyramidenschlacht den Willen zum Sieg entflammte; „Erinnert euch, dass ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfeld zu übernachten," lautete das Zauberwort, das die bei Marengo weichenden französischen Truppen zum Stehen brachte und zum Sieg zurückführte; und mit dem Ruf: „Seht da, die Sonne von Austerlitz" wurde in schwerer Stunde am 7. September 1812 bei Moshaisk das Glück des Krieges an die französischen Fahnen geheftet. Das waren Meistersuggestionen, glücklich erfunden, einprägsam und trefflichst geeignet für eine kurzdauernde, anspornende Wirkung im entscheidenden Augenblick.

Diese Meisterschaft in der psychologischen Beurteilung und Behandlung haben die heutigen kleinen Nachfolger des grossen Napoleon von ihm ebensowenig gelernt wie sein strategisches Geschick. Wohl haben sie das Bestreben übernommen, durch stolze Worte zu Taten anzuspornen, aber ihnen fehlt der sichere Blick für die erreichbaren Wirkungen und ihre Dauer, für den rechten Ort, den rechten Zeitpunkt, wo Suggestionen am Platze sind. Sie legen den Schwerpunkt auf die schöne Prägung klangvoller Schlagworte und meinen die gewünschte Leistung müsste sich ganz von selbst einstellen, wenn die benebelnde Phrase erfunden oder die heroische Geste öffentlich ausgeführt ist. Diese Neigung des französischen Nationalcharakters zur schönen Geste wurde ja schon vor 45 Jahren in dem bekannten Liede: „König Wilhelm sass ganz heiter" in ungemein treffender Weise verspottet:

„Als Napoleon dies vernommen,
Liess er gleich die Stiebeln kommen,
Die vordem sein Onkel trug."

An derartigen bramarbasierenden Handlungen war die französische und auch die italienische Politik während des Weltkrieges überreich. Was war denn der Don Quixotezug der Alliierten nach Saloniki anderes als eine schöne Geste, die Sicherheit und Siegeszuversicht vortäuschte, um — — andere Nationen zur Tat fortzureissen? Oder man denke an die „symbolischen" Handlungen in den ersten Kriegswochen, die auf den Pariser Bahnhöfen als Endziel die Namen Belfort und Nancy durch Mulhouse und Strasbourg ersetzten, um damit kundzutun, dass das Elsass bereits als erobert zu betrachten und demgemäss der französische Endpunkt der Bahnlinien ostwärts vorgeschoben sei. In dieselbe Rubrik gehörte die Tatsache, dass die französische Regierung, nachdem ihre Truppen einige Kilometer ins Elsass eingedrungen waren, einen Präfekten für Altkirch ernannte, der dann aber, da Altkirch noch in deutschem Besitz war und dauernd verblieb, seinen Sitz in Dammerkirch aufschlagen musste. Die italienische Regierung erwies sich in diesem etwas kindlich anmutenden Vergnügen als gelehriger Schüler der französischen, wenn sie ihrerseits schon bald nach ihrem Eintritt in den Krieg Barzilai zum Minister der eroberten Gebiete ernannte, obwohl ihre Truppen in vielmonatigem,

blutigem Ringen nicht einen einzigen wichtigen Ort den Oesterreichern zu entreissen und zu „erlösen“ vermochten. Auch des Umstandes sei gedacht, dass im italienischen Parlament für die künftigen Volksvertreter von Triest, Trient und einigen andren zunächst nur mit dem Mundwerk eroberten österreichischen Städten eigene Sitze angefertigt wurden, um damit „unwiderleglich“ zu bekunden, dass jene Gebiete fortan zu Italien gehörten.

Solche Mätzchen mögen den Romanen zusagen, — in Deutschland wären sie schlankweg undenkbar. Dass sie weder von Kraft noch von Selbstbewusstsein zeugen, liegt auf der Hand; sie sind eben Suggestionen, Bluffs, und sollen etwas vortäuschen, was nicht da ist. Die deutsche Regierung lud das Volk zur Zeichnung der Kriegsanleihen ein und erzielte ohne Phrasengeklingel erst $4^1/_2$, dann 9, dann $12^1/_2$, schliesslich $10^3/_4$ Milliarden Mark; als die französische Regierung sich nach langem Zaudern zur Aufnahme ihrer Anleihen im eigenen Lande entschloss, prägte sie zunächst einmal einen zugkräftigen Namen. Sie erfand für die erste Anleihe die Bezeichnung „Anleihe der nationalen Verteidigung“, für die zweite gar die schöne Bezeichnung „Siegesanleihe“ und hatte damit nach ihrer Ansicht gleichzeitig den Erfolg der Anleihe und den siegreichen Ausgang des Krieges gewährleistet. Selbst ein leidlich klarer Kopf wie Gustave Hervé glaubte zum triumphierenden Siege Frankreichs nicht besser beitragen zu können, als indem er sein Organ „La guerre sociale“ umtaufte in „La victoire“. „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.“

England hat im Kriege zweifellos nicht annähernd so wie Frankreich den Blick für die Wirklichkeit verloren. Man verschmähte dort Kindereien nach Art der eben genannten. England wandte ungleich geriebenere und besser überlegte Suggestionen an als Frankreich; man wollte dort ja auch weniger das eigene Volk über seine Stärke täuschen als den Feind und die Neutralen, die man einzufangen hoffte, wenn man möglichst geräuschvoll den starken Mann und Sieger markierte. Dass Englands Spiel mit der Suggestion aber auch von solchen, auf deren Dupierung es zumeist berechnet war, gar bald durchschaut wurde, das zeigte ein neutrales Urteil, wie es die schwedische Zeitung „Vidi“ am 10. Oktober 1915 fällte:

„Im Laufe der fünfzehn Monate, die der Krieg jetzt währt, hat sich Schritt für Schritt gezeigt, mit welch gewaltigem Bluff England sein Spiel treibt. Es bietet hoch und tut so, als ob es lauter hochfeine Karten hätte. Werden die Karten auf den Tisch gelegt, dann zeigt es sich, über welch elendes Zeug es verfügte. Und man staunt über die Frechheit.

Beispiele? Genug!

Wie wollte England Antwerpen — ganz Belgien retten! — Nichts als Bluff! Dann sollte England die Deutschen aus Frankreich werfen, die Flotte aus ihren Rattenlöchern graben, vernichten — nichts als Bluff! Dann die Dardanellen — Bluff! Jetzt, nachdem England von Kriegsbeginn an behauptet

hatte, die ganze Balkanpolitik zu beherrschen, sein furchtbares Fiasko mit Bulgarien und Griechenland! — Bluff von Anfang an. England ist enthüllt! Es ist der schlimmste Bluffer. Niederlage auf Niederlage. Kein einziger Gewinn von Wert, der auf den Ausgang einwirken könnte, ist zu verzeichnen.

Aber England wird nicht müde, es blufft ruhig weiter."

Das war — notabene! — noch vor Gallipoli und Kut el Amara! Englands Neigung, durch grosse Worte zu bluffen, zeigte sich schon seit vielen Jahren in der Wahl von Namen und Bezeichnungen für die Kriegsschiffe. Wie man im Altertum wohl auf Schilden eine Abbildung des Gorgonenhauptes anbrachte und im Mittelalter den Schiffsschnäbeln Drachengestalt gab, um einem leicht schreckhaften und abergläubischen Feind Furcht einzuflössen, so taufte das britische Volk seine „men of war" Formidable und Invincible, Dreadnought, Audacious, Triumph usw., mit dem Resultat, dass die Misserfolge der mit so hochtrabenden Namen gezierten Schiffe das Peinliche ihrer Ohnmacht nur um so fühlbarer in die Erscheinung treten liessen.

Es war Englands Verhängnis, dass es, vielleicht zum erstenmal in seiner Geschichte, im Weltkrieg mit einem Feinde zu tun hatte, der sich auch durch die geschicktesten Bluffs und die anmaßendsten grossen Worte nicht einschüchtern und imponieren liess, der den Wert der Phrase gering achtete und nur die Tat gelten liess. Es ist kein Zufall, dass es in Gestalt des Goethischen Faust ein Deutscher war, der in seiner Uebersetzung der Bibel sich nicht begnügte mit der von alters her gebräuchlichen Deutung des griechischen Textes: „ἐν ἀχρῇ ἦν ὁ λόγος", sondern der sich von der bequemen Wiedergabe „Im Anfang war das Wort" hindurchrang zu der tieferen Auffassung „Im Anfang war die Tat." Nur ein deutscher Faust war hierzu imstande; ein englischer Faust, ein Landsmann des Churchill und des Bureaus Reuter, wäre unbedingt beim Begriff „Wort" stehen geblieben, und ein französischer Faust hätte voraussichtlich keine treffendere Wiedergabe gefunden als „Im Anfang war die Geste." —

Der Weltkrieg 1914/16 hat in einer schonungslosen Weise, wie kein Ereignis je zuvor, die wahre Stärke von der vorgetäuschten geschieden. Das echte Gold bewährte sich im Feuer des ungeheuren Weltenbrandes, die Talmiware aber wurde rücksichtslos in ihrem wirklichen Werte enthüllt. Ueber 100 Jahre hatte England sich mit Hilfe eines Nimbus die Rolle eines arbiter mundi zu verschaffen und zu behaupten gewusst; von 1805 bis 1914, von Trafalgar bis Coronel, hatte die englische Flotte nicht ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, sich in einer irgendwie namhaften Aktion zur See zu betätigen (ausser in den risikolosen Bombardements von Kopenhagen, Navarin, Bomarsund, Alexandria usw.), und dennoch beherrschte sie die Meere, beherrschte sie die Länder durch ihr blosses Vorhandensein. Jetzt zum ersten Male sollte und konnte sie zeigen, ob die alten Lorbeeren von Hogue, Abukir und Trafalgar noch grün seien, und —

sie kroch ins Mauseloch, erlitt überraschend empfindliche Teilschlappen bei Coronel, in der Nordsee, in den Dardanellen, und ihren einzigen grossen Erfolg bei den Falklandsinseln errang sie lediglich durch vielfache zahlenmässige Ueberlegenheit und durch — japanische Hilfe! Und ein ähnliches Fiasko war manchem anderen alten, sorgsam gepflegten Nimbus beschieden, als die harte Wirklichkeit zwang zu zeigen, was für ein Tatsachenkern in dem dicken Weihrauchdunst steckte. Das stolze England, das seit Jahrzehnten nur die Faust hatte zu ballen brauchen, um jeden Wiederstand zu brechen, konnte im Bunde mit dem glorienumworbenen Frankreich und mit dem Russland, das mit seinen Menschenmassen wie eine Dampfwalze zu wirken gedachte, nicht einmal „den kranken Mann am Bosporus" niederzwingen, ja, holte sich in fast elfmonatigen Kämpfen auf Gallipoli, in den Dardanellen, bei Ktesiphon und Kut el Amara Niederlagen, die zu den bedeutendsten und verlustreichsten der ganzen englischen Geschichte gehörten. Empfindlicher noch als die unmittelbaren, riesigen Verluste an Geld und Menschenleben war dabei der Verlust des Prestige, das Zerreissen eines sorgsam gehüteten, aber vorher nie ernstlich auf die Probe gestellten Nimbus.

Der Verlust des Nimbus erscheint vielleicht manchem geringfügig und in unserer materiell rechnenden Zeit ziemlich belanglos, und dennoch ist dieser rein seelische Faktor gelegentlich von weltgeschichtlicher Bedeutung. Man denke an den ersten Napoleon, der für unbesieglich gehalten und erst niedergezwungen wurde, nachdem die Schlacht von Aspern gezeigt hatte, dass auch ihm die Siegesgöttin keine Sklavin war, und der Feldzug von 1812, dass er einen Krieg verlieren konnte. Ohne den Verlust des Nimbus der Unbesiegbarkeit wäre es wohl ausgeschlossen gewesen, dass nach 1813 Napoleon gelegentlich selbst einem Schwarzenberg unterlag!

Der Verlust des Nimbus der Unwiderstehlichkeit wird nun auch für Englands Stellung in der Welt, selbst wenn sonst der Krieg glimpflich für England ablaufen sollte, von schwerwiegenden Folgen sein und zumal in der Welt des Islam den Respekt vor Englands Machtfülle unheilbar untergraben. In England ahnte man deutlicher als anderswo, was der Verlust des Nimbus für eine Nation, die bewusst ihre ungeheure Macht zum Teil auf schönen Schein und auf Suggestion gegründet hatte, bedeutete; daher das sonderbare, eifrige Bestreben des englichen Premierministers, die nach endlosen Blutopfern und $8^1/_2$ monatlichen, furchtbaren Kämpfen ausgeführte, halb freiwillige, halb vom Feinde erzwungene Räumung von Sedd-ul-Bahr in der Nacht zum 9. Januar 1916, die den Schlußstrich unter ein völlig ergebnisloses, mit entsetzlichen Opfern verbundenes Unternehmen zog, als eine der „glänzendsten Ruhmestaten der englischen Geschichte" hinzustellen. Eine Rückzugskanonade mit Worten — nichts weiter!

Die französische Methode, mit Phantasiesiegen zu prunken, galt in

erster Linie der Täuschung oder richtiger der Narkotisierung des eigenen Volks, dieselbe englische Methode hingegen der Dupierung der Neutralen. Indem man nach vollständigen militärischen Misserfolgen und Fehlschlägen die Dinge regelmässig so darstellte, als ob nunmehr der Endsieg gesichert, ja, eigentlich schon errungen sei, konnte man lange Monate hindurch der neutralen und pseudoneutralen Welt Sand in die Augen streuen. Man vergass nur, dass man auf diese Weise gerade den nicht täuschen und unschädlich machen konnte, auf dessen Niederzwingung es doch schliesslich in erster Linie ankam: den Feind! Durch blosses Zureden, dass er längst tot sei, ist bisher eben noch niemand zu Tode gebracht worden!

Englands bekannte Scheu, selber seine Kriege auszufechten, und seine Neigung, andere Völker durch anfeuernde Worte, das Heil der Welt und die Zivilisation ständen auf dem Spiel, anzutreiben, dass sie im englischen Interesse Blutopfer bringen, hat sich gleichfalls nie zuvor in so krasser, fast möchte man sagen, in so naiver Weise geoffenbart, als im gegenwärtigen Krieg. Das systematische Geschrei, das sich stets erhob, sobald England einen Schlag erhalten hatte: „Was wird Amerika, Holland, Dänemark, Griechenland, Rumänien zu diesem „Völkerrechtsbruch", zu dieser „Herausforderung der Menschheit" sagen?", hätte unter weniger ernsten Begleitumständen belustigend gewirkt. Den Höhepunkt erreichte diese sonderbare Bekundung nationaler Stärke in den zeitweilig typisch gewordenen Reuterberichten: Das Schiff N. N. ist versenkt worden; es befanden sich so und so viele Amerikaner an Bord! Der Leser solcher Berichte, deren einziger Zweck es war, irgend einen Neutralen scharf zu machen, musste oft genug an den von einem Stärkeren verprügelten Jungen denken, der jenem mit seinem „grossen Bruder" droht, um sich für die erlittene Unbill zu entschädigen und dem Gegner das Gefühl des Behagens zu rauben. Gleichzeitig aber stellten die systematischen Aufreizungsversuche der Neutralen auch eine bewusste Anwendung der Suggestion dar, um leidenschaftliche Gemütserregungen in einem England genehmen Sinne zu entfalten, zu lenken und zum eigenen Besten auszunutzen.

In dem reichen Ruhmeskranz, den sich das deutsche Volk während des Weltkriegs 1914/16 geflochten hat, wird das Fehlen jeder Phrase, jeder wahrheitverschleiernden Verdrehung der Tatsachen in den amtlichen Bekanntmachungen dereinst eines der grünsten Lorbeerblätter sein. Die schlichte Sprache der Wahrheit und der Tat hat vielleicht der Welt da draussen nicht immer so imponiert wie die grossen Reden, stolzen Gesten und prunkvollen Schlagworte, mit denen Deutschlands Feinde ihre glänzendsten Siege erfochten, aber auf die Dauer hat die fast nüchtern zu nennende Objektivität und Sachlichkeit der deutschen Darstellung doch den Sieg davongetragen über die Phalanx der Phrasen und Sug-

gestionen und schillernden Hoffnungsseifenblasen, mit denen die Urheber des grossen Weltbrandes den Krieg zu gewinnen gedachten. Wenn Objektivität eine spezifisch männliche, Subjektivität eine weibliche Eigenschaft ist, so haben die Deutschen in diesem heissen Ringen bewiesen, dass sie es verdienen, die männlichste Nation des Erdballs zu heissen. — Möge Deutschlands Betätigung in der Welt nun auch weiterhin im Zeichen der Goethischen Uebersetzung des „*Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος*" kämpfen und siegen: Im Anfang war die Tat!

Ueber Farbenhören.[1])

Von **Kati Lotz**, Oranienburg-Eden bei Berlin.

Es sind nun 2 Jahre her, seitdem ich in der Berliner Psychologischen Gesellschaft zu dieser Frage gesprochen habe, und wenn auch in der dazwischen liegenden Zeit unsere Gedanken überwiegend vom Krieg und dem Kriegsgeschehen in Anspruch genommen waren, so haben trotz alledem doch auch die psychologischen Beobachtungen ihren Fortgang genommen und zu einer Ergänzung der damaligen Folgerungen geführt. Ich erlaube mir daher, jenen Vortrag vom Januar 1914 entsprechend den fortgeführten Beobachtungen zu ergänzen und ihm eine teilweise neue Form zu geben.

Im Jahre 1912 erschienen in der von der psychoanalytischen Schule neugegründeten Zeitschrift Imago zwei Aufsätze über Farbenhören, der eine von Pfister-Zürich, der andere von Hug-Hellmuth, die beide betreffs dieser Erscheinung zu bestimmten, unter sich übereinstimmenden Erklärungen kamen.

Da ich selbst farbenhörend bin und diese Erscheinung seit meiner Kindheit an mir beobachtet habe, die dort gegebenen Erklärungen zu meinen Erfahrungen in Widerspruch standen, veranlasste mich dies, mich meinerseits mit dieser Sache zu beschäftigen und eine Erklärung zu versuchen. Ich werde im folgenden versuchen, Ihnen meine Auffassung darzulegen:

Es handelt sich um die Eigentümlichkeit vieler Personen, nach der sie, sobald sie einen Gehöreindruck erhalten oder einen solchen aus der Erinnerung wiedererzeugen, ein Licht oder eine Farbe sehen. Diese Licht- oder Farbenerscheinung verbindet sich untrennbar mit dem Laut oder Klang, sodass sie unfehlbar jedesmal auftaucht, sobald das Geräusch, der Laut oder Klang tatsächlich oder geistig vernommen oder physisch gebildet wird.

---

[1]) Im Anschluss an einen Vortrag, gehalten in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin am 22. Januar 1914. Ergänzt im Januar 1916.

Der Ausdruck Farbenhören bezeichnet die Erscheinung ungenau, ich habe ihn aus der Literatur übernommen und behalte ihn zunächst bei, weil die Erscheinung unter dieser Bezeichnung bereits bekannt ist.

Jedoch handelt es sich nicht um ein Hören von Farben, sondern um ein Hören von Tönen unter gleichzeitigem Sehen eines Licht- oder Farbenscheines. Anstelle des Ausdruckes Farbenhören sollte die Bezeichnung Hören mit Farbenbegleitung treten. Der Ausdruck Farbenhören entstammt einer ungenauen Uebersetzung der französischen Bezeichnung „audition colorée", die genau betrachtet etwas anderes sagt, audition ist nicht das physiche Hören, sondern die Gehörwahrnehmung als solche, die gesamte geistige Kraft, durch die wir hören, die Gehörauffassung; die genaue Uebersetzung wäre: gefärbtes Hören, richtiger deutsch, färbendes Hören, d. h.: die zum Zustandekommen eines Eindrucks notwendige eigene Tätigkeit, die aufnehmende, assimilierende Geistestätigkeit färbt.

Die Erscheinung ist ausser durch Fechner vor allem durch die Bekanntgabe von Beobachtungen an der eigenen Person durch Bleuler und Lehmann in den 80er Jahren bekannt geworden, hat dann im Jahre 1893 von Flournoy eine eingehende, und in den letzten Jahren durch Hennig, Wehofer u. a. mehrfache Behandlung erfahren.

Bei einigen Personen beschränkt sich dieses Farbensehen beim physischen oder geistigen Hören auf einige ganz bestimmte Klänge, bei anderen ist unweigerlich jede Gehörempfindung mit einer Licht- oder Farbenerscheinung verbunden. Bei einigen werden vor allem die Vokale mit Farbenscheinen verbunden und die Worte, die den Vokal enthalten, bei anderen die musikalischen Töne.

Wir unterscheiden danach Laut-, Geräusch- und Klangscheine. Jede Art der Scheine kommt für sich allein vor. Die verbreitetste und einfachste Art ist die, dass die Sprachlaute, vor allem die Vokale die Träger der Farbenerscheinung sind, so dass z. B. o rot, a grau, u schwarz oder braun erscheint.

So teilt z. B. von Hug-Hellmuth mit, dass ihr

a blau,
e verschwommen gelb,
i grün bis grüngelb,
o rot bis schwarz,
u braun,
ä grau wie Nebel,
ö fast schwarz mit rötlichem Untergrund,
ü dunkelbraun,
ai hellgelb mit stark blauem Hintergrund,
ei hellgelb,
au blaugrau,
eu und äu dunkelrotbraun,

Die französischen Sprachlaute

oi blaugrün,
oui braungrün,
Nasallaute an, en, em mattgrün, un, um mattbraun erscheine.

Oder wie es bei mir selbst der Fall ist:

Zu i erscheint helles Licht,
Zu e ein unreines Gelb,
Zu a ein blasses Graublau,
Zu ö erscheint ein rötliches Lila,
Zu ei ein Weiss mit gelb gestreift,
Zu au ein Schwarzgrau,

Zu o ein kräftiges Blau, wie Kornblumenblau,
Zu u ein Braunschwarz,
Zu ä schwankt der Farbenschein zwischen dunkelgelb und grau,
Zu eu ein Braun mit schwarzen Streifen, das Braun ist dem Braun für ü verwandt.

Diese Lautscheine sind zugleich die Träger der Wortfarben, zu den Worten erscheinen silbenmässig Farben, entsprechend dem Vokal, der der Silbe den Klang gibt, beispielsweise sind bei mir die Wörter Licht, Milch, Bier, Tier hell wie stark beleuchtet. Schnell erscheint, wenn ich das Wort ohne Rücksicht auf die Bedeutung rein als Klang auffasse, hell gelblich, Glas, Hahn, Hase blass blaugrau, Brot, Ohr rot kräftig blau, Nuss, Fuss, Schuh schwarzbraun.

Für Ofen erscheint ein kornblumenblauer Farbfleck mit nachfolgendem hellen Lila für die Silbe mit dem tonlosen e usf. Die zu den Worten erscheinende Farbe ist nach den Konsonanten etwas abgeändert.

Auch die Geräusche sind vielfach von Licht oder Farbenerscheinungen begleitet, so berichtet von Hug-Hellmuth, dass ihr bei allen Geräuschen gelbliche oder graue Farbentöne erscheinen. Ich selbst habe beim Anhören von Geräuschen jeder Art Farbenbegleitung, die jedoch im Unterschied von den Sprachlauten nur von gelblich zu bräunlich und schwärzlich abgestuft oder grau sind, in Uebereinstimmung mit dem unbestimmten Toncharaker keinerlei ausgesprochene Farben zeigen. Beim Klang einer schrill tönenden Klingel sehe ich ein helles Licht, den Klang einer Trommel empfinde ich nicht nur gehörmässig als dumpf; ich sehe gleichzeitig eine schwarze Farbmasse; das Rauschen des Wassers beim Einlaufen in die Badewanne erzeugt eine grauschwarz gemischte Farbvorstellung; irgend ein Schrei oder sonst ein vereinzelt zu mir dringendes Geräusch erzeugt, je nachdem es sich um einen hohen oder tiefen Klang handelt, hellgelbliche, bräunliche oder schwärzliche Farbentöne.

So sehr die Erscheinungen bei den verschiedenen Personen im einzelnen wechseln, so ist doch ganz allgemein als Regel massgebend, dass die hohen Töne hell, die tiefen dunkel erscheinen. Das gilt durchweg von allen Photismen, die für Geräusche bisher beobachtet wurden. Alle schrillen, hoch klingenden Geräusche erwecken helles, grelles Licht, die dumpfen Geräusche braune oder schwarze Farbe; ebenso zeigen die Laut- und Wortphotismen durchweg hellere Scheine für hohe, dunkle für die tiefen Töne. Bei einigen Personen erscheinen sämtliche Laute oder Worte, sobald sie ohne Rücksicht auf die Sachbedeutung, rein nach ihrem Klang aufgefasst werden, farbig, bei andern nur einzelne. Im letzteren Fall sind es vor allem Eigennamen, die Namen für die Wochentage und Monate oder ähnliche abstrakte Bezeichnungen, die Farbenscheine auslösen. Auch die menschliche Stimme wird vielfach in Farben gewertet, und ebenso der Klang von Musikinstrumenten.

Mit dieser letzteren Feststellung kommen wir zu den musikalischen Klängen überhaupt, zu denen Wehofer ausführliche Mitteilungen aus seiner eigenen Erfahrung macht. Er empfindet den Klang der Klarinette als grün, die Oboe scharf chromgelb, die Flöte mild azurblau, eine bestimmte Art von Blechmusik, die er tief und weich nennt, dunkelblau[1]).

Bei derselben Gelegenheit berichtet Wehofer über das Anhören der G-Moll Symphonie von Mozart: „Kaum hatten mich die ersten vollen Akkorde begrüsst und in Mozartstimmung versetzt, so begann sich vor mir ein Schauspiel zu entwickeln, dem ich mit Staunen und Entzücken folgte. Im Saale wurde es lebendig; ein silberweisser Himmel schien sich zu bilden, an dem bewegte Wolken schwebten, — rosige und blaue, manchmal goldigrote, dann smaragdgrün schimmernde. An einer sanften, schmeichelnden Stelle zogen Silberfäden durch den Kranz von Schäfchenwolken; als die Töne schwollen, wuchs zugleich das Farbenlicht an zu gigantischen Gebilden voll Bewegung und voll Leben; ein Farbenspiel, das unvergleichlich schöner und reicher war als in dem kunstvollsten Kaleidoskop."

Derselbe Autor berichtet über seine Empfindungen beim Anhören der Eroica von Beethoven: „An den wuchtigen Stellen der Symphonie schien es sich wie Gewitterwolken zusammenzuballen, drohende breite Blitze schossen durch den Saal, während überm Orchester der Groll und die Trauer des Helden sich in grauvioletten, düsteren Massen wälzte, die ab und zu von einem Zickzackstreifen durchrissen wurden."

Jedoch erübrigt es sich, für die Entstehung derartiger Farbengebilde durch Musik noch mehr Beispiele zu geben, hat doch hier in der Psychologischen Gesellschaft Herr Dr. Hennig im Herbst 1911 bereits über derartige Gesichtsbilder beim Anhören von Musik gesprochen und eine Reihe von Beispielen dafür gegeben. (Veröffentlicht in der Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie, IV. Band, 1. Heft, R. Hennig „Ueber visuelle Musikempfindungen".) Ich erinnere aus diesen Mitteilungen besonders an ein Bruchstück aus Gerstäckers Roman „Der Kunstreiter". N. N. erzählt:

„Die Grasmücke singt rot, aber kein brennend schmerzendes Rot wie der Kanarienvogel, sondern sanft und doch leuchtend, wie ich nur einmal in meinem Leben am nördlichen gestirnten Himmel habe Strahlen aufschiessen sehen. Die Nachtigall singt dunkelblau, dunkelblau wie der Nachthimmel selber, dass man die beiden kaum unterscheiden kann. Die Lerche singt jenes wundervolle reife Korngelb der reifen Aehren, das Rotschwänzchen ein allerliebstes bläuliches Grau, die Schwalbe weiss, der Nusshäher, der spöttische Gesell, ein tiefes Schwarz, die Drossel singt dunkelgrün."

Hiermit schliesse ich die Reihe der Beispiele und will nun versuchen, der Erscheinung als solcher näher zu kommen, d. h., sie mehr mit unsern Gesamterfahrungen auf psychologischem Gebiet in Einklang zu bringen.

---

[1]) „Ueber Farbenhören", Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung, Band 7, Heft 1.

Sehen wir zunächst, welche Erklärungen bisher versucht worden sind: Die erste und einfachste war die, dass man die damit Behafteten für pathologisch und früher oder später einsetzendem Wahnsinn verfallen erklärte. Diese Ansicht musste schon deshalb nach der ersten ernsthaften Prüfung aufgegeben werden, weil die Zahl der Menschen, die daraufhin auf einen Platz im Irrenhaus hätten Anspruch machen müssen, zu gross geworden wäre. Es hat sich vielmehr ergeben, dass das Farbenhören nichts weniger als pathologisch, vielmehr für einen grossen Teil der zum visuellen Typ gehörenden Menschen normal ist. Eine andere mehrfach geäusserte Ansicht ist die, dass die Leitbahnen für Gehör- und Gesichtseindrücke bei den mit Farbenbegleitung hörenden Personen in einer eigentümlichen Weise untereinander verwachsen seien, sodass also jeder Gehöreindruck nicht nur zum Gehör-, sondern von der Vergabelungsstelle an ausserdem zum Gesichtszentrum laufe und daher tatsächlich sowohl als Gehörs- wie als Gesichtsempfindung wahrgenommen werde. Diese Annahme hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich; denn da es ebensowohl Geruchs-, wie Geschmacks- und Gefühlsphotismen gibt, und da diese alle, wie es bei mir selbst der Fall ist, bei derselben Person vorkommen, müssten bei einem solchen Menschen die sämtlichen Sinnesnervenbahnen mit dem Gesichtsnerven verwachsen sein, eine Annahme, die sich sofort als unmöglich erweist.

Bleuler dagegen hält dafür, dass die Farbenscheine mit dem Auge überhaupt nichts zu tun hätten, weder unmittelbar, noch auch mittelbar als Erinnerung an frühere Empfindungen. Ich glaube kaum, dass sich dies aufrecht erhalten lässt. Bleuler[1]), der selbst mit Farbenbegleitung hört und sehr eingehende Untersuchungen zu dieser Sache unternommen hat, begründet seine Meinung vor allem damit, dass die Photismen nicht ins Gesichtsfeld, sondern in das Feld des jeweils tatsächlich erregten Sinnes verlegt würden; wenn also der Laut a wahrgenommen werde, so werde das zugehörige Licht nicht beim Auge oder ausserhalb, sondern im Gehörfeld empfunden.

Ich kann dem aus meinen Erfahrungen das Folgende hinzufügen: Die Stelle, an der die Licht- oder Farbenscheine bei mir auftauchen, ist verschieden, je nachdem, ob ich mich hörend verhalte, zu sprechen beabsichtige oder Klänge oder Laute aus der Erinnerung geistig zurückrufe.

Verhalte ich mich hörend, so verlege ich den Farben- oder Lichtschein annähernd in das innere Ohr, beabsichtige ich zu sprechen, so erscheint er im Kehlkopf, erinnere ich mich an Klänge, so sehe ich den Schein vor mir in der Stirn. Dieses Verhältnis scheint wohl auch sonst das massgebende zu sein, berichten doch

[1]) Bleuler: „Zur Theorie der Sekundärempfindungen.“ Zeitschr. für Psychologie, Bd. 65, Heft 1.

auch andere Beobachter sowohl von Personen, die solche Farben vor sich sehen, wie von solchen, die sie im Gehörfeld sehen. Es liegt nahe anzunehmen, dass die Verschiedenheit der Ergebnisse von der Verschiedenheit der Befragung herrührt; bei schriftlichen Umfragen handelt es sich mehr um Erinnerungsbilder, die dann in oder vor der Stirn erscheinen, bei mündlichen Umfragen um vorgesprochene Laute, zu denen die Farben im Gehörfeld erscheinen. — Die Bleulerschen Mitteilungen würden dieser Folgerung entsprechen; denn Bleuler hebt ausdrücklich hervor, dass er Wert darauf gelegt habe, seine Befragungen auf vorgesprochene Laute zu gründen. Es stimmt also durchaus mit meinen Beobachtungen an mir selbst überein, wenn die so befragten Personen den Farbenschein ins Gehör verlegen; ich würde das im gleichen Fall ebenso tun. Jedoch sehe ich in dieser Verlegung des Licht- oder Farbenscheins in das Ohr oder bei Geräuschen in die Nasengegend, bei Körperempfindungen an die in Betracht kommenden Körperstellen kein Hindernis, die Photismen als Gesichtsbilder aufzufassen, wir verlegen doch auch sonst Gesichtseindrücke niemals in das Auge selbst, vielmehr an die Stelle, der sie entstammen. Im Gegensatz zu Bleuler habe ich bei meinen, an Lebhaftigkeit den Bleulerschen sicher nicht nachstehenden Photismen durchaus die Empfindung, dass sie optisch sind.

Die Erklärungen, die sonst noch gegeben worden sind, lassen sich in 2 Gruppen unterscheiden, solche bei denen die Farbenbegleitung bei Gehöreindrücken auf Reste aus Sachassoziationen zurückgeführt wird, und solche, nach denen die Anregung des zweiten Sinneszentrums auf Aehnlichkeiten in der Wertung der Gehör- und Gesichtseindrücke zurückzuführen sei. Die Wahrheit liegt wohl so, dass die Photismen ihre Entstehung mehreren Ursachen verdanken. Zunächst zu den Sachassoziationen:

Blut ist rot, die Verbindung der roten Farbe erfolgt mit dem Sachbegriff „Blut“, aber auch mit dem Lautbegriff „Blut“, so dass unter keiner Bedingung mehr der Lautklang Blut gehört oder gesprochen werden kann, ohne dass der blutrote Farbenschein vor dem inneren Auge auftaucht, von dieser Verbindung mit dem Lautbegriff „Blut“ geht er über auf den Lautbegriff „u“. Oder der Begriff „rot“ überträgt sich von der Farbenbezeichnung auf das o, das dem Wort den Klang gibt, ebenso die Vorstellung „grün“ auf ü, die Farbenvorstellung „schwarz“ auf das a. Bei dieser Art der Zusammenordnung trägt zu dem einen Laut diejenige den Sieg davon, die unter den zur Verfügung stehenden den stärksten Eindruck macht. Solche Art der Uebertragung wird durch die Art unseres Lesenlernens in der Schule begünstigt; denn der Leseunterricht wird ja durchweg so verteilt, dass jeder zu erlernende Laut aus einem —Wort abgelöst wird. Hat

das in Betracht kommende Wort eine sehr eindrucksvolle Farbe, so wird diese bei den besonders farbenempfänglichen Kindern, so oft das Wort genannt wird, deutlich erscheinen, der Laut wird aus dem Wort einmal und immer wieder von neuem hervorgeholt, und die Farbenbegleitung überträgt sich nun auch auf den Laut, der ja bei dieser Methode geradezu als Vertreter des Wortes aufgefasst wird, z. B. die Kinder erkennen den Laut an dem Wort Maus, das Grau der Sachvorstellung Maus geht über in die Lautvorstellung au; in derselben Weise verbindet sich das Weissgelb der Sachvorstellung Ei mit der Lautvorstellung ei. Da nun aber die Deutlichkeit der Farbenvorstellung auch in den Sachbildern bei den verschiedenen Menschen ganz ausserordentlich verschieden ist, so ist es nicht zu verwundern, dass solche Farbenübertragung nicht allgemein von allen Menschen vollzogen wird. Es können ja dafür von vornherein nur solche in Betracht kommen, die auch die Sachvorstellungen stark farbig sehen. Es lässt sich jedoch andererseits kaum von der Hand weisen, dass insbesondere die sehr häufig angegebene Verbindung des „ei"-Lautes mit der weissgelben Farbe ihren Ursprung aus der Sachvorstellung in der den Kindern besonders geläufigen Form vom gekochten Hühnerei hat. Da sich zugleich der weissgelbe Farbenschein für den „ei"-Laut in seiner Wesensart durchaus nicht von denen für die andern Laute unterscheidet, so liegt die Vermutung nahe, dass auch unter den andern mehr Sachassoziationen versteckt liegen, als man vorab annimmt.

Aehnliche Assoziationen lassen sich für Geräuschphotismen feststellen. Jemand erklärt z. B., das Surren der Propeller eines Luftschiffes erscheine ihm lichtgrau, es ergibt sich, dass es sich dabei um die sonnenbeschienene Farbe des Aluminiums der Zeppelinschen Luftschiffe handelt; oder das Rauschen des Wassers, das in die Badewanne läuft, erscheine ihm hellgrau, so ergibt sich, dass grau die Wasserfarbe versinnbildlicht.

Ebenso handelt es sich um Sachassoziationen, wenn jemand erklärt, das Klavier klinge schwarz-weiss, die Geige hell gelb oder die Viola violett. Auch ein Teil der vorhin angegebenen Gesichte zu musikalischen Eindrücken legt die Vermutung nahe, dass es sich dabei um Sachassoziationen handle, dies gilt z. B. für die Mitteilung in dem Bruchstück aus Gerstäcker, dass die Nachtigall dunkelblau singe wie der Nachthimmel selber, und dass der Lerchenschlag gelb sei wie reifes Korn. In diesen beiden Fällen ist die Zusammenordnung das zeitliche Zusammentreffen der Auffassung vom Nachtigallenschlag und dem Nachthimmel, vom Lerchengetriller und dem reifen Korn so zweifellos, dass die Verbindung der beiden Vogelstimmen mit den angegebenen Farben offensichtlich aus solchem tatsächlichen Erleben herrührt. In d i e s e r und ähnlicher Weise kommen ganz bestimmt eine Reihe von Verbindungen zwischen Tönen

oder Lauten und Farben zustande. Zu dieser Art gehören auch die von Pfister in seiner eingangs erwähnten Arbeit mitgeteilten beiden Fälle von Farbenbegleitung. Es handelte sich bei einer bestimmten Person um einzelne Worte oder Laute und Buchstabenformen, die Farbenbegleitung hatten; in der Analyse konnten diese Begleitfarben auf Zuordnungen aus Erfahrungen geschlechtlicher Art zurückgeführt werden. Es ist selbstverständlich, dass Erlebnisse dieser Art ebenso gut wie jedes andere eindurcksvolle Erlebnis derlei Zusammenordnungen veranlassen können. Wenn jedoch sämtliche Photismen einzig auf Erlebnisse geschlechtlicher Art zurückgeführt werden, wie v. Hug-Hellmuth dies in ihrer ebenfalls schon erwähnten Arbeit tut und gar ausführt, dass nur geschlechtlich sinnliche Erlebnisse in der Kindheit stark genug seien, um zur Verbindung von Empfindungen aus verschiedenen Sinnesgebieten zu führen, so steht diese Behauptung in krassem Widerspruch zu den Erfahrungen des täglichen Lebens, die ständig die Entstehung untrennbarer Verbindungen von Vorstellungen aus andrer Ursache lehren.

Es ist sicher, dass eine Reihe von Photismen als Reste von Sachvorstellungen anzusehen sind; als alleinige Ursache aber kommen wir mit der Annahme dieser Art der Entstehung nicht aus. Es ist ganz unmöglich, die Entstehung lückenloser Photismenreihen rein aus dieser Ursache zu erklären; denn wenn sich auf diese Weise dem A und dem I Farben zugestellt hätten, so gingen noch immer das O und das U leer aus, und eine ständige Farbenbegleitung zu allem und jedem Hören, zu jedem Geräusch, jedem Sprachlaut und jedem Wort lässt sich niemals auf diese Weise erklären. Wir müssen eine zweite Ursache annehmen. Es gibt einen zweiten Weg. Ausser der Verbindung der Töne mit Gesichtsbildern auf Grund von äusseren Erfahrungen (Sachassoziationen), gibt es eine solche von innen heraus. Es gibt Personen, die unter allen Umständen jedes geistige Erleben mit Gesichtsbildern verbinden; wo die äussere Erfahrung nicht ihrerseits sofort Sachbilder hinzuliefert, schaffen sie selbst solche, aus dem früher Erlebten schöpfend. Jede Abstraktion, jede Bewegung, jede Empfindung ist ihnen erst dann zum inneren Besitz geworden, wenn sie ihr Gesichtsbild bekommen hat. Jedoch nicht willkürlich geschieht diese Zuordnung, sondern regelmässig, bestimmten Gesetzen folgend. Das Gesetz dieser Zuordnung möchte ich für die Verbindung von Tönen und Gesichten jetzt näher untersuchen. Um dies zu erreichen, werde ich nun nicht mehr ausschliesslich von der Verbindung von Tönen mit Farben, sondern zunächst allgemein von der Verbindung der Töne mit Gesichtsbildern jeder Art sprechen.

Wie kommen Klänge als solche zu Gesichtsbildern? — Vorab scheinen Laute an und für sich, seien sie nun gehört oder gesprochen, durchaus nichts Sichtbares aber gesichtsmässig Vorstellbares an sich zu haben, es sei denn, dass man an die Zeichen für die Laute, die Buch-

staben denkt, und gerade diese sind es nicht, die in unserm Fall das Gesichtsbild bestimmen.

Wenn man in der Ferne einen Hund bellen hört, und es taucht dabei schattenhaft angedeutet eine geöffnete Hundeschnauze in unsrer Vorstellung auf, so ist das nicht weiter verwunderlich; — wenn wir Pferdegetrappel von der Strasse hereinschallen hören, und wir sehen dann geistig sofort Pferdehufe auf Pflaster aufschlagen, so ist das in der sachlichen Zusammengehörigkeit begründet. — Warum aber erscheinen mir zum Schlag der Rohrdommel zwei Spiralen und dann ein spitz aufgerichteter Winkel? — Ich beabsichtigte, mir den Schlag der Rohrdommel zu merken und tat dies, indem ich nachahmte „karre, karre, ki — i“; während ich dies mit leisem Sprechen tat, tauchte das soeben beschriebene Gesichtsbild auf. Wie komme ich zu diesem absurden Gebilde? — Ueber meine eigene Sprechbewegung. Die fühlbare Bewegung der Sprachmuskeln wird als Bewegungsempfindung jeder anderen äusseren Bewegung gleichgesetzt und wie diese in Gesichtsbildern gewertet; selbstverständlich ist dies nicht bei allen Menschen in dieser Weise der Fall, sondern nur bei den Angehörigen eines ganz bestimmten Typs; soweit meine Beobachtungen bis jetzt reichen, ist es der visuell-sprachmotorische, der hierfür allein in Frage kommt.

Unsere gesamten Formvorstellungen beruhen auf Bewegungsempfindungen. In der Urauffassung entstehen die Formvorstellungen aus den Tastversuchen des Kindes. In der Fortentwicklung übernimmt mehr und mehr das Auge die Vorausschätzung, Abmessung, geistige Abtastung der Form anstelle der Hand. Aber immer behalten das Auge und die Gesichtsvorstellung ihren Zusammenhang mit den Tastempfindungen, wie sie aus den Bewegungen hervorgehen. Gesichtsvorstellungen und Bewegungen gehören zusammen nach der Urerfahrung jedes Menschen; aber auch Bewegungen und Geräusche gehören zusammen nach der Urerfahrung jedes Menschen. Geräusche entstehen aus Bewegungen, und Bewegungen verursachen Geräusche.

Ein Ball fällt; der Aufschlag erzeugt Geräusch, die Hand schlägt auf den Tisch; die fallende abwärts gerichtete Bewegung erzeugt ein dumpfes Geräusch, die aufwärts gerichtete eine geringe, kaum merkbare Luftbewegung, leichten schwachen Zischlaut. Das Geräusch ist verschieden je nach der Art der Bewegung, aber auch je nach dem Gegenstand, der bewegt wird. Metall klingt anders als Holz oder Stein. Die Stärke des Geräusches ist abhängig von der Schwere des Gegenstandes und von der Kraft, mit der die Bewegung ausgeführt wird. Diese Erfahrungen spielen auch dann ihre Rolle, wenn zu den Geräuschen scheinbar wesenlose Formgebilde erscheinen, zum Beispiel: Ich höre ein dumpfes Geräusch, wie wenn eine schwere Türe zufällt; ich

höre und ahme unwillkürlich den Laut nach, gleichzeitig sehe ich ein schwarzbraunes, nach unten abgerundetes Etwas, das schwer und langsam niederzufallen scheint. — Sicherlich steckt hinter diesem fallenden Etwas eine Sacherinnerung, vermutlich ist es ein grosser, schwerer Ball, der hinter diesem Bilde steckt, jedoch stark stenotypisch verkürzt, wie alle Vorstellungen, die uns im täglichen Gebrauch immer nur die jeweils wesentliche Seite zukehren.

Neben den Sachassoziationen selbst spielen auch die Wertungen eine Rolle, die sich auf die Richtung und die Kraft einer Bewegung beziehen, und zwar eben auch diese nicht begriffsmässig in Worten gedacht, sondern gesichtsmässig geschaut. Dass und wie solche Beziehungen für uns Augenmenschen gesichtsmässigen Ausdruck erhalten, das sollen im weiteren folgende Beispiele zeigen. Wir finden da neben Assoziationen sachlicher Art solche rein funktioneller, die trotzdem gesichtsmässig erscheinen. Und endlich wecken Geräusche Formgebilde folgendermassen: Geräusche entstehen aus Bewegungen, dieselben Bewegungen sind aber auch geeignet, bestimmte Formgebilde zu erzeugen, und ich sehe zum Geräusch nun nicht die Bewegung selbst, sondern das von ihr erzeugte Gebilde, so z. B. sehe ich zu einem Stossgeräusch einen spitzen Winkel, gewissermaßen die Luftbahn, die meine Hand beschreiben würde, wenn ich den Stoss, der das Geräusch erzeugt mit der Hand von mir weg in die Luft hinein ausführte und die Hand dann wieder zurückführte. In ähnlicher Weise werden ruhig gleichmässige Geräusche gesichtsmässig als Linien gewertet. Aus der Art des Geräusches wird gewissermaßen auf ein gleichzeitig entstehendes Formgebilde geschlossen. Wenn ich hier den Ausdruck „schliessen" gebrauche, so meine ich damit selbstverständlich nicht, dass an der Entstehung solcher Vorstellungsgebilde unsere bewusste Geistestätigkeit beteiligt sei; der Vorgang selbst, die Auswahl des betr. Gesichtsbildes vollzieht sich vollkommen unwillkürlich und unbewusst mit blitzartiger Schnelligkeit, so dass überhaupt kein irgendwie messbarer oder dem Bewusstsein auffassbarer Zwischenraum zwischen Gehöreindruck und gesichtsmässiger Wertung verläuft; doch aber lassen sich analysierend, rückwärts verfolgend, Elemente alle der gekennzeichneten Arten in den Gesichten nachweisen.

Ich höre die Kirchenuhr schlagen, es ist dunkel, ich passe auf, um festzustellen, wieviel Uhr es ist. 5 Schläge! Bei jedem Schlag ist es mir, als sähe ich etwas fallen wie einen Streifen von grauweisser Farbe, der von grosser Höhe langsam niedersinkt. Diesem Gebilde liegt gleichsam eine doppelte Folgerung zugrunde: 1. Folgerung: Der Glockschlag entsteht durch das Aufschlagen eines Hammers, daher die grauweisse metallische Farbe: das Auge folgt der Bahn des Hammers und setzt die Bahn in den Pausen zwischen den

Hammerschlägen fort, so entsteht die zweite Folgerung, die Bahn des Hammers müsste einem Streifen entsprechen. Diese Bahn, in die der Hammerschlag fortgesetzt gedacht ist, ist ein Beispiel für die Ueberleitung von Geräuschen in Formgebilde, die aus der das Geräusch erzeugenden Bewegung entstehend angenommen werden. Das gleiche ist der Fall, wenn ich einen vereinzelt zu mir dringenden schrillen Ton als Stoss in die Luft hineinempfinde und als spitz in die Luft hineingebohrten Winkel sehe.

Die Gesichtsgebilde, die durch Geräusche in uns erzeugt werden, sind einesteils sachliche Assoziationen oder Teile daraus, andernteils Erinnerungen an Geräusch verursachende Bewegungen oder Teile davon, oder 3. Schlussfolgerungen auf die Form, die durch eine so oder so geartete Bewegung erzeugt werden mussten, bzw. die Bahn der Bewegung. Alle erscheinen blitzartig schnell und nur schattenhaft angedeutet, in so erheblichem Maße stenotypisch verkürzt, dass ihre Herkunft sehr häufig unmittelbar nicht zu erkennen ist. Sie werden bei der Erstaufnahme eines Lautes erstmalig gebildet, bleiben dann dauernd damit verbunden, und sind genau in demselben Maße Assoziation oder Nichtassoziation, wie es jede andere Zusammenordnung gleichzeitig aufgefasster zusammengehöriger Eindrücke aus verschiedenen Sinnesgebieten sonst sind.

Von den äusseren Geräuschen kommen wir nun zur Wertung der Sprachlaute; den Uebergang hierzu bildet die gesichtsmässige Wertung des Vogelschlages. Wenn ich zum Schwalbengezwitscher kleine Spiralen und steigende Linien sehe, so geht der Weg hierzu wie beim Rohrdommelschlag über die eigene Nachbildung, mit der ich jeden derartigen Gehöreindruck begleite, sobald ich aufmerksam darauf lausche mit dem Bestreben, ihn mir einzuprägen. Die fühlbare Bewegung der Sprachmuskeln wird als Bewegung jeder äusseren gleichgesetzt und wie diese in Gesichtsbildern gewertet. So gut wir fähig sind, im Dunkeln auf Grund des Abtastens Formen zu erkennen und sie dabei geistig zu sehen, so gut uns Gesichtsbilder durch Bewegungs- oder Druckempfindungen an jeder beliebigen Körperstelle unter Ausschaltung des physischen Sehens vermittelt werden, so gut können wir auch diese Sprachmuskelbewegungen gesichtsmässig auffassen, und wir Augenmenschen tun dies unbewusst in den Formgebilden zu den Sprachlauten.

Fasse ich in der Dunkelheit an meine Schulter, so sehe ich als Ergebnis im Vorstellungsbild rundliche Eindrücke in die Schulter. Stosse ich mit meiner Zunge gegen den Gaumen, so vermag ich nicht nur diese Zungenbewegung an sich gesichtsmässig vorzustellen, sondern ich sehe zugleich auch als Ergebnis der Zungenbewegung einen farblosen Kreis auf meinem inneren Gaumen. Dieses leztere, die Fähigkeit, nicht nur den Vorgang an und für sich, also die Hand- oder Zungenbewegung als solche gesichtsmässig vorzustellen, sondern auch das Ergebnis der Be-

wegung als Formgebilde zu folgern, ist das in unserm Fall wichtige und ist zugleich das, was diese Vorgänge in eine Reihe mit den Formgesichten bei Klängen bringt. So erklären sich die Formgebilde zu den Vogelstimmen, z. B. die Spiralen zum Rohrdommelschlag. Spreche ich das „karre", so geht die Sprechbewegung vom Rachen zum vorderen Gaumen, verweilt dort gleichsam rückläufig im r und geht erst zuletzt noch einmal ein wenig vorwärts, es folgen sich zwei gleichgeformte Spiralen, und den Schluss macht eine vorwärts gestossene längere Linie, entsprechend dem ki i, in dem wiederum die Sprechbewegung vom Rachen zum vorderen Mund gerichtet ist. — Zum Schwalbengezwitscher sind die Spiralen viel kleiner und heller und die Linien viel stärker aufwärts gerichtet, entsprechend der kürzeren, aber schnelleren und stärkeren Bewegung, mit der die Nachahmung im Kehlkopf von der anfänglich tieferen Einstellung zu einer möglichst stark zugespitzten Hocheinstellung geht.

In ähnlicher Weise erklären sich die Formgebilde zu den Sprachlauten. Zum r erscheint eine in sich zurückkehrende Linie, eine Spirale, zum b erscheint ein etwas breiter dunkler Punkt zwischen den Lippen, zum t ein spitzer Winkel, der gleichsam aus dem Mund herausgestossen wird, zum g eine Ellipse im Rachen. Die angegebenen Linien sind augenscheinlich teilweise Umschreibungen für die bei der Hervorbringung am Gaumen, an den Lippen oder im Rachen beteiligten Mundstellen in bezug auf ihre Ausdehnung, der Winkel, der das t versinnbildlicht, entspricht der aus dem Mund hinaus- und dann wieder zurückgehenden Stossbewegung; in diesem Fall stimmt das Sinnbild für t mit der Form des Buchstabens überein. — Ausgesprochene Farbe haben nur die stimmhaften Laute (Vokale), die übrigen sind teils durchscheinend, teils mehr oder weniger körperhaft grau oder schwarz. Es ist für mich kein Zweifel, dass die grössere oder geringere Dunkelheit der Gebilde in dem grösseren oder geringeren Druck begründet ist, den die Sprachwerkzeuge bei ihrer Hervorbringung anwenden, und der in einer stärkeren oder schwächeren Körperlichkeit der erzeugten Gebilde versinnbildlicht wird. Damit kommen wir zu unserem Ausgangspunkt, dem eigentlichen Farbig-Hören zurück.

Farbig gehört werden die Stimmlaute. Sie unterscheiden sich von allen andern Lauten durch die Ruhe, in der die Sprachwerkzeuge bei ihnen verharren. Wo eine Bewegung zur Ruhe kommt, erscheint die Fläche. Wenn einmal angenommen ist, dass bei bestimmten Menschen jede Sprachmuskelbewegung mit Gesichtsbildern verknüpft ist, so muss notwendigerweise der Augenblick, in dem die Bewegung zur Ruhe kommt, die Fläche erzeugen. Die Stimmlaute erscheinen daher der Form noch flächenhaft. Sie erscheinen gleichartig, weil sie im Gegensatz zu allen übrigen Lauten den Einsatz der Stimme erfordern. Alle gleichartig

erscheinende Flächen können nur durch die Farbe voneinander unterschieden werden. Das Bedürfnis nach gesichtsmässiger Wertung der Laute einmal angenommen, bleibt theoretisch betrachtet gar keine andere Möglichkeit, als sie nach Farben zu sortieren, gerade wie man im praktischen Leben gleichartige Erkennungszeichen unter sich durch verschiedene Farben kenntlich macht. Nach solchen theoretischen Erwägungen, willkürlich arbeitet unser Vorstellungsleben nicht, sondern unmittelbar der Empfindung folgend. Da haben wir für die Farbenbegleitung ein Doppeltes zu unterscheiden, einmal die Unterschiede von Hell und Dunkel, und zweitens die Zugesellung einer bestimmten Farbe zu jedem Stimmlaut. Für die Abstufung von Hell zu Dunkel wird zunächst die Einstellung der Stimmbänder für hoch und tief entsprechend dem vorhin schon Ausgeführten gewertet. Starker Druck auf die Stimmbänder, Tiefeinstellung erzeugt schwere dunkle Massen, leichter Druck Hocheinstellung erzeugt eine leichte, lichte Fläche. Je stärker der Druck, desto schwerer und dunkler das Erzeugnis. Es ist wohl eine allen Menschen gemeinsame Assoziation, dass alles nach unten Gehende schwer, fallend, ins Dunkle führend, alles nach oben Gerichtete leicht, steigend, ins Helle führend ist; und dieser Wertung entsprechend sehen wir tiefe Laute dunkel, hohe Laute hell. Für die eigentliche Farbengebung aber ist wohl ausschlaggebend die Tatsache, dass die vernehmbare Aussprache der Stimmlaute eine regelrecht physische Ueberwirkung auf das Auge zur Folge hat. Es ist unmöglich, die Stimmlaute auszusprechen, ohne dass ausser den Mundmuskeln auch die Gesichtsmuskeln mit in Bewegung gesetzt werden, und dass auch das Auge selbst mehr oder weniger durch die etwa mitbewegten Augenlider in Teilhaberschaft gesetzt wird, und zwar ist dies bei den Stimmlauten in ganz erheblich stärkerem Maße der Fall, als bei den stimmlosen Lauten, den Konsonanten. Aller Wahrscheinlichkeit nach setzen wir zu jedem Stimmlaut diejenige Farbe ein, die der Augenlidöffnung entspricht, zu der wir bei Aussprache der einzelnen Laute automatisch veranlasst werden. Dass nicht alle Menschen dies empfinden, hat seinen Grund in dem verschiedenen Mass von Aufmerksamkeit, die von den einzelnen Personen sowohl den Lauten als solchen wie auch den Gesichts-, insbesondere Farbeneindrücken überhaupt zugewendet wird. Um diese Verbindungen überhaupt zu schaffen, muss gute Empfänglichkeit wenn nicht für die Laut-, so doch für die lautmotorischen Eindrücke sowohl wie für Gesichtseindrücke vorhanden sein, und es ist erklärlich, dass man das Farbig-Hören sehr oft bei Erblindeten, niemals aber bei Taubstummen vorgefunden hat.

Wenn wir in solcher Weise die Zugesellung der Formen und Farben zu Gehöreindrücken einheitlich auf empfundene oder vorausgesetzte Bewegungen zurückführen, so haben nun auch die verwickeltsten Farben- und Formgebilde zu Musikstücken nichts Unerklärliches mehr.

Der Zuhörer folgt der Musik, die er, d. h. dieser motorisch mitempfindende Mensch in Bewegungen auflöst. Das tatsächliche Ausführen von Bewegungen beim Anhören von Musik ist ja etwas alltäglich Bekanntes. Für das Zustandekommen der Gesichte jedoch ist durchaus nicht notwendig, dass der Betreffende die einzelnen Bewegungen tatsächlich mitmacht, es genügt, dass er die starken Töne als gross und fallend, die feineren als leicht und steigend empfindet, und er braucht nur d i e s e m als Bewegung verstandenen musikalischen Geschehen innerlich zu folgen, so müssen ihm, da er ein Augenmensch ist, auf- und niedersteigende Linien, hin- und herwogende Flächen erscheinen; aus solchen Einzelgebilden entsteht dann der Stern, das Wolkengewoge oder was sonst zur Musik gesehen wird. Ruhige gezogene Töne entsprechen einem Aussetzen der Bewegung — einer Fläche. — Mit einer raschen Emporbewegung, die zugleich etwa ein Mitemporgehen des Auges voraussetzt, ist von Uranfang aller Kindererfahrung das Licht, mit Abwärtsbewegung (Niederblicken) das Dunkel verbunden. So erscheinen auch hier Abstufungen zwischen Licht und Dunkel, entsprechend dem Auf und Ab der Töne. — Starke Töne, die mit stärkerer Wellenbewegung auf uns zukommen, veranlassen andere Einstellungen der Augen als schwache; so veranlassen die Töne auch auf dem Wege über die Luft Augenbewegungen, Erschütterungen, leichte Oeffnungs- und Schliessbewegungen der Lider, und es entstehen aus der Musik selbst ähnliche Empfindungen in der Augeneinstellung wie bei Aufnahme von Farbeneindrücken, und es können auf diese Weise auf Grund der Augenbewegungen Farbenempfindungen zustande kommen.

Und auf dem Wege über die Assoziation führt die Musik auf zweifache Weise zur Farbe, einmal in der Erinnerung an Sachassoziationen, die gleichzeitig mit bestimmten Tönen aufgefasst wurden, wie in dem Beispiel vom Nachtigallenschlag und dem Nachthimmel, oder an Stoffe oder Gegenstände, mit denen diese bestimmten Töne hervorgerufen werden; diese gehen dann häufig als blosse Farbenscheine in die Bewegung über, wie in dem Beispiel vom grauweissen fallenden Band, das durch den Glockenschlag erzeugt wurde; und schliesslich kann eine solche Farbenerinnerung auch durch die Bewegung an und für sich hervorgerufen werden. Bestimmte Eigentümlichkeiten, die wir an Gegenständen mit eindrucksvollen Farben bemerken, können ihrerseits die Erinnerung an die stets in Verbindung mit ihnen gesehenen Farben aufleben lassen. Eine ganz bestimmte Bewegung weckt die Erinnerung an den Gegenstand, dem sie eigen ist, oder im abgekürzten Verfahren auch nur an die F a r b e, die an ihm das zum Wiedererkennen wesentliche ist, so kann z. B. ein rasches Hin- und Herschwenken an eine Fahne erinnern oder verkürzt an weiss mit grün oder rot oder schwarz in schneller flatternder Bewegung. So ruft die Bewegung und die aus ihr entstehende

Form selbst die Farbe hervor, und die Musik kommt wie zur Form so auch zur Farbe.

Damit wäre das ganze Gebiet der Gesichte zu jeder Art von Lauten und Tönen durchwandert. Zum Schluss fasse ich das Ergebnis noch einmal zusammen: Gesichte zu Hörbarem entstehen entweder unmittelbar auf Grund äusserer Zusammengehörigkeit, oder sie werden auf Grund eigener Geistestätigkeit hinzugefügt. In diesem letzteren Falle ist die in den Lauten empfundene oder in ihnen angenommene Bewegung das Ausschlaggebende. Ich würde mich freuen, wenn diese meine Vermutung vom Ausschlaggebenden der Bewegungsempfindung für das Zustandekommen der Gesichte von anderer Seite eine Nachprüfung erführe.

Auf die dem Hören mit Farbenbegleitung verwandte Verkörperung von Abstraktionen durch Diagramme und Symbole, die ich seinerzeit in meinem Vortrag berührte, möchte ich bei anderer Gelegenheit eingehender zurückkommen.

Ein psychologisch interessanter Fall von Zwangsneurose.

Von Hofrat Dr. L. **Löwenfeld**, München.

Vor einer Reihe von Jahren wurde mir ein 18jähriges Fräulein von ihren auswärts wohnenden Eltern zur Untersuchung zugeführt. Die Patientin war seit einem halben Jahre verlobt. Von den Eltern war der Vater nervös und mit Herzerweiterung behaftet, doch hatte er bisher seine dienstliche Stellung als Beamter ohne Unterbrechung zu bekleiden vermocht. Die Mutter und ein Bruder der Patientin waren ebenfalls nervös, in der übrigen Familie jedoch nichts vorhanden, was auf Belastung hinwies. Von Kinderkrankheiten hatte die Patientin nur die Masern durchgemacht; sie war aber von früher Jugend an schon immer nervös und von ängstlicher Natur. Ein gemalter Stern an der Decke des Wohnzimmers ängstigte sie längere Zeit, später wurde sie vor dem Zubettegehen von der Furcht befallen, es könnte jemand unter dem Bette versteckt sein. Die Menses stellten sich bei ihr mit 13 Jahren ein, um welche Zeit sie etwas schwächlich und blutarm war; sie waren bisher nicht ganz regelmässig, mitunter postponierend und in der Regel mit Krämpfen verbunden. Die ersten Anzeichen des Leidens, wegen dessen mein Rat in Anspruch genommen wurde, zeigten sich vor etwa einem Jahre während eines Sommeraufenthaltes in der Schweiz, an dem auch ihr jetziger Bräutigam teilnahm, bei Spaziergängen, wenn einzelne des Weges kommende Damen die Aufmerksamkeit ihres Bräutigams auf sich lenkten (nach ihrer Meinung auf sich zu lenken suchten). Sie geriet dann

in einen Zustand ähnlich demjenigen, der sie jetzt noch beim Anblick gewisser weiblicher Personen befällt. Wenn sie auf der Strasse ein jüngeres weibliches Wesen wahrnimmt, welches sich nach ihrer Meinung kokett verhält, z. B. den Rock auffällig hoch hält, so wird sie von dem Gedanken befallen, dass diese auf ihren Bräutigam einen gewissen Eindruck machen und er daran Gefallen finden könnte. Diese Vorstellung drängt sich ihr auch dann auf, wenn ihr Bräutigam das in Frage stehende Verhalten durchaus nicht billigt, und ist in der Regel mit heftiger Angst, Zittern, Herzklopfen usw. verbunden. Gegenvorstellungen sind gegen diesen Zustand nutzlos, ja sie gerät durch solche ganz ausser sich. Die erwähnten Zwangsideen stellen sich bei der Patientin auf der Strasse auch dann ein, wenn ihr Bräutigan nicht bei ihr sich befindet und sie in anderer Gesellschaft oder auch allein geht. Wenn die ihr begegnenden jüngeren weiblichen Personen von niederem Stande und nicht auffällig gekleidet sind, wird ihre Gemütsruhe nicht gestört; feinere Kleidung der Begegnenden und irgend eine Auffälligkeit in ihrer Toilette oder besonderes Hervortreten gewisser Körperformen (entblößter Hals, üppige Büste, Sichtbarwerden eines Teiles der Waden), alles dieses bringt sie zur Verzweiflung. Zeitweilig kam es infolge der auf diese Weise verursachten Erregung sogar zu Selbstmordgedanken. Sie glaubt bei alledem nicht, dass ihr Bräutigam ihr untreu werden könnte, zumal letzterer sich bisher beständig bemühte, auf sie beruhigend einzuwirken. Ihr Zustand hat sich seit der Verlobung nicht gebessert, sondern eher verschlechtert. Die Gegenwart vieler weiblicher Personen wirkt auf die Patientin entschieden ungünstig. Studentinnen, Künstlerinnen und andere Personen, welche in ihrer Tracht und in ihrem Benehmen irgend etwas Auffälliges zeigen, regen sie auf, wo sie auch solche zu Gesicht bekommen mag. Die Patientin ist über ihren Zustand andauernd sehr verstimmt.

Die Untersuchung ergibt in objektiver Hinsicht nichts Bemerkenswertes.

Von einer Behandlung der Patientin durch mich konnte mit Rücksicht auf das Domizil ihrer Eltern keine Rede sein. Auch von der Zuweisung an ein Sanatorium musste abgesehen werden.

Ich konnte den Eltern die Bedenken, welche ich gegen die Verheiratung ihrer Tochter aus leicht begreiflichen Gründen hatte, nicht verhehlen. Allein, da weder der Bräutigam, der den Zustand seiner Braut kannte, noch diese selbst von einer Rückgängigmachung der Verlobung etwas wissen wollten und auch die Eltern hiefür nicht zu gewinnen waren, musste ich mich darein finden, dass mein Rat unberücksichtigt blieb. Die Ehe im vorliegenden Falle als unter allen Umständen unzulässig und unheilvoll zu erklären, hiezu hielt ich mich auch nicht für berechtigt, da von dem sexuellen Verkehr ein günstiger Einfluss auf den Zustand der Patientin erwartet werden konnte.

Im folgenden Jahre erschien die Patientin wieder bei mir, diesesmal in Begleitung ihres Gatten. Ueber die betreffende Konsultation finde ich Folgendes notiert:

Patientin ist seit etwa einem halben Jahre verheiratet, ihr Zustand hat sich seitdem nicht gebessert; die Zwangsvorstellungen eifersüchtigen Inhalts treten bei ihr noch immer wie vor der Verheiratung auf und veranlassen sie fortwährend zu Schikanen gegen ihren Mann und zur Herbeiführung heftiger Szenen. Die Patientin hat sich selbst Gewalttätigkeiten gegen ihren Gatten schon zuschulden kommen lassen. Sie sieht wohl zeitweilig das Krankhafte ihrer Eifersuchtsvorstellungen ein, zu anderen Zeiten fehlt dagegen diese Einsicht ganz und gar.

Die Patientin blieb in der Folge eine Anzahl von Jahren in meiner Beobachtung. Hypnotische Behandlung, die immer nur kurze Zeit gebraucht werden konnte, — von Psychoanalyse musste aus äusseren Gründen ganz abgesehen werden — hatte in der Regel für eine Anzahl von Monaten einen entschieden günstigen Einfluss. Sie sah das Krankhafte und Unberechtigte ihrer Eifersuchtsgedanken in der Regel ein; diese traten zurück und verschwanden auch zeitweilig völlig und damit gewann auch ihr eheliches Leben eine friedlichere Gestaltung; dieser günstige Zustand war jedoch immer nur von beschränkter Dauer. Inhaltlich veränderten sich die Zwangsvorstellungen während der ganzen Beobachtungszeit in nichts wesentlichem, weshalb auch ihre Ansprüche an den Gatten die gleichen blieben. Dieser sollte sich gegen Frauen ungefähr so verhalten, wie die Frau eines Moslems gegen Männer. Er sollte auf der Strasse kein weibliches Wesen (alte Frauen vielleicht ausgenommen) ansehen, noch weniger ein solches grüssen oder sich in eine Unterhaltung mit demselben einlassen. Er sollte, wenn er von seinem Dienste kam, ohne jeden Aufenthalt nach Hause gehen, was die Patientin von ihrem Fenster aus, soweit es möglich war, kontrollierte. Diesen Wünschen zu genügen, war dem Gatten schon deshalb nicht gut möglich, weil er in seiner dienstlichen Stellung vielfach mit weiblichem Personal in Berührung kam, welches er auf der Strasse nicht einfach ignorieren konnte. Er zeigte, obwohl er im ganzen ein gutmütiger Mensch war, wohl auch aus anderen Gründen nicht die von seiner Gattin gewünschte Fügsamkeit gegen ihre tyrannischen Ansprüche, und so kam es vielfach zu argen Dissidien unter den Gatten, wobei es auch an Tätlichkeiten nicht fehlte. Der Mangel an Selbstbeherrschung, welcher sich hiebei auf beiden Seiten zeigte, veranlasste mich, die weitere Behandlung der Patientin abzulehnen, und erst auf dringendes Bitten des Vaters der Patientin, der zur Rücksprache mit mir hierhergekommen war, entschloss ich mich, meine Weigerung aufzugeben.

Die Patientin wurde erst im dritten Jahre ihrer Ehe gravid; Schwangerschaft und Geburt verliefen normal. Während ersterer hatte

die Patientin ruhigere Zeiten, und auch der Besitz des Kindes (eines Knaben) schien günstig zu wirken. Dies währte etwa ein halbes Jahr, dann machten sich die Zwangsgedanken wieder in voller Stärke geltend, und die damit zusammenhängenden Ansprüche der Frau führten wieder zu einer sehr ungünstigen Gestaltung der ehelichen Verhältnisse. Die Patientin erwies sich auch in dieser Zeit für suggestive Beeinflussung weniger empfänglich als früher. Bei einem ihrer Besuche bemerkte sie zu meiner Ueberraschung, wenn ihr Mann sein Verhalten nicht ändere, könnte sie sich noch zur Dirne machen. Es ist mir unbekannt, ob ihr Gatte damals sich damit begnügte, ihre Wünsche einfach unberücksichtigt zu lassen, oder ob er nicht auch gelegentlich sie durch sein Benehmen absichtlich reizte; vor irgend welchen Handlungen, welche Verfehlungen gegen die eheliche Treue bildeten oder als solche mit einigem Recht gedeutet werden konnten, war bei ihm nie die Rede. Die Patientin hat in dieser Beziehung nie Klage gegen ihren Gatten geführt. Ich war daher, wie angedeutet, über die erwähnte Aeusserung der Patientin überrascht, da ich einerseits in dem Verhalten des Gatten keinen genügenden Grund für eine derartige Drohung erblicken, andererseits nicht annehmen konnte, dass die Frau, an deren Anständigkeit zu zweifeln, ich bis dahin keine Veranlassung hatte, imstande wäre, sich der Prostitution zu ergeben. Ich hielt daher die fragliche Bemerkung lediglich für den Ausfluss einer momentanen Verbitterung, der keine Ueberlegung zugrunde liege und deshalb eine weitere Bedeutung nicht beizumessen sei. Die Folgen zeigten jedoch, dass diese meine Annahme irrtümlich war. Einige Wochen später kam der Gatte zu mir und berichtete, dass er an dem Verhalten seiner Frau eine Veränderung wahrgenommen habe, die er sich nicht zu deuten wisse. Sie verwende seit einiger Zeit auf ihre Toilette eine Sorgfalt, welche früher bei ihr nicht vorhanden war, und mache hiefür auch Ausgaben, welche über ihre Verhältnisse schon etwas hinausgingen. Dies sei früher nie der Fall gewesen. Ich hielt den angeführten Mitteilungen gegenüber es für wahrscheinlich, dass bei der Patientin, die manische (resp. submanische) Phase einer leichten Form des manisch-depressiven Irreseins sich entwickelt habe, da in diesen Fällen Putzsucht bei Frauen häufig beobachtet wird. Auch diese Annahme erwies sich als unzutreffend.

Einige Zeit später kam der Gatte wieder zu mir und berichtete Folgendes:

Seine Frau habe auf dem Wege der Annonce Herrenbekanntschaften gesucht und mit einem der Herren, die auf ihre Annonce antworteten, eine Korrespondenz gepflogen. Diese habe schließlich dahin geführt, dass sie den Betreffenden, der hier nur vorübergehend sich aufhielt, in dem Gasthofe, in dem er abgestiegen war, besuchte. Hiebei habe sie sich so auffällig benommen, daß der Besitzer des Gasthofes, der sie zufällig

sah, veranlasst wurde, ihr einen Bediensteten nachzuschicken, um ihren Namen und ihre Adresse festzustellen. Dies sei auch dem Bediensteten gelungen, worauf der Gasthofbesitzer ihm von dem Vorgefallenen Mitteilung machte. Hiedurch veranlaßt, habe er unter den Sachen seiner Frau Nachforschung gehalten und hierbei entdeckt, auf welche Weise seine Frau zu der Bekanntschaft mit dem betreffenden Herrn gekommen sei. Als seine Frau nichts ahnend von einem Ausgange zurückkehrte, kam es zwischen den beiden Gatten zu einem Auftritte, welcher die Frau bestimmte, zu einer Freundin zu flüchten, um zunächst bei dieser das Weitere abzuwarten. Er hatte, wie ich von der Patientin nachträglich erfuhr, in seiner Wut gegen sie zu Drohungen sich hinreissen lassen, welche sie für ihr Leben fürchten liessen. Ich erklärte dem Gatten, dass die Frau zweifellos in einem krankhaften Zustande ihre Verfehlung begangen habe, dass er deshalb jeder weiteren Bedrohung oder gar Misshandlung der Frau sich enthalten müsse und letztere zu mir schicken solle. Dies geschah auch.

Die Frau kam am folgenden Tage zu mir. Ich fand sie in anderer Verfassung als ich vermutet hatte: Keinerlei Anzeichen von submanischer Erregung; im Gegenteil — die Frau war völlig zerknirscht, gebrochen. Die Ursache dieser Gemütsverfassung war jedoch nicht oder wenigstens nicht in erster Linie die Entdeckung ihrer Verfehlung, sondern die erst nachträglich erlangte volle Erkenntnis der Bedeutung und Wirkungen derselben, unter welchen sie namentlich der Umstand bedrückte, dass sie das Recht auf Aeusserung irgend welcher Eifersucht nunmehr für immer verloren habe. Von dem, was sie getan, suchte sie nichts zu verhehlen oder zu beschönigen. Sie gestand ohne weiteres den Gebrauch der Annonce, die Korrespondenz mit dem Herrn und den Besuch bei diesem ein. Sie hatte sich nicht auf Grund einer Sympathie, die sie für ihn fühlte, ihm hingegeben; er war ihr gleichgültig. Sie hatte auch bei dem sexuellen Verkehr mit ihm, der nur einmal stattfand, keinerlei Befriedigung empfunden. Obwohl sie bei der ganzen Affäre mit Ueberlegung, ja selbst mit einer gewissen Raffiniertheit vorgegangen war, hatte sie doch das Verwerfliche ihres Unternehmens keineswegs genügend erfasst. Sie hatte keine Herrenbekanntschaft auf der Strasse gesucht, sondern den Weg der Annonce gewählt; sie hatte unter den eingegangenen Offerten nur das eines Fremden berücksichtigt, da die Beziehungen zu diesem bald wieder gelöst werden und nicht leicht zu Verlegenheiten führen konnten. Sie hatte auch von der Bedeutung eines Ehebruches eine klare, selbst übertriebene Vorstellung. Unter „sich zur Dirne machen" verstand sie nicht Prostitution im gewöhnlichen Sinne — solche lag ihr durchaus ferne —, sondern die Hingabe an irgend einen anderen Mann als ihren Gatten, wodurch sie als Frau und Glied der Gesellschaft moralisch entwertet i. e. zur Dirne werden musste. Der Gedanke an diese Entwertung hielt sie von

ihrem Vorhaben nicht ab, sie war es vielmehr, was sie anstrebte. Wenn sich bei ihr gegen diese ebenso verwerfliche als törichte Absicht keine Bedenken von genügender Kraft erhoben, so lag es daran, dass sie in ihrer Leidenschaft das Verhalten ihres Mannes, dem sie nichts Gravierendes vorzuwerfen hatte, als gleichbedeutend mit einer Verfehlung gegen die eheliche Treue erachtete und sich deshalb ihrerseits zu einem Ehebruche für berechtigt hielt. Wie weit sie hiemit über das Ziel hinausschoss und was sie sich selbst mit der Realisierung ihres Vorhabens getan hatte, kam ihr, wie schon bemerkt wurde, erst nachträglich, und insbesondere nach dem Auftritte mit ihrem Gatten zum vollen Bewusstsein.

Was sollte aber die moralische Entwertung ihrer Person bezwecken? Am nächsten liegt wohl der Gedanke, dass sie damit ihren Mann strafen, die Unbilden, die er ihr vermeintlich, z. T. vielleicht auch wirklich fortgesetzt zufügte, rächen wollte. Aber sie beabsichtigte zweifellos ihr Unternehmen völlig geheim zu halten und konnte daher nicht wohl an eine Bestrafung ihres Gatten denken, von welcher dieser keinerlei Kenntnis, ja nicht einmal eine Ahnung haben durfte. Es ist daher wenigstens wahrscheinlich — die Patientin war sich selbst darüber nicht ganz klar —, dass sie durch die Entwertung ihrer Person sich selbst eine Art Ausgleichung, eine Befriedigung für das erlittene Unrecht und damit eine gewisse Beruhigung verschaffen wollte.

Dem Gatten, den ich nach der Unterredung mit der Patientin zu mir kommen liess, teilte ich abermals mit, dass das Vorgehen seiner Frau seinen Grund in ihrem krankhaften Zustande habe und er ihr deshalb Nachsicht gewähren und sich bemühen solle, durch rücksichtsvolles Verhalten wieder ihre volle Zuneigung sich zu erwerben. Der Gatte sagte dies zu und berichtete mir zugleich, dass er den in Frage stehenden Herrn aufgesucht und von diesem erfahren habe, dass seine Frau ihn nur einmal besucht habe, wie sie angegeben hatte. In der Folge gestaltete sich, soweit meine Nachrichten reichten, das Eheleben der Gatten durchaus friedlich. Auch eine Komplikation, die nach einiger Zeit eintrat, änderte hieran nichts. Bei der Frau zeigte sich ein Fluor, was den Gatten veranlasste, die Frau durch einen Spezialisten für Geschlechtskrankheiten untersuchen zu lassen. Dieser erklärte, dass eine spezifische Infektion vorliege und eine entsprechende Kur nötig sei. Ich überwies die Frau zur Untersuchung an einen völlig zuverlässigen Gynäkologen, der nichts als einen leichten Uterinkatarrh fand.

Ob die friedliche Gestaltung der ehelichen Beziehungen bei dem Paare immer angedauert hätte, kann ich nicht entscheiden, da der Gatte etwas vor Jahresfrist nach dem geschilderten Vorfalle an Pneumonie starb.

Im Vorstehenden habe ich die differential-diagnostische Seite des

Falles nicht berührt. Bezüglich dieser möchte ich nur noch Folgendes bemerken:

Im Laufe der Beobachtung sah ich mich bei den immer wiederkehrenden Verschlimmerungen mehrfach zur Prüfung der Frage veranlasst, ob die krankhaften Vorstellungen der Patientin nicht den Charakter der Zwangsvorstellungen abgestreift und schon den von Wahnvorstellungen angenommen hätten, d. h. ob nicht ein Uebergang der Zwangsneurose in Paranoia vorliege, wie er, wenn auch nicht häufig, so doch sicher von einer Anzahl von Beobachtern konstatiert wurde[1]). Die Erwägung der vorliegenden Umstände ergab jedoch nie genügende Anhaltspunkte für eine derartige Annahme, und der weitere Verlauf bestätigte diese Auffassung. Inhaltlich unterschieden sich schon die krankhaften Vorstellungen der Patientin von den gewöhnlichen Eifersuchtswahnideen, da sie keine Verdächtigungen oder Beschuldigungen des Gatten, sondern im wesentlichen nur Forderungen von krankhaft übertriebenem Charakter betrafen. Die Krankheitseinsicht, die wie in vielen anderen Fällen von Zwangsneurose zeitweilig fehlte, war immer wieder herbeizuführen, so dass der Uebergang des Leidens in Paranoia sich sicher ausschliessen liess.

Heilung zweier Fälle von schwerer funktioneller Taubheit durch Hypnose.

Von Dr. **J. Zeehandelaar,** Stadtarzt, Amsterdam,
Landsturmpflichtiger Stabsarzt II. Klasse (Sanitätsoffizier).

Der Titel eines Artikels darf nicht zu lang sein, sonst hätte ich hinzugefügt „Beitrag zur Lehre der Hysterie". Nach meiner Theorie und Auffassung der Hysterie, die ich hier in kurzen Zügen zeigen will, war die Heilung derselben in e i n e r Sitzung möglich, und zwar in zwei Fällen schwerer hysterischer Taubheit. In der mir zur Hand stehenden Literatur der kriegführenden Länder ist die hysterische Taubheit niemals auf eine so schnelle und gründliche Weise geheilt worden.

Montags den 15. Mai führte mir mein Kollege Dr. S i e m e n s (Hals-, Nasen- und Ohrenarzt), zurzeit am Militärhospital in Amsterdam tätig, den Landsturmpflichtigen N. N. vor. Dieser junge Mann wurde nach einem Schusse, der in seiner unmittelbaren Nähe abgefeuert wurde, vollständig taub. Trotz wiederholter gründlicher Untersuchung konnte Kollege S i e m e n s nicht eine einzige objektiv wahrnehmbare Abweichung finden. Simulation war so gut wie ausgeschlossen (was denn auch

---

[1]) S. L ö w e n f e l d, Die psychischen Zwangserscheinungen. Wiesbaden, 1904. Seite 560 u. f.

durch die Heilung in einer halben Stunde bestätigt wurde). Der Patient wurde mir überlassen, und ich bekam nach vieler Mühe folgende Anamnese: Der Patient ist 24 Jahre alt, Chef in einer Diamantschleiferei, wo er als Kontrolleur fungiert. Er ist ein aussereheliches Kind. Seine Mutter machte ihrem Leben mit 44 Jahren durch Selbstmord mittels Vitriol ein Ende. Ein Bruder seiner Mutter endete auf dieselbe Weise. Dieser Onkel hatte, wie mir N. N. erzählt, „Lebensfurcht". Patient ist ein in sich selbst gekehrter Charakter, schwermütig und nicht imstande, herzlich zu lachen; während der Beantwortung meiner (schriftlichen) Fragen bricht er in Tränen aus. In seiner Jugend hat Patient keine aussergewöhnliche Krankheiten durchgemacht und lernte gut. Die Taubheit selbst war eine Folge des Schusses, obwohl Patient stets etwas schwerhörig war.

Die Schwerhörigkeit war jedoch geringer Art und nicht zu vergleichen mit der Taubheit, die drei Tage nach dem Schusse eher schlimmer als besser wurde. Erst wenn ich meinen Mund ganz nahe an sein Ohr brachte und mit aller Kraft schrie, verstand er ein einzelnes Wort. Sein Gesicht zeigt einen eigenartig gespannten Ausdruck. Er bemüht sich sichtbar, mich zu verstehen und entschuldigt sich, wenn ihm dieses nicht gelingt.

Auf meine Frage, warum auf ihn geschossen wurde, erzählt er mir Folgendes: Wir waren auf Patrouille und hatten den Auftrag, eine Truppe zu entdecken. Ich merkte an dem Lachen eines Bauern, dass sie in unserer Nähe wären und entdeckte sie oben auf einem Heuhaufen. Ich streckte meine Arme in die Höhe zum Zeichen, dass sie entdeckt seien und da schoss einer von ihnen mit losen Patronen auf mich. Hiervon wurde Rapport gemacht. Meine Wange blutete und mein Gesicht war einigermassen versengt (dieses ist noch zu sehen). Später bemerkte ich, dass ich taub geworden war, und ich ging sofort zum Militärhospital. Der wachthabende Arzt bestätigt, dass er Freitag mittag den Patienten untersuchte, seine Taubheit konstatierte und ihn zum Kollegen Siemens schickte, da er annahm, dass das Trommelfell gesprungen sei; das Trommelfell wurde aber normal befunden.

Bei der ersten Untersuchung fand ich den Patienten vollkommen gefühllos, nicht nur was den Kopf oder die Ohren betraf. Die Gefühllosigkeit speziell was Schmerz anbelangte, war am ganzen Körper wahrzunehmen.

Die Pupillenreaktion war normal, die Bauchreflexe sehr gesteigert, der Anal- und Kremasterreflex ebenfalls sehr stark, Fußsohlenreflex normal (Strümpell), Kniereflex und Achillessehnenreflex sehr stark, beiderseitige Andeutung von Fussklonus.

Nach dieser vorläufigen Untersuchung wurde die Diagnose auf (traumatische) Hysterie gestellt. Ich erbat und erhielt vier Wochen Krankenurlaub für den Patienten. Es war ihm doch nicht möglich, die Befehle

in der Kaserne zu verstehen, er ward überdies von seinen Kameraden geneckt und wollte nicht gern in ein Hospital aufgenommen werden. Ich war auch gegen letzteres, da dieser Aufenthalt nicht geeignet für einen Patienten dieser Art ist. Ich wollte ihn psychotherapeutisch behandeln und kann dieses am besten bei mir zu Hause tun.

Am folgenden Morgen untersuchte ich erst im Hospital das Gesichtsfeld des Kranken und fand eine starke konzentrische Einschränkung desselben. Der Einfluss der Uebermüdung war sicher fühlbar, und ich erhielt den Eindruck, dass die Umkehrung für blau und rot auch da sei. Patient war jedoch sehr schnell ermüdet durch das angestrengte Sehen, und das Gesichtsfeld war so eingeschränkt, dass die Umkehrung nicht mit genauer Sicherheit anzugeben war. Von der weiteren Untersuchung kann ich noch mitteilen, dass das tiefe Muskelgefühl ungestört ist. Der Kranke kann den einen Arm in dieselbe Haltung bringen wie den anderen, mit geschlossenen Augen. Es besteht kein Nystagmus, keine statische oder dynamische Ataxie. Er kann mit geschlossenen Augen gut rückwärts gehen, er hat keinen Tremor. Stuhl gut, er muss häufiger urinieren.

Subjektiv hat er keine Beschwerden, nur die Störung des Gehörs, und er sieht nicht mehr scharf. Schlaf ist gut, jedoch etwas unruhig. Appetit unregelmässig.

Während der Untersuchung fragt mich der Patient einigemale, ob er wohl untauglich erklärt werden wird; er scheint es sehr zu hoffen.

Wir haben hier einen seltenen Fall von doppelseitiger traumatischer, hysterischer Taubheit. In Friedenszeiten sehr selten, kommen diese Fälle jetzt häufiger vor, gepaart mit Stummheit und andern Abweichungen. Merkwürdigerweise und bei den Aerzten bekannt als „Duplizität der seltenen Fälle“ war, dass einige Tage später Dr. Siemens mir einen zweiten Patienten mit hysterischer Taubheit vorstellte. Hier betraf es einen 23jährigen Bauernsohn, der schon $1^1/_2$ Jahre taub war, ebenfalls landsturmpflichtig. Er war seinerzeit von einem 4 Meter hohen Heuboden abgestürzt und nach dem Sturze nicht bewusstlos gewesen. Er hatte erbrochen und sollte ein wenig aus einem Ohre geblutet haben. Im Februar in Dienst getreten, in Haarlem ins Depot geschickt, konnte er den Dienst nicht mitmachen. Er musste jedoch erst gründlich untersucht werden, da Simulation nicht ausgeschlossen schien und diese nicht so schnell festzustellen ist. Er wurde in Harlem ins Hospital gebracht und nachdem er einige Tage beobachtet war, an Dr. Siemens verwiesen, der keine Simulation feststellte, jedoch auch keine objektive Abweichungen vorfand. So kam Patient Nr. 2 zu mir, und hier fand ich neben einer allgemeinen Erhöhung der Reflexe eine starke Beeinträchtigung des Schmerzgefühls über dem ganzen Körper. Es erregte keinen Schmerz, wenn eine Hautfalte mit einer Nadel durchstochen wurde. Die

Untersuchung geschah im Beisein von drei Kollegen, die sich für den Fall interessierten.

Den ersten Patienten behandelte ich in meinem Hause im Beisein einer andern Kranken, die bei mir in psychischer Behandlung ist. Dieses geschah aus zweierlei Gründen: 1. weil N. N. meine mündliche Suggestion nicht verstand, die ich anwende, um einen in künstlichen Schlaf zu bringen. Ich suggerierte die andere Person in seiner Gegenwart in Schlaf, um bei ihm die Empfänglichkeit zu erhöhen, und 2. half mir die andere Kranke, welche sehr intelligent ist, als Zwischenperson die Suggestion beizubringen, zumal ich sie zuvor von allem unterrichtet hatte. Es ist durchaus nichts besonderes, einen hysterischen Patienten durch Suggestion zu heilen, aber ein tauber Mensch bietet bis jetzt sehr viele Schwierigkeiten. Das funktionelle Taubsein wird in der Kriegsliteratur denn auch als sehr schwer zu heilen angesehen. Ich werde dieses durch einige Ausführungen aus den neuesten Berichten ausländischer Kollegen aus kriegführenden Ländern beweisen. Meine beiden tauben Hysterischen waren mir sehr willkommen, weil sie mir Gelegenheit boten, meine Theorie über die Hysterie in der Praxis zu kontrollieren. Ich meine sagen zu dürfen, dass sie wohl den Beweis lieferten, dass meine Auffassung richtig ist. Bevor ich jedoch näher hierauf eingehe, will ich erst eine kurze Skizze geben über die heutige Auffassung des Hysterieproblems. Trotz der Arbeit so vieler berühmter Gelehrten wie: Janet, Freud, Oppenheim, Jelgersma und so viele andere, ist der Zustand noch sehr verwirrt und die Meinungen gehen so auseinander, dass in der denkwürdigen Sitzung der Berliner Gesellschaft für Psychologie und Neurologie vom 14. Febr. ds. Js. die Ansichten sich so gegenüberstanden, dass Prof. Oppenheim später erklärte, es gebe Gegensätze fast so gross wie die zwischen den jetzt kriegführenden Völkern.

Ich werde die Debatten hier nicht erörtern, so gerne ich es auch wollte, mein Artikel würde zu lang werden und seinen Zweck verfehlen. Es sei nur bemerkt, dass die herrschende Lehre sagt: Die Hysterie ist eine Krankheit, bei der Reiz- und Ausfallerscheinungen auf emotionellem Wege entstehen (Oppenheim). Die Innervationsunterbrechung ist nicht nur zeitweise, sondern auch unvollständig, denn der Hysterische sieht, obgleich er nicht „sieht“, und fühlt, obwohl er nicht „fühlt“. Hieraus sieht man, dass Prof. Oppenheim wirklich von Innervationsunterbrechungen als Ursache von hysterischen Erscheinungen spricht. Er sagt weiter: Ein starker Affekt kann die schlummernde Hysterie wecken, so dass es zu Zufällen kommt, kann aber gleichzeitig in einem bestimmten Abschnitt des Nervensystems eine Sprengung vornehmen, die ein Glied oder eine Muskelgruppe aus dem Innervationskreis ausschaltet, so dass eine Lähmung von nicht hysterischem Gepräge entsteht. Es ist aus der Debatte und aus den späteren Ausführungen u. a. im Zentralblatt für Neurologie

ersichtlich, dass die Meinungen des Prof. Oppenheim vielfach angegriffen wurden, u. a. von Prof. Lewandowsky.

Noch kurz will ich die Auffassung von Prof. Jelgersma erwähnen[1]). Dieser sagt, dass die Ausfallerscheinungen nicht eine Folge der Vernichtung der Gehirnzentra sind oder des Nichtarbeitens desselben. Er setzt seine „Kurzschlusstheorie" folgendermassen auseinander: Das Wissen einer Sache setzt eine Assoziation eines andern Wissens in unserer Person voraus, und dieses ist bei der Hysterie gestört. Allerlei Verbindungen sind geblieben, aber dieses sind einfache Verbindungen, die nicht zu einem Wissen, zu einem Bewusstseinsprozess führen. Das Bezeichnende nun für die hysterische Gefühllosigkeit ist, dass, bevor von einem Wissen gesprochen werden kann, der Reiz, der in dem Wahrnehmungsgehirn angekommen ist, entweder schon intrazerebral ausgelöscht oder schon in eine Bewegung ausgelaufen ist. Er spricht in solchem Falle von Kurzschluss, wenn der Reiz schon in eine Bewegung ausgelaufen ist. Eine ganze Reihe hysterischer Erscheinungen, sowie sehr viele Vorfälle aus dem täglichen Leben werden von Jelgersma durch „Kurzschluss" erklärt. Im täglichen Leben kommen, so sagt er, bei normalen Menschen zahllose dieser „Kurzschlüsse" vor, die meisten Reize, die uns in jedem Augenblick zuströmen, dringen nicht zu uns durch und gehen spurlos vorbei, d. h. scheinbar spurlos, sowie aus zahlreichen Mitteilungen von Freud und seiner Schule, von Janet, und aus den Berichten der Untersuchungen der „Society for Psychical Research" zu ersehen ist, und die jeder Beobachter aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Die Kurzschlusstheorie beweist deutlich, dass hier, sowie bei den meisten Psychiatern immer wieder die Störung bei der Hysterie auf die Organe zurückgeführt wird, obgleich sie erkennen, dass die Hysterie eine Krankheit seelischer Art ist. Wir treffen immer wieder die Ausdrücke „Intrazerebrale Auslöschung" oder „Geleitsperrungen" und „Leitungshindernisse".

Bei der Hysterie ist von einer Abweichung im Gehirn keine Rede. Die Abweichung hat ihren Sitz ausschliesslich in der seelischen Sphäre und hat mit dem Gehirn nichts zu tun. Wir dürfen die Ursache der Hysterie weder in den kortikalen noch in den subkorticalen Zentren suchen. Jeder Versuch, es auf mechanischem Wege zu erklären, muss vermieden werden. Wir müssen uns auf Grund der Tatsachen selbst den Vorgang folgendermassen erklären: Bei der Hysterie wird die ganze Bahn von der Peripherie ab durch das Rückenmark bis an die Rinde nicht allein durchlaufen, sondern es entsteht auch die Vorstellung dabei, die auf den Reiz normalerweise folgen muss, nur kommt dieselbe nicht zum Bewusstsein und trägt nicht den „Ich"-Stempel. Die Vorstellungen werden durch den grossen seelischen Kom-

[1]) Leerboek der psychiatrie 2/a l'Etat mental des hystériques 2 edit. 1911.

plex, welchen wir unser „Ich“ nennen, nicht indentifiziert, sie werden nicht damit verbunden. Sie sind jedoch latent anwesend und können bewusst werden, wenn neue Vorstellungen kommen, die imstande sind, diese nicht identifizierten an den grossen Komplex zu binden. Das Beibringen der Vorstellungen ist der Prozess, der als „suggerieren“ bekannt ist. Die Summe der unbewusst gebliebenen und die durch die Zeit oder andere Ursachen verdrängten Vorstellungen, die das Kennzeichen des Bewusstseins wieder verloren haben, werden im gewöhnlichen Leben mit dem so oft verwirrenden Namen Unterbewusstsein angedeutet. Bei der Hysterie findet man also die Neigung, das Kennzeichen des Bewusstseins einer Reihe von Vorstellungen, die schon geformt waren, nicht zu erreichen.

In diesem Gedankengange muss ich also annehmen, dass bei meinen Tauben die Gehörvorstellungen doch geformt wurden. Ich muss sie hier nur an den psychischen Komplex zu binden versuchen. Aus einer Reihe psychologischer Studien war es mir bekannt, dass auch die unbewussten Vorstellungen doch assoziativ verarbeitet werden. Ich bringe also dem Patienten Vorstellungen bei, obgleich sie nicht direkt bewusst werden (er weiss nämlich nicht, dass sie ihm beigebracht werden), aber das Resultat lehrt, dass sie sicher entstanden und zum Ziele führten. Ich spreche zu einem Dritten und sage ihm alles, was ich einem Nichttauben direkt sagen würde. Bei meinem ersten Patienten erzählte ich der andern Patientin, dass der Soldat mit seinem Wunsche kein Glück hat und er nicht wegen Taubheit dienstuntauglich erklärt werden wird; denn das Trommelfell und alles, was das Gehör betrifft, ist in Ordnung. Dieses hat die Untersuchung gelehrt. Es handelt sich hier um eine Nerventaubheit, die in der Hypnose, in die ich ihn bringen werde, direkt verschwinden wird. Dann sage ich meiner Patientin genau, wie ich N. N. in Schlaf bringen will. Während ich spreche, sitzt er scheinbar gedankenlos da, aber sobald ich meine Hand auf seine Stirn lege, bemerke ich sofort, dass er auf meine, an die dritte Person gerichtete Suggestion reagiert. Er fällt auf die ihm suggerierte Weise in Schlaf und das weitere war einfach genug. Ich schickte die Patientin weg, weckte die Erinnerung an den Schuss, weckte einen Affekt, liess den Kranken tüchtig weinen, und erklärte ihn als geheilt. Ich suggerierte ihm sein früheres Gehör und bedeutete ihm, dass er mich wieder verstände. Nach der Hypnose würde diese so bleiben. Alles ging programmässig, und mittags konnte ich den Kollegen den geheilten jungen Mann vorführen, der wieder hören konnte, was man auf 6 Meter Abstand flüsterte.

Den zweiten Patienten behandelte ich auf dieselbe Art. Direkt im Anschluss an die erste Vorführung und Untersuchung habe ich ihn in Gegenwart von drei Kolleger durch die indirekte Suggestionsmethode in Schlaf gebracht, und nach der Hypnose war der Patient

von seiner anderthalbjährigen Taubheit geheilt. Der Eindruck, den diese Fälle auf die Umgebung machten, rechtfertigt meine ausführliche Beschreibung. Nach der Hypnose war auch die Gefühllosigkeit verschwunden.

Nun will ich noch einen Augenblick auf die Tatsache zurückkommen, dass in den kriegführenden Ländern in solchen Fällen durch Mangel an richtiger Erkenntnis keine guten Resultate erzielt werden. Ich will dieses durch die neueste Literatur beweisen. So sagt Kurt Singer z. B., von seiten des Gehörapparates haben wir oft Taubheit mit oder ohne Stummheit angetroffen, da wo eine Spezialuntersuchung keine Abweichung an dem peripheren Organ zeigte. Ich sprach nie von Simulation denkend dass ebenso wie es eine Sprachlähmung gibt von kortikalem Ursprung, auch eine kortikale Gehörstörung möglich ist; den meisten Widerstand boten einige Fälle von Taubheit.

Hier trifft uns wieder der Ausdruck „kortikal", der natürlich nicht richtig ist; es muss heissen seelisch. Die falsche Erkenntnis steht einer Heilung im Wege.

Jolly erzählt in kurzem die Geschichte eines Mannes, der durch das unerwartete Feuer seines eigenen Gewehrs eine hysterische Stummheit und Taubheit auf beiden Ohren davontrug. Letztere war sehr hartnäckig, während die Sprache langsam zurückkehrte. Es scheint nach den Berichten von Jolly, dass die Hysterie, die nach einem Trauma auftritt, in den Spitälern viel zu langsam und auf nicht zweckmässige Weise behandelt wird. Er sagt nämlich: Erfreulich ist es, dass trotzdem die vorher sehr verschiedenen Behandlungsweisen keinen Erfolg hatten, doch die Heilung auf psychotherapeutischem Wege erzielt worden ist und die Kranken zum Garnisonsdienst tauglich wurden. Ich meinesteils kann es nicht erfreulich finden, dass ein Kranker, der an Psychoneurose leidet, erst mit allen möglichen Kuren (elektrisieren, massieren usw.) gequält, ehe er psychotherapeutisch behandelt wird. Jedoch ist nach den Berichten von Nonne u. a. bei den sog. Kriegsneurosen oft Hypnose angewendet, ebenso wie andere Formen der Therapie. Hier gilt jedoch mehr als bei andern Behandlungsmethoden die Regel, dass es weniger darauf ankommt, was geschieht, als wie es geschieht. Ich meine damit, dass es nicht genügt zu wissen, dass Psychotherapie angewendet wurde, sondern die Art, wie diese angewendet wurde, ist ausschlaggebend für das Resultat.

Wer z. B. Kriegsneurosen nach der Methode von Freud behandelt, wird ebenso wenig guten Erfolg haben, als bei den Tauben mit der Persuasionsmethode nach Dubois. Diese psychotherapeutischen Methoden eignen sich wieder viel besser bei einer ganz anderen Art psychogener Neurosen. Jedoch nicht allein die Methoden, auch die Person des Psychotherapeuthen selbst wird bei dem Erfolg oder Misslingen entscheidend sein. So lautet auch das Urteil zweier französischer Aerzte, die

von der Psychotherapie nicht die „Wunderwirkung“ gesehen hatten, die einige Beobachter mitgeteilt haben. Vielleicht waren diese, so sagen sie, glücklicher oder geschickter als wir. Die von mir beschriebene indirekte Suggestionsmethode führt sicher und schneller zum Ziel. Zum Schlusse möchte ich noch zweierlei bemerken: Erstens das Wort „Kriegsneurosen“. Ich hebe dieses Wort besonders hervor, weil es nicht richtig ist, der Hysterie, die im Kriege nach heftigen Ereignissen auftritt, einen bestimmten Namen zu geben. Dies ist ebenso wenig richtig als von traumatischer Neurose zu sprechen. Dass die Unfallversicherung sowohl bei uns als im Auslande bei einem Teil der Betroffenen den Wunsch einer langwährenden Entschädigung erweckt, wodurch die Heilung sehr verzögert wird, ist feststehend. Dasselbe sehen wir auch bei Soldaten (Renteneurosen). Die Aussicht, nicht mehr arbeiten zu können, verärgert die Neurotiker, und die Hoffnung, untauglich befunden zu werden, ist ein Fall, mit dem man rechnen muss. Darum trat ich auch dem Wunsch des ersten Patienten direkt entgegen, wie man im ersten Teil sieht. Wir können und müssen den Ursachen Rechnung tragen, aber dürfen sie nicht als besondere Krankheitserscheinungen betrachten. Das würde Verwirrung bringen, und die Behandlung und Prognose leidet darunter. Man behandele die Hysterie nur als solche, unbekümmert darum, ob es eine sogenannte traumatische oder eine Kriegsneurose ist. Psychotherapie und Arbeitstherapie sind hier die gegebenen Mittel. Die zweite Bemerkung betrifft die durch mich oben auseinander gesetzte indirekte Suggestionsmethode. Ich hoffe in einem andern Artikel hierauf ausführlich zurückzukommen, aber will noch mit einigen Worten erklären, dass ich diese Methode des Appells an die unbewusste Persönlichkeit schon lange anwende, wo es mir notwendig erscheint. Dieses ist im besondern der Fall bei hysterischen Anfällen. Man kann mit roher Gewalt und durch sehr energisches Auftreten dem hysterischen Anfall ein Ende machen. Ich bin jedoch entschieden gegen Kraftproben bei Kranken. Ich finde den Unterschied nicht allzu gross, ob jemand leber- oder herzleidend ist und dadurch arbeitsunfähig ist, oder ob seine Seele krankhaft verändert ist, so dass der Kranke meint, nicht imstande zu sein, arbeiten zu können. Wir haben meiner Ansicht nach nicht das Recht, die Patienten roh zu behandeln, wenn wir dasselbe Resultat oder ein noch besseres mit vernünftigeren milderen Mitteln erreichen können.

Ich wende die indirekte Suggestion wie gesagt schon jahrelang an bei hysterischen Anfällen und zwar folgendermassen: An die Umstehenden richte ich die Suggestion, welche für den Patienten bestimmt ist. Da die Vordertür verschlossen ist, müssen wir durch die Hintertür. Auf einem Umwege, an die Umgebung gerichtet, erreichen meine Suggestionen das Vorstellungsleben des Patienten, welches ich nicht direkt erreichen kann. Der Kranke ist ja, wie wir das ganz falsch nennen, „bewusstlos“.

Der Zustand des psychischen Lebens ist ein anderer; aber ganz ohne tätigen geistigen Prozess ist der Patient nicht. Ich betrachte den Hysterischen wie einen in natürlicher Hypnose Befindlichen und behandle ihn darnach. Ich behaupte nicht, dass ein an hysterischer Taubheit Leidender ganz von der Hysterie geheilt ist, wenn die Taubheit aufgehoben ist. Dann fängt die eigentliche Arbeit des Psychotherapeuten erst an. Der Arzt muss erziehend und ermutigend wirken. Ruhe und Arbeit, gute Ernährung, Abwechslung und Zerstreuung, kurzum das ganze Leben des Kranken regeln, wenn er wieder einen ganzen Menschen aus ihm machen will!

Die musikalische Veranlagung des Weibes.

Von Dr. **Vaerting**, Berlin.

Es wird allgemein angenommen, dass die Frau in der Tonkunst keine oder doch nur sehr geringe Produktionskraft besitzt. Der Nachweis für diesen Mangel an schöpferischer musikalischer Begabung wird meistens geschichtlich erbracht, da unter den Komponisten von Bedeutung sich kein einziger weiblicher Name befindet. Im allgemeinen sind diese geschichtlichen Tatsachen als Gradmesser für spezifisch weibliche Begabung oder Nichtbegabung von geringer oder keiner Bedeutung, da die Frau bisher in ihrer geistigen und künstlerischen Entwicklungsfreiheit durch hemmende äussere Umstände sehr beschränkt war und noch ist. Bei der Musik jedoch liegt bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme vor. Denn auf keinem andern Gebiete hat die Frau von jeher so eingehende Ausbildung und Schulung erfahren wie in der Tonkunst. Hier ist sie kaum ungünstiger gestellt als der Mann. Trotzdem ist die Frau musikalisch unfruchtbar geblieben. Es ist die einzige Kunst, welche die Frau rein rezeptiv ausübt durch Jahrhunderte hin. (Ellis, Mann und Weib S. 327.) Unter barbarischen und zivilisierten Rassen in allen Teilen der Welt haben sich Frauen stets in ausgedehntem Maße mit dem Spielen der verschiedensten Instrumente beschäftigt, aber im wesentlichen hat sich unter dem Einfluss der Kultur das Verhältnis der Geschlechter in dieser Beziehung kaum verändert. Musik ist sehr oft von Frauen zur Darstellung gebracht, aber fast ausschliesslich von Männern geschaffen worden. Upton[1]), der die musikalischen Leistungen der Frau recht günstig beurteilt — er hat 48 Frauen ausfindig gemacht, die im 17., 18. und 19. Jahrhundert Kompositionen hinterlassen haben — muss dennoch bekennen, dass keine über das Mittelmässige hinausgekommen ist. Der Schluss, dass Mangel an musikalischer Produktionskraft eine weibliche Eigentümlichkeit ist, scheint demnach nicht ohne Berechtigung zu sein.

[1]) Women in Music.

Man hat häufig versucht, die Ursache dieses anscheinend vorhandenen merkwürdigen Geschlechtsunterschiedes zu ergründen. Die Entdeckung dieser Ursache würde insofern für die vergleichende Psychologie der Geschlechter von Bedeutung sein, als sie dem geschichtlichen Argument für die musikalische Unfruchtbarkeit der Frau ein neues und vielleicht beweiskräftigeres hinzufügen würde. Den bisherigen Erklärungsversuchen haftet nun durchweg der gemeinsame Fehler an, dass sie den Mangel an schöpferischer Befähigung in der Musik beim Weibe auf psychische Geschlechtsunterschiede zurückführen, die kaum mehr sind als subjektive Annahmen und vage Konstruktionen.

Upton z. B., dessen Ansicht auch Ellis zustimmt, führt als Hauptursache die grössere Emotionalität der Frau an. „Die Frauen sind von Natur und Temperament zu emotiv, um einen Ausdruck dafür finden zu können.“ Sie sollen — mit einem Worte — zu gefühlvoll sein, um ihre Gefühle musikalisch darstellen zu können. Nun hat Buoura[1]) zwar recht, wenn er sagt, dass „die stärkere Emotionalität der Frau von allen Autoren mehr oder weniger klar und offen zugestanden wird.“ Durch diese Uebereinstimmung der Autoren aber ist nun keineswegs erwiesen, dass die Frauen emotioneller sind als der Mann. Sondern dieses gleiche Untersuchungsresultat ist nur ein Zeugnis für die Tatsache, dass die Frau als Beobachtungsobjekt gegenüber dem sie beobachtenden Manne natürlich viel leichter erregbar ist als der Mann, der in derselben Lage sich seinem eigenen Geschlechte gegenüber befindet. Alle die Psychologen, Richter, Psychiater, Sexualärzte usw., die vergleichende Beobachtungen über die Psyche der Geschlechter anstellen, müssen den Mann weniger emotiv finden als die Frau. Die Ursache aber liegt nicht in einer psychischen Geschlechtsdifferenz des beobachteten Materials, sondern darin, dass in einem Falle der Mann experimentiert, was diesen als vom gleichen Geschlechte kommend, kalt lässt. Beobachtet der Mann hingegen eine Frau, so wird das auf ihr Empfinden und infolgedessen auf ihr Verhalten nicht ohne Einfluss bleiben, weil sie sich dem entgegengesetzten Geschlechte gegenüber findet[2]). Dasselbe gilt von dem beobachtenden Mann. Ich möchte noch bemerken, dass ich die grössere Emotionalität der Frau nicht einmal bestreiten will, sondern nur bezweifeln, dass diese irgendwie erwiesen ist. Rubinstein[3]) sucht die Ursache in ganz anderer Richtung. „Es fehlt den Frauen an zwei Eigenschaften, die für die musikalische Schöpfung durchaus erforderlich sind: Subjektivität und Initiative.“ Im Gegensatz zu Upton findet er auch,

---

[1]) Geschlechtsunterschiede beim Menschen S. 61.

[2]) Da eine weitere Erörterung dieser Fehlerquellen der vergleichenden Psychologie der Geschlechter hier zu weit führen würde, werde ich an anderer Stelle auf diese Frage zurückkommen.

[3]) Die Musik und ihre Meister.

dass es den Frauen für die Musik an „Weite des emotiven Horizonts“ fehlt. Rubinstein jedoch scheint keinen Anspruch darauf zu machen, damit das Fehlen musikalischer Schaffenskräfte bei der Frau erklärt zu haben. Denn er fährt fort: „Es ist ein Geheimnis, warum gerade die Musik, dieses edelste, schönste, am meisten verfeinerte, vergeistigste und gemütvollste Erzeugnis des menschlichen Geistes, den Frauen so unzugänglich ist, obschon im Weibe alle diese Eigenschaften verschmelzen, und obschon sie in andern Künsten, ja selbst in den Wissenschaften, manches Grosse geleistet haben.“

Dieses „Geheimnis“ nun, zu dessen Enthüllung die psychischen Geschlechtsunterschiede versagen, erklärt sich nach meiner Meinung einfach und überzeugend durch die innige Beziehung der Musik zur Sexualität. Bei allen stimmbegabten Tieren ist die musikalische Leistung direkt ein Liebeswerbemittel, ein Ausdruck des sexuellen Verlangens. Da aber nun stets die Männchen die Liebeswerber sind, so sind sie auch vorzugsweise die Sänger. Das Weibchen hingegen ist vor allem der zuhörende oder antwortende Teil. Die musikalische Anlage ist also schon bei den Tieren verschieden verteilt, das Männchen muss mehr musikalische Aktivität haben, um seine Liebeslockungen zu unterstützen und eindringlich zu gestalten. Das Weibchen hingegen bedarf mehr der Aufnahmefähigkeit, des passiven musikalischen Verständnisses, um so auch durch vollen Genuss sexuell angeregt zu werden.

Beim Menschen nun, der ja auch zu den musikalisch veranlagten Wesen gehört, werden in der Urzeit die Verhältnisse ganz ähnlich gewesen sein. Die Stimme war hier auch für den Mann ein Werbemittel, für die Frau ein sexueller Reiz. Das beweist erstens die Tatsache, dass bei Völkern im primitiven Kulturzustande die Frau sich durchweg noch heute von jeder Ausübung der Musik fernhält. Ellis teilt aus den Berichten von Mason Otis mit, dass die Frauen bei den Eingeborenen Amerikas niemals eigentliche Musik machten. Ferner sagt er, „es besteht kein Zweifel, dass bei wilden Rassen Frauen im allgemeinen nur sehr selten Musikinstrumente spielen“.

Dass infolge dieser verschiedenen sexuellen Aufgabe der Musik bei den beiden Geschlechtern die Frau seit den Uranfängen des Menschengeschlechts keine angeborene Neigung zu musikalischen Leistungen hat, zeigt zweitens die Tatsache, dass „auch nicht ein einziges der bekannten Musikinstrumente von Frauen erfunden worden ist“. (Ellis l. c. S. 326.) Diese Tatsache spricht umso deutlicher, als die Frau im primitiven Zustande in Erfindung von Geräten und Instrumenten an Produktivität dem Manne weit überlegen war.

Welch bedeutende Rolle die Musik als Mittel zum Liebeswerben für den Mann von jeher hatte und noch heute hat, dafür ist fernerhin der Stimmwechsel ein deutliches Zeugnis, da er nur eine Eigentümlichkeit des

männlichen Geschlechts ist. Zudem mutiert die Stimme gerade mit Eintritt der sexuellen Reife. In diesem Augenblicke erhält der Mann eine vom Weibe verschiedene Stimme, aller Wahrscheinlichkeit nach um als Werber besser zur Liebesanlockung musikalisch befähigt zu sein.

Da nun die Natur dem Menschen wahrscheinlich die musikalische Begabung ursprünglich als sexuelles Werbe- und Reizmittel verliehen hat, so musste die Anlage bei beiden Geschlechtern verschieden sein, — bei dem Manne mehr aktiv, bei der Frau rezeptiv, wenn sie ihren Zweck im Liebesleben erfüllen sollte. Bei steigender Erhebung aus den Urzuständen konnte sie diese ihre Wirkung nur weiterhin behalten, wenn sich die verschiedene Anlage auch verschieden weiter entwickelte. Der Mann musste beim Uebergang zur Kultur und verfeinertem Sinnengenuss um so mehr Erfolg mit seinen musikalischen Lockungen haben, je vollkommener, aktiver und erfindungsreicher diese Leistungen waren. Darauf deutet auch die frühe Erfindung von Musikinstrumenten durch die Männer hin. Bei der Frau hingegen musste sich entsprechend die musikalische Aufnahmefähigkeit steigern. Beim Manne enthielt also erstens die musikalische Anlage des Urmenschen grössere Chancen zur Produktivität, und zweitens wurde die Entwicklung der produktiven Seite dieser Anlage beim Uebergange zur Kultur durch die Verfeinerung des Sinnengenusses begünstigt. Bei der Frau hingegen musste schon in der musikalischen Uranlage die rezeptive Seite besonders ausgebildet sein, um im Zuhören Genuss und sexuelle Anregung zu empfinden. Und diese Aufnahmefähigkeit musste sich mit den steigenden Leistungen des Mannes noch vergrössern und verfeinern und naturgemäss zu einer Abneigung gegen eigene Erfindungen, ja sogar Darstellungen führen.

Noch heute sind diese musikalischen Unterschiede in den beiden Geschlechtern lebendig. Bloch[1]) sagt: Besonders die männliche Stimme übt eine sexuell erregende Wirkung auf das Weib aus . . . Die Frau ist für den sexuellen Einfluss des Gesanges oder der Musik bei weitem empfänglicher als der Mann.“ Und Upton berichtet, dass ein Mann, der einmal gelernt hat ein Instrument zu spielen, selten aufhört Freude daran zu finden, während dies bei der Frau nicht der Fall ist. Ellis bemerkt auch noch, dass es kein Instrument gibt, das die Frauen mit besonderer Vorliebe spielen. Das alles zeigt, dass wohl noch immer die musikalischen Anlagen so verteilt sind, dass im Manne die Lust zur ausübenden Musik vorwiegt, in der Frau jedoch die Neigung zum Zuhören.

Wenn man also die Frage der musikalischen Begabung der Frau von diesem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus untersucht, so wird man zu der Ueberzeugung geführt, dass jene wohl recht haben, welche der Frau die schöpferische Befähigung in der Tonkunst absprechen. Ja, man kann sogar mit einigem Recht vermuten, dass auch die

[1]) Sexualleben unserer Zeit S. 40.

Frau als Virtuosin niemals zu den ersten Meistern gehören wird. Nur in einem Gebiete der Tonkunst ist sie wahrscheinlich dem Manne weit überlegen, in dem der Musikkritik. Der Mann ist der geborene Musiker, die Frau die geborene Musikkritikerin. Dies ist das einzige Gebiet, wo die Frau von Natur aus m. E. bessere Anlagen haben muss. Es wäre gut, wenn die entwicklungsgeschichtlich bedingte weibliche Eigenart in Zukunft mehr Beachtung fände und die Frau im allgemeinen nicht weiterhin mit der Erlernung des Spielens von Instrumenten gequält würde, sondern ihre Freude und ihr angeborenes Verständnis und ihre kritische Fähigkeit für die musikalischen Darbietungen der Männer Pflege und Förderung fände.

Das wahrscheinlich vollständige Fehlen der schöpferischen musikalischen Begabung der Frau ist ein Minus, dem jedoch ebenso wahrscheinlich ein Plus auf einem andern Gebiete gegenübersteht. Man kann nämlich eine höhere weibliche Begabung auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete vermuten. Während die Frau im Laufe der Zeiten sich am unfruchtbarsten und rezeptivsten erwies in der Tonkunst, hat sie nicht nur selbständige, sondern geniale Leistungen ersten Ranges aufzuweisen auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete. Und dies spricht eine um so deutlichere Sprache, als die musikalische Ausbildung der Frau stets als „weiblich" eine eifrige Förderung erfahren hat, wohingegen die Beschäftigung der Frau mit der Mathematik in noch höherem Maße als „männlich" bekämpft wurde[1]). Ausserdem sind Mathematik und Naturwissenschaften die einzigen Zweige der Wissenschaft, in denen die Frau es zu wertvollen Leistungen gebracht hat, obschon sie auf den übrigen Gebieten weit günstigere Vorbildungsbedingungen hatte. Das wenige an weiblichen Geistesgaben, was sich in der Geschichte der Wissenschaften verewigt hat, hat sich sehr mühsam gegen einen ungeheuren äussern Druck aus der allgemeinen Vergewaltigung der weiblichen Geisteskräfte hervorgearbeitet. Die Geschichte der weiblichen Leistungen in der Wissenschaft sind infolgedessen schnell zu durchblättern, aber auch besonders lehrreich, weil man vermuten muss, dass das, was sich gegen allen Druck ans Licht gerungen hat, am stärksten im Weibe ausgebildet war. Die einzige Wissenschaft nun, in welcher die Frauen es jemals zu selbständigen Leistungen gebracht haben, ist die Mathematik und in neuerer Zeit die Naturwissenschaften, die ja zu der Mathematik in engster Beziehung stehen. Hypatia, die erste Frau, die sich wissenschaftlich auszeichnete, war eine Mathematikerin und Philosophin. Ihre mathematischen Werke wurden leider von den Christen verbrannt. Laura Bassi, Maria Agnesi, Sophie Germain, Sophie Kowalewska, Mary Sommerville, Mdme du Chatelet sind bekannt geworden

[1]) Bis vor wenigen Jahren noch war die Mathematik aus allen Mädchenschulen verbannt.

durch ihre bedeutenden Arbeiten auf dem Gebiete der Mathematik. Durch astronomische Arbeiten, die im engsten Zusammenhang mit der Mathematik stehen, zeichneten sich aus: Caroline Herschel, welche acht Kometen entdeckte und einen Sternkatalog herausgab, Mdmes Lepante und Lalande, Isis Pogson, Marie Mitschell, Margarete Kirsch und Clara Eimmart und in neuerer Zeit Miss Cannon, welche eine sehr grosse Zahl von veränderlichen Sternen entdeckte. Die grösste Frau, die bis jetzt gelebt hat, ein Genie ersten Ranges, ist bekanntlich Frau Curie, die zwar nicht Mathematikerin, aber Naturwissenschaftlerin ist. Für diese Wissenschaft aber gilt Moebius[1]) Wort: „In der Tat kann nur der die Naturwissenschaften ganz vertreten, der das mathematische Talent hat". Neben der Mathematik sind es deswegen am meisten die Naturwissenschaften, denen die Neigung der Frauen gehört. Der Galvanismus, sagt Rosenberger in seiner Geschichte der Physik, soll von Galvanis Frau Lucia Galeazzi entdeckt worden sein. In Bologna erschien seinerzeit folgendes Sonnett: „Sie war's, nicht Du, die neue Lebenstriebe in hautentblösster Frösche Glieder fand." Amalie Dietrich und Paula v. Schrank haben sich als Botanikerinnen berühmt gemacht, Laura Herner durch ihre Gesteinsanalysen und Frau Bose als Physikerin. Ferner werden einer ganzen Anzahl Frauen mathematisch-naturwissenschaftliche Neigungen nachgerühmt. Byrons Tochter, die Dickens entdeckte, war mathematisch hochbegabt. Annette v. Droste liebte besonders die Naturwissenschaften. Im alten römischen Reich hat es viele Aerztinnen gegeben, wie die Inschriften der Grabsteine bezeugen. Die Hetäre Nikarete hatte eine leidenschaftliche Neigung zur Mathematik, und sie verweigerte ihre Gunst keinem, der sie etwas Neues lehren konnte. Moebius (l c.) zählt noch unter den weiblichen mathematischen Talenten auf: Clelia Borromeo-Grillo, Clotilde Tambroni, Maria Cunitz, Barbara Reinhart, Sophia Brahe, Adriana Symons, Jeanne Dumée.

Dass die Beschäftigung mit Mathematik der weiblichen Eigenart mehr entspricht als die Betätigung auf andern wissenschaftlichen Gebieten, zeigt auch ein Ausspruch Fr. A. Langes: „Die unangenehmsten Blaustrümpfe sind selten die, welche viel Mathematik gelernt haben." Die Zahl der Frauen mit selbständigen mathematischen Leistungen und mathematischen Neigungen muss um so grösser erscheinen und um so eindrucksvoller die mathematische Tendenz des weiblichen Geistes offenbaren, als demgegenüber der Name keiner Frau genannt werden kann, die sich durch Arbeiten auf dem Gebiete der sogenannten Geisteswissenschaften verewigt hat. Weder Geschichte noch Theologie, weder Sprachwissenschaften noch Altertumskunde haben jemals den Geist der Frau zu eigenem Schaffen angeregt. Und doch war die Beschäftigung mit diesen Problemen den Frauen sehr

[1]) Ueber die Anlage zur Mathematik.

viel leichter, da die Frauen in dieser Richtung immer eine gewisse Vorbildung empfingen, sowohl in der Schule wie im Elternhause. Religion und Fremdsprachen standen von jeher unter den Unterrichtsgegenständen der Mädchenschulen obenan. Zudem wurde eine private Betätigung in diesen Fächern im Elternhause begünstigt, da erstens kein Grund vorlag, Werke dieser Art den Mädchen als unweiblich vorzuenthalten und zweitens zu dieser Lektüre die notwendigen Vorkenntnisse vorhanden waren. Trotzdem nun von jeher die Chancen für eine Beschäftigung der Frau mit der Mathematik weit geringer waren als bei Musik und Geisteswissenschaften, hat die Frau allein in der Mathematik Leistungen aufzuweisen, ein um so unzweideutigerer Beweis für die hervorragende Neigung des weiblichen Geistes zur Beschäftigung mit mathematisch - naturwisenschaftlichen Problemen.

Auch die Verteilung der studierenden Frauen auf die einzelnen Studienfächer spricht für das eigenartige Interesse der Frauen für Mathematik und Naturwissenschaften. Selbst bei dem durch die falsche Mädchenschulbildung mit ihrem einseitigen Fremdsprachenbetrieb gänzlichen Mangel an Vorbildung für die Mathematik stand diese 1908 schon an fünfter Stelle, 1912 war sie mit der steigenden Verbesserung der Vorbereitungsmöglichkeit auf dieses Studium schon an die dritte Stelle gerückt. 1913 schreibt die „Frankfurter Zeitung“: „In der Verteilung der Studentinnen auf die einzelnen Fakultäten zeigt sich diesen Sommer ein weiteres starkes Anwachsen des Studiums der Mathematik bzw. Naturwissenschaften, dem ein relatives Nachlassen des Zustroms zur Philologie und zu verwandten Fächern gegenübersteht.“ Seitdem ist diese Tendenz immer noch mehr hervorgetreten.

Es ist nicht unmöglich, vielmehr wahrscheinlich, dass die Frau an mathematischer Begabung im Durchschnitt dem Manne überlegen ist. Ein Schüler Brahms hat durch Untersuchungen festgestellt, dass die Rechenfähigkeit des Mädchens in der Schule derjenigen des Knaben weit überlegen ist, etwa um $1^1/_2$—2 Jahre voraus, obgleich die Stundenzahl des Rechenunterrichts bei den Mädchen geringer ist. Dieses Untersuchungsresultat ist natürlich kein strenger Beweis für die mathematische Ueberlegenheit der Mädchen, da Ergebnisse psychologischer Experimente in jedem Falle mit grösster Vorsicht aufzunehmen sind. Immerhin aber drängt auch diese Feststellung dazu, das Gegenteil von dem bis heute geglaubten Begabungsverhältnis der Geschlechter zur Mathematik als möglich in Betracht zu ziehen[1]).

Die Vermutung, dass dem weiblichen musikalischen Begabungs-

[1]) Schacht schreibt in seiner während der Drucklegung erschienenen Arbeit über „die geringere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Weibes: früher sagte man, die Mädchen können keine Mathematik lernen. Kürzlich höre ich, dass sie es besser als die Knaben könnten.“

minus ein ebensolches mathematisch-naturwissenschaftliches Plus entspricht, wird weiter insbesondere gestützt durch die Möglichkeit eines organischen Zusammenhanges zwischen den mathematischen und musikalischen Anlagen. Die Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges ist schon des öftern erörtert worden. Gewisse Vererbungserscheinungen wie auch der Verlauf der zeitlichen Begabungsentwicklung sprechen dafür. So ist Frühreife eine Erscheinung, die nur bei Mathematik und Musik häufig ist. Bei Pascal, Gauss, Clairaut, Bernoulli u. a. zeigte sich das mathematische Talent sehr früh — schon zum Teil mit 12 Jahren — in eigenen Erfindungen, und die frühe musikalische Entwicklung bei Mozart, Beethoven, Haendel, Rossini und Mendelssohn usw. ist bekannt. Diese Tatsache spricht um so mehr für einen besondern Zusammenhang zwischen Mathematik und Musik, weil Frühreife in andern Gebieten zu den grössten Seltenheiten gehört und z. B. in den philologischen Fächern fast stets Frühreife mit Frühtod einhergeht, ein Beweis, dass diese Entwicklung nicht wie bei Mathematik und Musik natürlich ist, sondern künstlich und abnorm.

Die Leistungen, welche die Frau in der nächsten Zeit auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete hervorbringen wird, können leider nicht als Maßstab benutzt werden, um über die Grösse ihrer angeborenen Anlagen zu entscheiden und das wirkliche Vorhandensein eines Begabungsplus zu bestätigen. Denn die geistige Entwicklungsfreiheit des Weibes wird trotz mancher Fortschritte noch viel zu sehr in ihren innersten Wurzeln zerstört. Z. B. ist es für die Entwicklung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fähigkeiten bei beiden Geschlechtern von einschneidender Bedeutung, dass das männliche Geschlecht seine Vorbildung ausschliesslich von seinen Geschlechtsgenossen erhält, das weibliche hingegen zum grössten Teil von Männern. Eine Ersetzung der vorwiegend männlichen Lehrkräfte durch weibliche würde diesen Nachteil nicht aufheben. Denn diese weiblichen Lehrer würden alle wieder von Männern vorgebildet sein, so dass ihre Begabungsentwicklung in den meisten Fällen schon gelitten hat und vielfach durch den jahrelangen männlichen Lehreinfluss einen männlichen Einschlag bekommen hat. Die Frau wird also nur sehr langsam volle Entwicklungsfreiheit für die Eigenart ihrer Begabung gewinnen können.

Methoden und Ergebnisse der jüdischen Krankheitsstatistik.

Von Dr. med. **H. L. Eisenstadt**, Berlin.

So lange die Juden Gegenstand wissenschaftlicher und methodischer Statistik sind — und das ist bekanntlich noch nicht lange her, weil die amtliche Statistik wenig über 100 Jahre alt ist[1]) —hat der Gesichtspunkt, von dem aus sie dieser Untersuchung unterzogen wurden, merkwürdig gewechselt. Noch in der Zeit der klassischen Statistik des vorigen Jahrhunderts, deren Literatur Nossig in seinem grundlegenden Buche „Einleitung in das Studium der sozialen Hygiene" uns aufgezeichnet hat, wurden sie vom Standpunkte der Konfession betrachtet, d. h. ihre Lebensäusserungen auf das Ganze ihrer Religion zurückgeführt. Als immer mehr mit der wachsenden Arbeiterbewegung die Ansicht vordrang, die Arbeiter seien die Stiefkinder, die Schutzbedürftigen der Gesellschaft, machte und macht noch heute auch die Statistik die Unterscheidung zwischen den Minderbemittelten und den Wohlhabenden. Bei den letzteren wurde a priori eine günstigere Stellung im Kampfe ums Dasein angenommen, die Autoren fanden es selbstverständlich, dass die letzteren infolge besserer Ernährung und Wohnung statistische Vorzüge vor den Minderbemittelten (z. B. verringerte Sterblichkeit) haben müssten. Dann kam eine neue Auffassung in dieses Forschungsgebiet durch die namentlich von Gobineau vertretene Rassentheorie, das ist die Lehre von der Ungleichwertigkeit der Rassen. Und nun stürzten sich einerseits die Politiker auf die Suche nach den Degenerationszeichen der inferioren Rassen, andererseits bot sich den Aerzten eine willkommene Gelegenheit, gewisse in ihrer Entstehung ungeklärte Krankheiten auf die angeborene Disposition der Rasse zurückzuführen. Man warf mit den dunklen Begriffen der Rassenimmunität und Rassepathologie um sich, ohne zu bedenken, dass man damit eine ebenso geheimnisvolle Substanz oder Kraft in die Naturwissenschaft einführte, wie die längst verflossene besondere „Lebenskraft", die zur Erklärung biologischer Vorgänge hatte herhalten müssen. Und die Statistiker, auf diesem Gebiete Laien, fügten sich diesem „Prinzip". Mit der zunehmenden Forschung nach den Berufskrankheiten tauchte hier und da die Neigung auf, gewisse Bevölkerungserscheinungen der Juden auf den Beruf zurückzuführen. Mit dem weiteren Ausbau der Sozialwissenschaften wurde man auf die Verteilung zwischen Stadt und Land aufmerksamer und meinte die Verstädterung der Juden sei für manche Lebensäusserung derselben ein ätiologisches Moment, so ihre geringe Tuberkulose und ihre Zunahme der Geisteskrankheiten. Dann wieder kam als ein Ableger der Rassetheorie

[1]) 1905 hundertjähriges Jubiläum der preussischen Statistik.

die Vererbung zu Ehren: Die Krankheitsanlagen werden vererbt, ebenso wie Haarwuchs, Sehschärfe, musikalisches Talent usw. Als eine besondere Form der Vererbung kam und kommt immer mehr zur Erörterung die Entartung, welche auf den Alkoholismus, Syphilis, Tuberkulose, oder noch unbekannte Schädigungen des oder der Erzeuger oder deren Vorfahren bezogen wird. Und damit wird das neueste grosse Forschungsgebiet, die soziale Pathologie betreten, welche die soziale Bedingtheit und soziale Verbreitung der Krankheiten lehrt und in ihren Ergebnissen zur Krankheitsverhütung, zur sozialen Hygiene im engeren Sinne gelangt.

Alle diese Auffassungen sehen wir auf dem Gebiete der medizinischen Statistik vertreten und miteinander im Wettbewerb. Die Statistiker von Fach bezw. Nationalökonomen und Politiker müssen sich mit ihnen, fast könnte man hinzufügen, leider, beschäftigen, wollen sie ein vollständiges Bild der Bevölkerungsschicht, welche sie studieren, geben, und wollen sie sich nicht mit der reinen Aufstellung von Zahlen begnügen, die jeder nach seinem Gutdünken und für seine Zwecke deuten kann, was selbstverständlich den wissenschaftlichen Wert der Statistik nur herabsetzen muss. Ja noch mehr, sie müssen die ärztlichen Erfahrungen zu Rate ziehen, sonst entsteht zwischen der medizinalstatistischen und ärztlichen Auffassung ein klaffender Widerspruch. Beispielsweise ist H. Singer in seiner „Allgemeinen und speziellen Krankheitslehre der Juden" (1904), die Häufung der Paralyse bei den jüdischen Männern aufgefallen. Er erklärte sich die Sache so, dass die Juden zur Paralyse besonders disponiert seien. Im Gegensatz dazu stand die geringe Paralysezahl der jüdischen Frauen, die ihm hätte auffallen müssen.

Nach dem heutigen Stande unseres Wissens von der Syphilis ist aber jener von der Statistik beobachtete Vorgang leicht zu deuten. Da die Wassermannsche Blutuntersuchung in vielen Fällen von Paralyse ein positives Resultat gibt, so muss hier jeder Gedanke an eine besondere Rassedisposition fortfallen. Wir haben hier einfach ein Zeichen der Ausbreitung der Syphilis vor uns, wie auch Blaschko mit Recht die Zunahme der Paralyse als einen Beweis für die Zunahme der Syphilis ansieht. (Vortrag in der Ges. f. soz. Med. Medizin, Reform 1910, Nr. 4/5). Und wenn die jüdischen Frauen eine fast verschwindende Seltenheit dieser Krankheit zeigen, so liegt es daran, dass die Männer sich vor der Ehe gründlich behandelt haben, oder zur Zeit der Eheschliessung nicht mehr infektiös waren.

Allein das Zuziehen des Arztes genügt noch nicht, um eine richtige Einsicht in die medizinische Statistik der Juden zu bekommen. Man muss auch glaubwürdige Zeugen für ihre Lebensweise, insbesondere für die Art ihres Sexuallebens und ihrer Ernährung suchen. Und da bekanntlich für einen grossen Teil der Juden ihre eigenen überlieferten

Gesetze ein bestimmtes System der Ernährung und des Geschlechtslebens bewirkten, so ist es notwendig, diese ihre Gesetze zu studieren. Diese Gesetze, die einen wahrhaft sozialen und sozialhygienischen Charakter hatten, sind bekanntlich weniger in den 5 Büchern Mose und in den prophetischen Schriften der Bibel enthalten, als vielmehr sind sie allmählich aus der Mischna und den talmudischen Diskussionen kodifiziert worden. Auf die Art der Kodifizierung und Rechtsprechung sind einerseits das durch Verfolgungen eingeengte wirtschaftliche Leben, andrerseits die als Kommentatoren, Lehrer und Richter wirkenden gelehrten Rabbiner von entscheidendem Einfluss gewesen. Ganz richtig schildert Nossig in seinem oben genannten Buche die inbezug auf die Lebensführung der Juden geltenden Prinzipien der mosaischen, talmudischen und nachtalmudischen Schriften und Gesetzbücher. Und wieviel noch auf diesem Gebiete zu übersetzen ist, geht aus dem anlässlich der Internat. Hygieneausstellung zu Dresden 1911 von Rabbiner Dr. Grunwald herausgegebenen Werke, „Die Hygiene der Juden“ hervor, das nur einen kleinen Ausschnitt aus den gesundheitlichen Lebensanschauungen und Lebenssitten bietet. Insbesondere harrt hier noch das pädagogisch und hygienisch bewundernswert hochstehende Werk des Rabbi Josef Karo, der Schulchan Aruch, der aus den beiden Turim fortentwickelt ist, seiner vollständigen Uebersetzung. Ausserdem hat selbstverständlich in jedem Lande der Stand der Volkswirtschaft die Ernährung und Fortpflanzung der Juden stark beeinflusst. In einer Zeit als es noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe gab, als das heute so vollkommen ausgebildete Verkehrswesen noch nicht existierte, als die Lebensmittel des betreffenden Landes an Ort und Stelle produziert und konsumiert wurden, richtete sich die Ernährung der Juden nach den Landessitten, sie waren die Woche über Vegetarianer (Minnignahrung) und es wurde nur zum Sabbath oder höchstens zweimal in der Woche Vieh geschlachtet. An Küstenplätzen bildeten in Ermangelung der Viehzucht, Fische ihr Hauptnahrungsmittel, ebenso wie bei der Bevölkerung des Landes. Die Ernährungsart des jüdischen Proletariats in Osteuropa ist uns in einem besonderen Kapitel des von Nossig herausgegebenen Buches „Jüdische Statistik“ geschildert. Je mehr die Nahrungsmittel Waren des Weltmarktes geworden sind, um so mehr beeinflusst ihre Preissteigerung die Volksernährung in ungünstigem Sinne, indem sowohl minderwertige oder verdorbene Nahrungsmittel in grosser Zahl vertrieben werden — man denke an die Verwässerung der Milch in den Großstädten — indem andrerseits das animalische Eiweiss verteuert und an dessen Stelle schlechtere Fleischsorten oder überhaupt Surrogate der Eiweissnahrung konsumiert werden. Da die soziale Pathologie der Volksernährunug noch sehr wenig bearbeitet worden ist, so kann es nicht wundernehmen, wenn die Frage: Wie spiegelt die Statistik die Störungen der Volksernährung wieder? herzlich

schlecht zu beantworten ist. Da es sich hier oft genug um gutartige, nicht zum Tode führende Krankheiten handelt, so lässt sich deren Ausbreitung aus Mangel einer direkten Krankheitsstatistik nicht erkennen. Indessen besteht aber zwischen Ernährung und Fortpflanzung ohne Zweifel in mancher Beziehung ein ursächlicher Zusammenhang und dieser lässt sich statistisch nachweisen. In denjenigen Ländern nämlich, in denen es eine staatlich geduldete Prostitution gibt, und das sind die meisten Kulturländer, ist zu erwarten, dass die Verteuerung der Ernährung eine Heraufsetzung des Heiratsalters bei den Männern und eine Beschränkung der Kinderzahl zur Folge hat. Das gilt aber nur für eine bestimmte Zeit. Es wird nämlich, wenn auch die Nahrungmittel wieder billiger werden, sobald diese sexualpathologischen Sitten zur Gewohnheit werden, nicht so leicht der status quo ante inbezug auf Heiratsalter und Kinderzahl hergestellt werden.

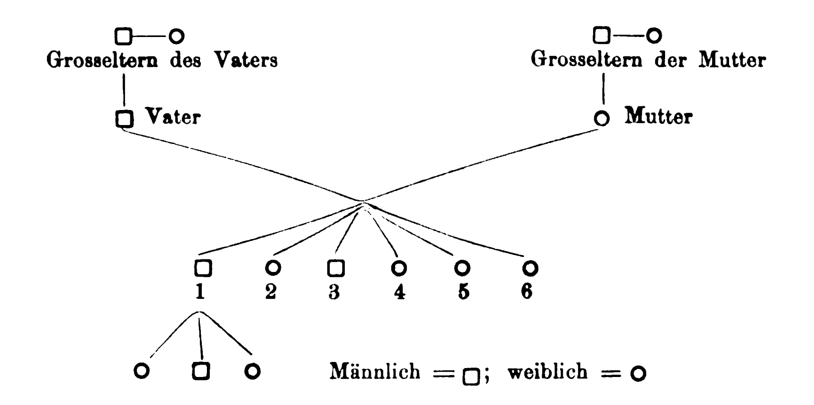
In den andern Ländern, in welchen dem heiratsfähigen jungen Manne die Möglichkeit zum Geschlechtsverkehr nur durch eine legitime Ehe gegeben ist, drücken die steigenden Preise der Ernährung in anderer Hinsicht auf die Bevölkerung, sie drängen zur Auswanderung, eine Wirkung, die auch bei den Kulturvölkern vor der Einführung der Verkehrserfindungen erzielt wurde: es beschränkte die natürliche Volksvermehrung den Ernährungsspielraum.

Diejenige Methode, welche in Zukunft berufen ist, eine durchgreifende Kritik der medizinalstatistischen Ergebnisse zu liefern, ist das Studium einzelner Familien, ihrer Aszendenz und Deszendenz in medizinischer Beziehung. Sie ist berufen, die denkbar exakteste Basis für das Studium der Todesursachen und Krankheiten einer bestimmten Bevölkerungsschicht abzugeben, die Medizinalstatistik in eine Medizinalkasuistik umzuwandeln. Bisher wurde die Beschreibung jüdischer Familiengeschichten und Stammbäume zu genealogischen, biographischen und historischen Zwecken viel in Anwendung gebracht. Auch für den Zweck der Eheschliessung wird in den Kreisen, welche noch auf den Jichus (Ahnenstolz) Wert legen, die genaue Kenntnis der Familiengeschichte beider Ehegatten vorausgesetzt.

Der Berliner Augenarzt A. Czellitzer hat uns gelehrt, wie die Sippschaftstafel für die Zwecke der Vererbungsforschung zu verwenden ist. (Vortrag in der Ges. f. soz. Mediz. am 5. Nov. 1908, Med. Reform 1908 Nr. 49). Für jedes einzelne Mitglied der Sippschaftstafel muss ein und dasselbe Konstitutionsformular (Ztschr. f. Versicherungsmedizin 1909) ausgefüllt werden. Neuerdings hat Czellitzer vorgeschlagen, die in Berlin und anderen Städten üblichen Familienstammbücher zu medizinischen Eintragungen der Familienmitglieder zu benutzen. Da aber in absehbarer Zeit ein Zwang zu derartigen Ein-

tragungen nicht wird durchgeführt werden können, so empfiehlt sich hier eine freiwillige Mitarbeit. Insbesondere könnten die jungen Juden durch Einsendung von Mitteilungen über ihre Familien an eine zu gründende Zentralstelle hier der Forschung wichtige Dienste leisten.

Nur kommt es nicht darauf an, möglichst viele, sondern möglichst exakte Daten zu erhalten. Aus diesem Grunde muss man sich mit einem Minimum der Fragen begnügen, z. B. mit dem Alter und Todesursachen der (Urgrosseltern) Grosseltern, Eltern, ferner mit der vollständigen Geschwisterzahl, mit der Angabe, welchen Platz in der Geschwisterreihe (Erst-, Jüngstgeborener usw.) der Antwortende einnimmt, ferner mit der Berufsart, Zivilstand, Alter der Eheschliessung und Kinderzahl der aufgezählten Personen etwa nach folgendem Schema:



Man sieht daraus, ob in der Deszendenz das erreichte Lebensalter ab- oder zunimmt und kann nun weiter verfolgen, ob in der Lebensweise, erste und zweite Generation, wesentliche Differenzen zeigen, ob die Kindersterblichkeit in der zweiten und dritten Generation, gemessen nach der Geschwisterzahl ab- oder zunimmt u. a. m. Es kommt weniger darauf an, die ganze Vererbungsmasse einer Sippschaft kennen zu lernen und darin zu studieren, ob bestimmte Krankheitsanlagen vielleicht nach den Mendelschen Regeln vererbt werden, sondern es ist wichtiger festzustellen, ob in der Deszendenz die Generationen eine steigend schlechtere Qualität zeigen, ob in der Kindheit bereits Entartungserscheinungen oder im mittleren Mannesalter durch sozialpathologische Einflüsse vorzeitige Invalidität oder Tod auftreten. Man erhält auf diese Weise immerhin genaue Angaben über bestimmte Krankheiten, nämlich über Todesursachen, welche in der Regel diagnostisch zuverlässiger sind, als sonstige Krankheiten, weil eben bei jenen der Tod erfolgt. Sollen noch Eintragungen sonstiger Krankheiten erfolgen, so bedürfen diese der Beglaubigung durch den behandelnden Arzt, was natürlich kostspielig ist; aber die alleinigen Angaben der Angehörigen sind für Krankheiten nicht

zu verwerten, weil diese Angaben eben von Laien, nicht von Aerzten stammen.

Gehen wir nun auf die einzelnen Bausteine ein, aus welchen die Methodik der jüdischen Krankheitsstatistik sich zusammensetzt, so ist zunächst zu erwähnen, dass eine direkte Krankheitsstatistik, abgesehen von den Volkszählungen, Krankenhaus- und Krankenkassenstatistiken noch nicht existiert und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Kosten der dazu erforderlichen ärztlichen Begutachtung nicht bestritten werden können. Man muss sich mit indirekten Schlüssen begnügen, wenn man das Tatsachenmaterial der medizinischen Statistik betrachtet, und darf selbstverständlich nicht vergessen, dass die indirekte niemals eine direkte Analyse vollständig ersetzen kann. Ganz exakt ist zunächst die Zählung der Gestorbenen und ihre auf 1000 Lebende bezogene Relativberechnung. Diese Methode wird auch in der älteren Statistik Glaubwürdigkeit beanspruchen, wenn z. B. aus einer Stadt über die Sterblichkeit nach Konfessionen berichtet wird. Zweifellos haben hier schon die älteren Statistiker die Tatsache der Mindersterblichkeit der Juden erkannt. (Vergl. meinen Aufsatz, Fortschritte der Medizin 1912, über die Mindersterblichkeit der Juden). Zu einer näheren Erkenntnis dieser Tatsache ist aber eine Aufteilung nach dem Alter, nach Säuglings-, Kindesalter (bis zu 20 Jahren), mittleren Altersklassen (20—50) und Greisenalter erforderlich. Eine dankenswerte, fleissige Arbeit über die Sterblichkeit der Juden in den verschiedensten Ländern hat Felix A. Theilhaber in der „Hygiene der Juden“ S. 113—156 veröffentlicht. Leider ist in dem bisher bekannten Material nur ein Teil der Arbeiten mit Berücksichtigung der verschiedenen Altersklassen abgefasst worden. Man muss sich dann begnügen, wie das auch Theilhaber getan hat, Sterbe- und Geburtenziffer gegenüberzustellen und z. B. darauf hinweisen, dass vielfach trotz starker Geburtenziffer die Sterblichkeit der Juden gering war. Implicite ist in dieser Gegenüberstellung bereits die geringe Säuglings- bezw. Kindersterblichkeit der Juden ausgedrückt, weil wir bekanntlich wissen, dass die Säuglingssterblichkeit einen hauptsächlichen Prozentsatz der Gesamtsterblichkeit liefert. Die Säuglingssterblichkeit braucht nicht immer, wenn sie hoch ist, ein pathognomisches Zeichen zu sein, namentlich wenn die Geburtenziffer hoch ist, wie andrerseits die niedrige Säuglingssterblichkeit bei niedriger Geburtenziffer keineswegs immer als physiologische Erscheinung gelten darf. Erstere kann nicht als Degenerationszeichen gelten, wenn bei mangelnder Hygiene, ungesunden Wohnungs- und Ernährungsverhältnissen, Infektionskrankheiten (Malaria, Pocken u. a.) auch kräftige Kinder hinweggerafft werden; letztere kann in ihrer Wertung als Degenerationszeichen erkannt werden, wenn die Kinder über die Pubertätszeit hinaus aufgezogen werden und erst im jugendlichen oder Mannesalter ihrer angeborenen Konsti-

tutionsschwäche erliegen. Erst jenseits des Säuglingsalters verdient die Mindersterblichkeit unsere besondere Aufmerksamkeit. Wenn z. B. bei zwei Konfessionen die Kinderbesetzung in dem Zeitraum der Untersuchung annähernd gleich oder bei den Juden grösser und dennoch deren Sterblichkeit geringer ist, so kommt hier die Wohlhabenheitsverschiedenheit als Ursache der Mindersterblichkeit nicht in Betracht; das wäre vielmehr der Fall bei geringerer Kinderzahl der Juden, sondern hier müssen die dem Kindesalter eigentümlichen Kinderkrankheiten, besonders Diphtherie und Scharlach bei gleicher Wohndichtigkeit die gleiche Zahl von Sterbefällen bewirken, es würde also eine bessere Konstitution bei den Juden resultieren, die bei diesen Krankheiten eine grössere Widerstandsfähigkeit verleiht. Welche Ursachen erzielen nun diese bessere Konstitution? Wenn wir, wie Theilhaber und andere Autoren sagen, die Mindersterblichkeit ist eine Eigenschaft der Rasse, so gelangen wir nur scheinbar zu einer Erklärung, in Wirklichkeit zu einer Tautologie, zu einem Worte und nicht zu einem klaren Begriffe. Eher gelangen wir zu einer Erklärung, wenn wir die Todesursachenstatistik zu Rate ziehen. Z. B. zeigen in der von S. Rosenfeld bearbeiteten Wiener Statistik die jüdischen Kinder eine so auffällige Mindersterblichkeit an Tuberkulose, dass wir uns vorstellen können und müssen, wie der Minderkonsum der jüdischen Eltern an alkoholischen Getränken, ferner auch die rituelle Ernährungsart Immunität schaffen. Letztere wirkt insofern günstig, als der kindliche Darm nicht mit schwerverdaulichen Fleischsorten bepackt wird, sondern im Gegenteil durch leichtverdauliche Speisen vor schweren Ernährungsstörungen, welche die intestinale Tuberkulose begünstigen, bewahrt bleibt.

Den Vergleich der Erwachsenen bei Juden und Nichtjuden in der Sterblichkeit hindern zwei Momente, einmal die Wanderung und zweitens die Berufsverschiedenheit. Die Abwanderung jüdischer Männer ist in manchen Ländern so stark, dass eine gleiche Besetzung gleicher Altersklassen, das ist die Voraussetzung des Vergleiches, nicht gegeben ist. Methodisch richtiger ist es dann, einen und denselben Berufszweig bei Juden und Nichtjuden zu beachten. Haben die Juden bei dieser Vergleichsart eine Mindersterblichkeit, so wird man auch hier insbesondere an ihren geringeren Alkoholismus denken, welcher bekanntlich den Hauptgrund für die geringere Gesamtsterblichkeit der Frauen gegenüber den Männern bietet.

Wiederholt beobachtet und unbestritten war früher (oder ist noch?) die Mindersterblichkeit der jüdischen Greise, eine Erscheinung, für welche die Todesursachenstatistik wiederum zu einer Erklärung führt. Ergibt sich nämlich, wie das in Budapest beobachtet ist, eine Mindersterblichkeit in allen Todesursachen trotz stärkerer Besetzung dieser

Altersklassen, so muss auch hier an die hygienisch verbrachte Jugend und an den Schutz der rituellen Ernährung als Ursachen gedacht werden.

Die Todesursachenstatistik ist entsprechend der Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin und der Begutachtung Verstorbener durch Aerzte eine in der Neuzeit besonders ausgebildete Methode der medizinischen Statistik geworden. Gemäss der Ausbildung der praktischen Aerzte vermag sie auch, zumal der behandelnde Arzt des Kranken in ihr zu Worte kommt, den Anspruch auf Exaktheit bis zu bestimmten Grenzen erfüllen. Ihre Grundlage ist bekanntlich der Totenschein, der aus einem persönlichen, von den Angehörigen zu beantwortenden — darunter auch die Frage nach der Konfession — Teile und einem medizinischen, vom Arzte auszufüllenden Teile besteht. Die Grenzen des Totenscheines und damit auch der Verwertung desselben liegen darin, dass es sich um ein abgkürztes ärztliches Gutachten handelt, welches oft nur mit Schwierigkeiten die Fragen nach der Grundkrankheit und der hinzutretenden tödlichen Komplikation beantworten kann. Da im Grunde oft zwei, oft auch vier und fünf Krankheitszustände kurz vor dem Tode bestanden, so müssten diese in 2, 4, 5 verschiedene Todesursachengruppen aufgenommen werden, was zumeist nicht erfolgt, da eben Statistiker, nicht Aerzte in den statistischen Aemtern sitzen. Ferner sind die Todesursachen nur Stichproben der Krankheiten, die tödlich verlaufen; die geheilten Krankheiten werden von dieser Methode nicht erfasst. Auch die Krankheiten, welche ihren Träger aus der Gesellschaft ausstossen, Geisteskrankheiten und Gebrechen werden durch diese Methode nicht berührt (sie erscheinen allerdings in den besonderen diesbezüglichen Zählungen). Diese Grenzen legen die Notwendigkeit dar, die Resultate dieser Untersuchungsarten zu korrigieren, bzw. durch kasuistische Forschung nachzuprüfen.

Diese Methode, bisher hinsichtlich der Juden nur von wenigen Statistikern angewandt, ergibt nun auf der einen Seite eine auffallende Mindersterblichkeit in den einen Todesursachen, in anderen eine merkwürdige Mehrsterblichkeit. Zu ersteren gehören besonders die Tuberkulose der Kinder und Erwachsenen und die Lungenentzündung, zu letzteren Krebs, chronische Nierenentzündung und Zuckerkrankheit. Die Mindersterblichkeit der Juden an Tuberkulose ist darum so auffällig, weil bekanntlich die Lehre von der Verbreitung der Tuberkulose auf dem Wege der Einatmung gegenwärtig als herrschende Ansicht zu bezeichnen ist. Da besonders die Ueberfüllung und unhygienischen Zustände der Proletarierwohnungen (Mangel an Desinfektion) der Ausbreitung dieser Krankheit förderlich sein sollen, so ist es merkwürdig, dass die Juden in Krakau und Lemberg, wo ein zahlreiches Proletariat unter ihnen vorhanden war und ist, hier eine Mindersterblichkeit aufweisen. Von je 100 gleicher Konfession starben in Krakau an Tuberkulose 1887—90 23,1 Christen, 10,7 Juden, 1891—95 20,6 Christen,

10,7 Juden, 1896—1900 23,1 Christen, 11,3 Juden. In Lemberg 1897 bis 1899 23,7 Christen, 14,9 Juden, 27,5 Christen, 16,7 Juden. Nun könnte man denken, der mangelnde Alkoholismus bewirke hier ein geringeres Absterben, ebenso wie bei Lungenentzündung. Allein man wird doch wieder auf die intestinale Entstehung der Tuberkulose und geringere diesbezügliche Intestinalerkrankungen der Juden (rituelle Ernährung) gedrängt, wenn man betrachtet, wie in der Bremer Statistik (Dr. J. Funk 1911 Nr. 1) die Frauen des Mittelstandes von 30—60 Jahren Lungentuberkulose als Haupttodesursache zeigen.

In London und New York ist bei den Juden eine bisher noch unerklärte Mehrsterblichkeit der Juden an Tuberkulose beobachtet und von Hoppe auf die Einwanderung mit armen Juden des Ostens zurückgeführt worden. Nun besteht diese Einwanderung doch schon Jahrzehnte. Man müsste den Zivilstand der Einwanderer ermitteln und sehen, ob derselbe sich in neuester Zeit geändert hat, und mehr Junggesellen und unverheiratete Mädchen einwandern. (Vergl. Soziale Hygiene d. Juden im Handwörterb. d. soz. Hygiene, Leipzig 1912). Die unbestrittene, in Wien von Rosenfeld festgestellte Mehrsterblichkeit an Krebs, Zuckerkrankheit und chronische Nierenentzündung ist geeignet, auf die Aetiologie dieser Krankheiten Licht zu werfen. In mancherlei Beziehung bestehen zwischen ost- und westeuropäischen Juden in der medizinischen Statistik diametrale Gegensätze und da fügt sich diese Mehrsterblichkeit, die auch für das weibliche Geschlecht charakteristisch ist, also vom Alkoholismus unabhängig ist, in das Bild der Krankheitsstatistik der westeuropäischen Juden ein. Es gehört hierzu die Krankheit, welche die Aerzte bis vor kurzem als rassepathologisch, als der jüdischen Rasse eigentümlich angesehen haben, der Diabetes. Heftige Fehden sind darum geführt worden, ob der Diabetes bei den Juden häufiger als bei den Nichtjuden ist, schliesslich hat man sich durch Pollatscheks Beweisführung (Zur Aetiologie des Diabetes mellitus Zschr. f. klin. Med. 1901 S. 478) überzeugen lassen, dass er bei den Juden nicht häufiger ist und hat die gegenteilige Ansicht als antisemitisch erklärt! Und das geschah vor allem, weil die ärztliche Statistik, auf die wir noch unten eingehen werden, die Aerzte verwirrt und von der Betrachtung der medizinischen Statistik abgelenkt hat. Auch das mangelnde Studium der Todesursachen bei den Lebensversicherungsgesellschaften hat zu dieser Verwirrung beigetragen. Hier hätten die Aerzte lernen können, dass zahlreiche Personen ohne Zucker und Eiweiss im Urin aufgenommen werden und späterhin an Zuckerkrankheit und chronischer Nierenentzündung sterben. Folglich müssen diese Personen eine dieser Affektionen erworben haben, oder ihre erbliche Anlage muss im späteren Mannesalter ans Licht treten. Hätten die Aerzte die Todesursachenstatistik einer Großstadt studiert, die doch gleichmässig alle Einwohner umfasst,

nicht wie die ärztliche Statistik einen Teil der Kranken, so hätten sie z. B. aus den Zahlen über Frankfurt a. M. diese Mehrsterblichkeit der Juden zugeben müssen. Aber sie wären dann auch auf die Suche nach anderen Ursachen, als nach der nichtssagenden „Rassepathologie" ausgegangen. Wie kann denn eine Rasse, die durch ihre Langlebigkeit geradezu vor den anderen Rassen ausgezeichnet war, plötzlich pathologisch werden?

Heute hat sich die physiologische und klinische Forschung einen Weg ausgesucht, der zwar noch im Stadium des Experiments und der Hypothese sich befindet, der uns aber in absehbarer Zeit eine Lösung des Rätsels zu geben verspricht, das ist die Lehre von der inneren Sekretion der Drüsen, die namentlich durch psychische Einflüsse schwer geschädigt werden kann. Hypophyse, Thymus, Bauchspeicheldrüse, Nieren, Prostata lenken diesbezüglich die Aufmerksamkeit der Kliniker und Physiologen auf sich und es kann nicht mehr als ketzerische Ansicht betrachtet werden, dass der Diabetes als Folge von Störungen des Geschlechtslebens entstehen kann. (Vergl. A. Lorand „Die Zuckerkrankheit" Wien 1910 und „Die rationelle Ernährungsweise" Leipzig 1911). Hierbei möchte ich auf die Vorliebe der emanzipierten Juden für Süssigkeiten eingehen. Um den mannigfachen im Leben ausgelösten Unlustempfindungen zu begegnen, greifen sie vielfach nicht in der Zahl zum Sorgenbrecher Alkohol wie ihre Wirtsvölker. Auch die natürliche Befriedigung des Sexualtriebes ist ihnen aus den dargelegten Ursachen beschränkt. So kehren sie zu den Gefühlen der kindlichen Autoerotik zurück und empfinden Lust an Süssigkeiten, mit denen ihre Mutter sie im Kindesalter befriedigt hat. Diese Neigung ist bei ihnen so stark, dass man daraus eine Disposition zum Diabetes hergeleitet hat. Tatsächlich liegt aber hier nur ein post hoc nicht ein propter hoc vor. Eine und dieselbe Ursache erzeugt sowohl psychopathologische als somatische Wirkungen. Eben wegen der Kindesliebe, die noch heutigen Tages den Juden unausrottbar ist, besteht bei den Juden Westeuropas eine ebenso grosse ökonomische Not, als bei denen Osteuropas. Auch für jene bestehen Sperre ganzer Berufe, Unterdrückung aller Art, selbst in den freien Berufen, und auch jene wollen nun, einmal wegen ihrer fast abnormen Kinderliebe, dass ihre Kinder die von ihnen erreichte soziale Stufe festhalten oder noch emporsteigen, keineswegs eine niedrigere soziale Stelle einnehmen sollen. Bei den osteuropäischen Juden bildet Auswanderung zum Teil auch Unterstützung durch die Opferwilligkeit ihrer wohlhabenden Brüder den Regulator der ökon. Not und bei den westeuropäischen Juden wird, eben um wirtschaftliche Verbesserung zu erreichen, ein seelisches Opfer gebracht: den Regulator bildet hier die sexuelle Abstinenz, das Zölibat, die späte Heirat, das Zweikindersystem, die Unterlassung der Wiederverheiratung bei den Witwern, der Verkehr mit einer Prostitution, bei welcher

der Geschlechtsverkehr Spiel ist und nicht zur Befruchtung führt, ein Regulator, der für das weibliche Geschlecht — zumal in anbetracht der Mischehen jüdischer Männer — noch drückender sein muss als für das männliche. Zu den noch so wenig erforschten Zölibatkrankheiten, das sind durch psychische, namentlich sexualpsychische Erregungen hervorgerufene Erkrankungen, gehört diese Mehrsterblichkeit an, Krebs, Zuckerkrankheit, chronischer Nierenentzündung.

Dieser statistische Wegweiser zur richtigen ätiologischen Forschung wurde von den Aerzten nicht erkannt. Diese verwenden die Statistik z. B. um den Erfolg eines Heilmittels, einer neuen Erfindung auf dem Gebiete der Therapie, darzutun. Oder sie geben auf Grund der von ihnen beobachteten Krankheitsfälle ein Bild, wie sich einzelne Krankheiten prozentual in ihrer Klientel aneinanderreihen. Nun ist auch eine vielfach angewandte Methode dieser „ärztlichen Statistik", den Prozentsatz der Krankheiten ihrer Klientel nach verschiedener Berufsstellung und gerade auf unserem Gebiete nach Juden und Nichtjuden einzuteilen. So haben denn verschiedene Autoren gefunden: die Juden leiden häufig an Angina pectoris, Diabetes, Glaukom, Paralyse, Morbus Basedowii, Kurzsichtigkeit, Hysterie, Neurasthenie u. a. m. und wollten daher in einer Degeneration der Rasse die Ursche dieser Krankheiten finden. Der Fehlschluss dieser Methode liegt daran, dass diese Autoritäten meinten, die Verbreitung dieser Krankheiten in der Gesamtbevölkerung entsprche der in der eigenen Klientel beobachteten Verbreitung. Nun häufen sich bestimmte Krankheiten bei einem Beobachter, während sie beim anderen seltener sind, so dass der Prozentanteil der Krankheitsfrequenz bei verschiedenen Aerzten ganz verschieden ausfallen muss und auch tatsächlich ausfällt. Aus dieser „ärztlichen Methode" lässt sich nur ersehen, dass gewisse Krankheiten bei Juden und Nichtjuden vorhanden sind, aber sie ist völlig ungeeignet, um aus ihr auf die Häufigkeit oder gar auf die Verbreitung dieser Krankheiten Schlüsse zu ziehen, dazu wäre die Summe aller ärztlichen Beobachtungen Voraussetzung.

Aus demselben Grunde ist auch die Preussische Krankenhausstatistik nicht zu verwerten (vergl. deren Kritik von R. Schäffer. G. f. soz. Med. Sitzung vom 16. Febr. 1911, Med. Reform 1911 Nr. 6). Eine Krankenhausstatistik wäre — auch für die medizinische Statistik der Juden — wertvoll, wenn ihr alle, auch die privaten Heilanstalten, Kliniken und Sanatorien unterworfen wären; es ständen dann ihr immer noch die in häuslicher Behandlung verbleibenden schweren Krankheitsfälle gegenüber, aber zu gewissen Schlüssen z. B. zwischen Krankheitsart, -dauer und Sterblichkeit oder Heilung könnte sie dann, besonders bei ausgiebiger Beantwortung der Spezialfragen im Sinne R. Schäffers, verwertet werden.

Demgegenüber ist die Statistik der Irrenanstalten, obwohl sie nur das Krankenmaterial der staatlichen und städtischen Anstalten umfasst, sehr lehrreich, zumal sie eine Scheidung nach Beruf, Konfession, Heimat und erblicher Abstammung vornimmt; wünschenswert wäre auch die Ausdehnung dieser Erhebungen auf die ständig zunehmenden privaten Sanatorien. Hier handelt es sich in den Kulturländern um Kranke, welche in überwiegender Zahl in Anstalten, dagegen wenig in Familien belassen werden. Auch hier hat man den steigenden Zugang der Juden auf die Rassenpathologie bezogen, obwohl schon die Gegenüberstellung nach Belastung mit Geisteskrankheiten ergeben hat, dass viele jüdische Irre aus Familien stammen, in denen niemals Geisteskrankheiten vorgekommen sind. Es muss auch hier eine noch nicht erforschte, ursächliche Beziehung zum Sexualleben vorliegen, wie auch aus dem jüngst erschienenen Buche des Frauenarztes Bossi, („Die gynäkologische Prophylaxe bei Wahnsinn“ Berlin 1912) der geisteskranke Frauen durch gynäkologische Behandlung heilte, ersichtlich ist, während bekanntlich zurzeit die deutschen Psychiater die krankmachende Wirkung der sexuellen Abstinenz, auch die Freudsche Sexualtheorie ablehnen.

Die Erhebung der Zahl der Gebrechlichen (Taubstumme, Epileptiker, Blinde) erfolgt in den meisten Staaten direkt im Anschluss an die Volkszählung. Lässt sich also deren Zahl exakt bestimmen, so geht aus dieser Methode die Ursache im einzelnen Falle nicht hervor. Weit zweckmässiger wäre es, alle Gebrechlichen, einschliesslich der Geisteskranken, Idioten und Krüppel mit Hilfe einer medizinischen Personal- und Familiengeschichte zu verfolgen. Nur auf diesem Wege gelangt man zur richtigen Erkenntnis der in Betracht kommenden Ursache und besonders zur Entscheidung der für den Fortbestand der Kulturvölker fundamental wichtigen Frage, ob die Ursachen und damit der Umfang der Gebrechlichkeit in ständiger Zunahme begriffen sind. Es ist unbegreiflich, dass nur die Kosten in dieser Frage das einzige Hindernis der Ausführung dieses Vorschlages bilden. Eine besondere Zählung durch die deutschen Bundesstaaten im Jahre 1906 ergab das Vorhandensein von rund 100 000 Krüppel unter 15 Jahren, von welchen 56 000 heimbedürftig waren. Auf je 10 000 Kinder gibt es 36 Krüppel. (Biesalski, „Die Entwicklung der neueren Krüppelfürsorge“. Gesellsch. f. soz. Medizin am 7. Dez. 1911). Grotjahn gibt als Stichproben einer Gebrechenstatistik an (Ges. f. soz. Med. 10. März 1910. Archiv f. soz. Hygiene Bd. VI Heft 1 S. 74), dass in Deutschland auf 100 000 der Bevölkerung 300 Geisteskranke und Idioten, 150 Epileptiker, 200 Trunksüchtige, 60 Blinde, 30 Taubstumme gezählt werden. Angesichts dieser Zahlen ist der Wunsch nach einer besonderen Erhebung auf Grund einer medizinischen Personal- und Familiengeschichte mit Hilfe der praktischen Aerzte wohl durchaus berechtigt. Man hat nun daraus, dass bei den

preussischen Juden die Zahl der Gebrechlichen ihren Prozentanteil an der Bevölkerung deutlich überschreitet, wiederum an die Rassedegeneration zur Erklärung gedacht, insbesondere hat man auf die Verwandtenheirat als eine hauptsächliche Ursache für die Häufung der Taubstummen, Blinden und Geisteskranken hingewiesen. Heute, wo bereits ein überreiches Material von Beweisen für die Harmlosigkeit der Verwandtenheirat — besonders auch von P. Mayet an der Preussischen Statistik — mitgeteilt ist, muss diese Auffassung ad acta gelegt werden. Es ist auch anzuführen, dass in Russland trotz der dort nicht minder grossen Verbreitung der Verwandtenehe unter den Juden deren Zahl der Gebrechlichen noch keineswegs den Prozentanteil der Juden an der Gesamtbevölkerung erreicht. Auch hier dürften Schädigungen allein durch die Spätehe entstehen, welche eben erst aus der genauen Kasuistik der Gebrechlichen zu ersehen sind. Der Begriff der Spätehe besteht aus einem Komplex schädigender Faktoren: Syphilis, Alkoholismus des Erzeugers, unzweckmässige Wahl der Gattin (Mitgiftehe), öfters auch das vorgerückte Alter eines oder beider Ehegatten, ferner noch unbekannte Schädigungen.

In gewisser Beziehung bildet auch die Abnahme der Militärtauglichkeit einen Maßstab für die Kränklichkeit. Aus der Tatsache dieser Abnahme geht aber noch nicht die Kausalität hervor. So lange auch hier noch nicht die Familienforschung eingesetzt hat, müssen wir mit einer auf ärztlicher Erfahrung beruhenden Hypothese uns begnügen, nämlich dass ein Zusammenhang zwischen Stillfähigkeit der Mutter und Militärtauglichkeit des Sohnes besteht. Diese Hypothese wird gerade durch die Gegenüberstellung der deutschen und russischen Juden — bei jenen der tiefste, bei diesen der höchste Stand der Militärtauglichkeit, bei jenen Abnahme der Stillhäufigkeit und Stillfähigkeit, bei diesen jetzt noch selbst in wohlhabenden Kreisen weit verbreitetes Selbststillen — ferner auch durch einen Rückblick auf die Militärtüchtigkeit der preussischen Juden in den Befreiungskriegen und auch noch im deutsch-französischen Kriege stark gestützt. Um die Ursachen der Stillunfähigkeit zu erforschen, hat bekanntlich der Physiologe von Bunge eine direkte Erhebung veranstaltet, welche einerseits von den Aerzten ausgefüllt wird, also eine ärztliche Statistik darstellt, andererseits als eine Methode der Familienforschung sich erweist, insofern die Anamnese auch auf die Eltern zurückgeht. Eine bis jetzt schon umfangreiche Beantwortung dieser Umfrage hat in überwiegender Zahl ergeben, dass zwischen dem Alkoholismus des Erzeugers und der Stillunfähigkeit der Tochter ein ursächlicher Zusammenhang besteht; allein um die Bedenken gegen diese Methode zu entkräften, wäre eine vollständige Familienforschung eines abgegrenzten Berufsstandes zweckmässiger, welche einerseits die Vererbung der Stillfähigkeit in den gesunden Familien, den Ausfall in den kranken veranschaulichen kann. Es handelt sich hier um eine Spezialfrage

in der grossen Frage nach der Art der durch den Alkoholismus hervorgerufenen Keimschädigungen; neben der Stillunfähigkeit bzw. verminderten Stillfähigkeit ist auch die Neigung zu Tuberkulose, Nervenleiden und Zahnkaries durch diese Familienforschung zu erweisen.

An und für sich ist der Militäruntaugliche in Friedenszeiten nicht immer als kränklich zu bezeichnen. Er vermag durch vorsichtige Lebensweise vor Erkrankungen sich zu bewahren und in seiner Berufsarbeit soziale Werte zu leisten. Allein wenn die anthropometrischen Bedingungen der Rekrutierung Jahre und Jahrzehnte unverändert bleiben, so ist die Abnahme der Militärtauglichkeit ein ungünstiges Zeichen für die Qualität einer Bevölkerung. Trifft dieser Rückgang für die Großstädte und besonders Berlin zu, so liegt es nahe, an eine Verschlechterung der Ernährung bei der heranwachsenden Generation zu denken. Hingegen lässt die Abnahme bei den Juden entweder auf eine schädliche Wirkung des Besuches höherer Lehranstalten schliessen, oder sie bedeutet, dass bei der Spätehe und dem Zweikindersystem gegenüber der vergangenen Früh- und Mehrkinderehe eine die anthropometrischen Bedingungen nicht mehr erfüllende, verschlechterte Nachkommenschaft eingetreten ist.

Einer besonderen Zählung sind in den meisten Kulturländern die Selbstmordfälle zugängig, und es wird dem Statistiker eine Aufteilung derselben nach verschiedenen Ländern, Provinzen, Altersklassen, Berufskreisen ermöglicht. Da nun viele Aerzte, so auch Grotjahn, in seinem grundlegenden Werke „Soziale Pathologie“ (Berlin 1912, 539—544) von den ursächlichen Beziehungen zwischen Geisteskrankheit bzw. psychopathischer Konstitution und Selbstmord überzeugt sind, ist es erforderlich, auf diesen Punkt näher einzugehen, um das diesbezügliche Kapitel der jüdischen Krankheitsstatistik richtig zu würdigen. Die Selbstmordfälle und -versuche der Kinder können ebenso wie deren Kriminalität gar nicht anders gedeutet werden, als dass zahlreiche Personen mit angeborener psychopatischer Konstitution in den Kulturländern zur Welt kommen und auf leichtere oder schwerere Erregung mit Selbstmordversuch reagieren. In einer Altersklasse, in welcher die grösste Lebenslust geherrscht hat und herrschen muss, kann dieser Vorgang nur auf psychopathologischer Basis erfolgen. Ganz mit Recht sieht man daher die Kriminalität und Selbstmordfälle der Jugendlichen als einen Beweis für die Zunahme der psychopathischen Personen und Geisteskrankheiten an. Anders steht schon die Beurteilung des Selbstmordes in der Altersklasse 18—30 Jahren, bei den jugendlichen Personen nach der Pubertätszeit. Nehmen wir den Fall an, dass ein Mediziner nicht sein Staatsexamen besteht und sich deswegen das Leben nimmt, so kommt doch dieses Ereignis auch bei Menschen mit gesunder Psyche vor. Der Betreffende meint nicht weiter fortkommen zu können. Es ist begreiflich, dass er in eine niedere soziale Stufe nicht hinabsteigen will. In solchen Fällen liegt eine erworbene

Sozialpsychopathie oft vor, während von einer Psychopathie im medizinischen Sinne nicht die Rede ist. Die Juden in Deutschland und nächst ihnen die Evangelischen stellen den stärksten Zugang zu den geistigen Berufen, sie haben daneben die höchste Zahl der Selbstmordfälle. Sie sind ein Beweis, wie mit der zunehmenden geistigen Arbeit eines Volkes die Selbstmordziffer steigt, weil eben die Selbstbestimmung (die erworbene Sozialpsychopathie) über das Leben mit dem Selbstbewusstsein der Gebildeten unzertrennlich ist. Und da zeigt uns eben die niedrige Selbstmordziffer der Juden im Ghetto und der Katholiken, dass man zur Verhütung und Eindämmung dieser Kulturkrankheit nicht auf kirchliche Gebundenheit zurückzukommen braucht, wohl aber natürliche, menschliche Bindungen, die dem geistigen Arbeiter der Gegenwart unbekannt sind, schaffen muss. Die natürliche Sexualpsyche schafft eine unzerstörbare Sozialpsyche: das Zusammenleben zwischen Mann, Weib und Kindern der aufgegebenen Frühehe muss auf sozialem Wege wieder eingeführt werden, der alte Junggeselle, die alte Jungfer, die kinderlose Ehe aus der Gesellschaft verschwinden. Auch hier ist vielfach die Spätehe dasjenige Moment, welches sowohl für die zum Selbstmord disponierte junge Generation und die aus freiem Entschlusse aus dem Leben scheidenden Erwachsenen die treibende Kraft abgibt. Lehrreich ist ja auch die Statistik von Rehfisch, die Grotjahn zitiert:

Nach der Berufszählung von 1882 kamen auf 10 000 Berufsangehörige Selbstmorde vor in

Landwirtschaft, Viehzucht, Garten- und Weinbau	1,1	Handel und Versicherungswesen	5,8
Bergbau und Hüttenwerke	1,6	Verkehrswesen	5,6
Metallindustrie	3,2	Persönliche Dienstleistungen	5,1
Industrie der Nahrungs- und Genussmittel	4,8	Erziehung und Unterricht	2,8
Baugewerbe	4,0	Kunst, Literatur, Presse	1,1
Künstlerische Betriebe	3,2	Kirche und Gottesdienst	3,1
		Staats- und Gemeindebeamte	5,0
		Stehendes Heer und Gendarmerie	4,2

Bereits damals hatten also Handels- und Versicherungswesen, sowie Staats- und Gemeindebeamten eine auffallend hohe, im Gegensatze dazu der gefahrvolle Dienst an Bergbau und Hüttenwerken eine auffallend niedrige Selbstmordziffer, was unsere Ansicht von dem Einfluss der verschiedenartigen Sozialpsyche nur stützen kann.

Die ärztlichen Statistiken Hellers, Ollendorfs, Gaupps, die auf pathologisch-anatomischem oder klinischem Wege einen starken Prozentteil von Geisteskrankheiten bzw. Gehirnveränderungen unter den von ihnen beobachteten Selbstmördern fanden, erstrecken sich auf ein so kleines Material, dass schon aus diesem Grunde der den Medizinern naheliegende Schluss auf den Zusammenhang zwischen Selbstmord und Geisteskrankheit keineswegs verallgemeinert werden darf. Zu diesem falschen Schlusse gelangt man bei Ausserachtlassung der täglichen Er-

fahrung und sozialpsychologischen Beobachtung. Leider wird es schwierig sein, auf dem Wege der medizinischen Personal- und Lebensgeschichten über diesen Punkt Klarheit zu gewinnnen, weil nur selten der Selbstmörder und seine Abstammung von einem Psychiater begutachtet bzw. ausreichend lange beobachtet wird.

Die Kriminalitätsstatistik ist, seitdem die Lehren Lombrosos einen Ausbau der Kriminalpsychologie angeregt haben, in mancher Beziehung für die Krankheitsstatistik zu verwenden. Beispielsweise wird man ärztlicherseits ohne Bedenken zugeben, dass die Häufung der Kriminalität bei den Jugendlichen auf eine Zunahme psychopathischer Personen schliessen lässt. Wir können uns nicht vorstellen, dass Diebstähle von Schülern irgendwie durch wirtschaftliche Notlage bedingt werden, sondern müssen diese Zuwiderhandlungen gegen die Disziplin und das Erziehungswerk auf eine angeborene psychopathische Konstitution zurückführen. Zunahme der Kriminalität der Jugendlichen bedeutet eine Vermehrung der sozial minderwertigen Personen, an denen die Pädagogik fruchtlos sich abmüht; sie bedeutet daher ebenso wie die Kindersterblichkeit und schweres Krüppeltum unter den Jugendlichen einen Ausfall des Nachwuchses.

Anders steht es mit der Kriminalität der Erwachsenen. Vergehen gegen sanitätspolizeiliche Bestimmungen, Raub, Diebstahl und viele andere Arten der Kriminalität wird man nicht immer als Ausweise der Psychopathie deuten können, namentlich wenn das sittliche Niveau des Landes, der Mangel an Schulbildung, die Volksanschauung über diese Verbrechen eine andere Auffassung als die der Kulturvölker zutage treten lässt. Hier muss man selbstverständlich in der sozialpathologischen Verwertung der Statistik vorsichtig sein.

Bemerkenswert ist für die Ghettojuden, überhaupt für die Juden, ihre geringe oder verschwindende Zahl gemeiner Verbrechen: Mord, Totschlag, Vergehen gegen die Staatsgewalt u. dgl., eine Eigenschaft, welche sie zur Kolonisation vorzüglich eignet. Derartige Verbrechen sollen z. B. bei der jüdischen Bevölkerung Palästinas überhaupt nicht vorkommen.

Es gibt aber einen Zweig der Kriminalität, der für die sozialpathologischen und Entartungserscheinungen wichtige Hinweise gibt, das ist die Sexualkriminalität. Man bedenke, dass in den früher mit Kindern und jugendlichen Erwachsenen beiderlei Geschlechts dicht besetzten jüdischen Gemeinden Deutschlands Sexualverbrechen nicht in nennenswerter Zahl vorgekommen sind, ein Beweis für die psychische Vollkommenheit und pädagogischen Erfolge der alten Juden. (Vgl. auch den früheren niedrigen Stand der unehelichen Geburten.) Wenn heute in den Bordellen Osteuropas und der Mittelmeerländer zahlreiche Jüdinnen Prostituierte sind, so dürfte das m. E. nicht auf eine psychopathische Prädisposition

zur Prostitution, sondern auf den dort meist ungehinderten Mädchenhandel und auf die aus verschiedenen Ursachen wirtschaftlicher Art, hauptsächlich wegen der Auswanderung heiratsfähiger junger Männer bedingte Ueberzahl junger Mädchen zurückzuführen sein. Ist ja auch ganz allgemein das Problem der Prostitution am wenigsten von dem einseitigen Standpunkte hereditärer Disposition erschöpfend zu beurteilen.

In neuerer Zeit häufen sich bei den westeuropäischen Juden die Sexualdelikte. Beispielsweise haben die Juden in Deutschland für die Zeit 1899—1907 in den meisten Verbrechen eine geringere Kriminalitätsziffer als die Christen. Aber dieselbe beträgt bei den Juden für Kuppelei und Zuhälterei 8,8 (Christen 5,9), für Verbreitung unzüchtiger Schriften und Aergernis durch unzüchtige Handlungen 9,8 (Christen 4,5), für Beleidigung 130,7 (Christen 97,2), für Zweikampf 0,3 (Christen 0,1). (Aus „Ost und West“, August 1912.) Hier liegt nun die ursächliche Beziehung auf das vermehrte Vorkommen entarteter Personen ganz nahe. Um Klarheit zu bekommen, müsste man derartige Delikte kasuistisch, mit Hilfe medizinischer Personal- und Lebensgeschichten weiter verfolgen. Sexologische Beobachtungen und Eröterungen haben indessen ergeben, dass auch hier erworbene Krankheitszustände der von Hause aus psychisch normal veranlagten Personen nicht zu unterschätzen sind. Namentlich dürfte es feststehen, dass sexuelle Perversionen durch sexuelle Abstinenz bedingt werden können (vgl. M. Marcuse, Die Gefahren der sexuellen Abstinenz für die Gesundheit, Leipzig 1910).

Bei den westeuropäischen Juden besteht nun ein mannigfacher Zwang zur sexuellen Abstinenz. Für den jüdischen Akademiker ist die Gründung eines Hausstandes mit der wachsenden Zahl jüdischer und nichtjüdischer Anwärter immer weiter hinausgeschoben. Nicht allein zur späten Heirat ist er gezwungen, sondern auch die Wahl der Gattin ist für ihn beschränkt, sofern er nicht von Hause aus eigenes Kapital besitzt, dessen Zinsen er zu seinem Betriebseinkommen hinzufügen kann. Selbst bei anerkannter Tüchtigkeit erfährt er als Jude mannigfache wirtschaftliche Zurücksetzungen, so dass er zur Mitgiftehe gezwungen wird, die übrigens auch bei den christlichen Akademikern und Beamten an der Tagesordnung ist.

Eine Liebesehe ist für die zahlreichen jüdischen Akademiker proletarischer Herkunft schon in Rücksicht auf ihre zu versorgenden Kinder immerhin gewagt. Mutatis mutandis gilt das auch für den jüdischen Kaufmann und kaufmännischen Angestellten, wenn auch für diese wegen des Fortfalles der Repräsentationspflichten ein früheres Heiratsalter möglich ist. Vor 3—4 Jahrzehnten lagen diese Dinge für die geistigen Arbeiter überhaupt wohl viel günstiger; wenn eine Statistik hier durchführbar wäre, so würde sich wohl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine Zunahme der Miftgiftehen unter den geistigen Arbeitern ergeben. Viel trägt

weiter bei den Juden zur Beschränkung der Kinderzahl die Rücksicht auf das gesundheitliche Wohl der Gattin und die Kindesliebe, die Sorge um das wirtschaftliche Wohl der Kinder bei, die, herangewachsen, als Juden eben denselben Unterdrückungen wie ihre Eltern ausgesetzt sein werden.

Drängen derartige Erwägungen bei den Juden weit mehr als bei den Christen zur Beschränkung bzw. Unterdrückung des Geschlechtsverkehrs, so hat andererseits der Geschlechtstrieb bei gesunden jungen Männern die Tendenz, über diese wirtschaftlichen Erwägungen sich hinwegzusetzen. Meist findet auch der junge Mann bei den Kulturvölkern, das ist in denjenigen Ländern und Städten, in welchen kein sozialer oder religiöser Zwang zur legitimen Frühehe mehr besteht, den Weg zur normalen Befriedigung des Geschlechtsstriebes bei Prostituierten oder geheimen Verhältnissen. Einige wenige bleiben oft unter schweren psychischen oder somatischen Schädigungen dauernd sexuell abstinent bis zur späten Verheiratung. Ein anderer Teil fällt früher oder später einem Verhältnis, welches „sie nicht mehr los werden können", und welches von einem Juden als Ehemann besonders gute Behandlung erwartet, zum Opfer: es wird eine Mischehe geschlossen. Besonders ist dieses der Fall, wenn das Verhältnis „nicht ohne Folgen" geblieben ist. Ein dritter, vorsichtiger Teil bedient sich der Verhältnisse und geheimen Prostitution, so dass ihnen keine uneheliche Konzeption oder Geschlechtskrankheit wirtschaftlichen und gesundheitlichen Schaden bringt mit Hilfe der Technik der Konzeptionsverhütung.

Aus allen diesen Ursachen ergibt sich eine Wirkung: Beschränkung und Unregelmässigkeit des Geschlechtslebens und daraus wieder gewisse noch vom Psychologen und Arzte bisher zu wenig beachtete Störungen.

So ist es klar, dass für zahlreiche jüdische Mädchen, da eben die jüdischen Männer spät heiraten oder Mischehen oder Mitgiftehen schliessen, wenn sie nicht ihrerseits die Mischehe vorziehen, der Zwang zum völligen Zölibat erwächst. Da aber beim gesunden Weibe der Trieb zur Mutterschaft etwas Natürliches ist, so sehen wir — allerdings immer noch in geringer Zahl — auch bei den jüdischen Mädchen ein Durchbrechen der sozialpsychologischen Schranken des Geschlechtstriebes, eine grössere Frequenz der unehelichen Geburten. Nach Theilhaber (Der Untergang der deutschen Juden. München 1911, Seite 76) trafen in Preussen im Verhältnis zur Geburtenzahl auf 100 jüdische Geburten uneheliche:

		Die absolute Zahl dieser unehel. Geburten bei den Juden war:			Die absolute Zahl dieser unehel. Geburten bei den Juden war:
1821/30	0,5	31	1891/95	3,0	237
1831/40	0,66	37	1896/1900	3,4	259
1841/50	0,66	50	1901/05	3,4	261
1861/65	1,2	102	1906	4,22	324
1881/90	2,5	248	1907	4,22	310

Bekanntlich bewegt sich die eheliche Fruchtbarkeit der preussischen Juden — und das erhöht die Bedeutung dieser Zahlen — in absteigender Linie.

Die uneheliche Geburt bleibt nicht die einzige Reaktion auf die sozialpsychologischen Hemmungen des Geschlechtstriebes. Wir können vielmehr hierher auch rechnen die Mischehen der Kinder streng orthodoxer Eltern: die Kinder wissen, welchen Schmerz sie ihren Eltern mit der Mischehe bereiten, können aber von dem einmal betretenen Wege nicht ablassen.

Zu weiteren Beweisen der rein erworbenen Sexualkriminalität sind die Taufen derjenigen Personen, welchen bei genügendem Reichtum dieser Schritt nicht so aufgezwungen ist, wie bei den verfolgten russischen Juden. Hier geht die Sublimierung des Geschlechtstriebes, die Liebe zum Reichtum, zur Kunst, zum Liberalismus, zur Naturwissenschaft so weit, dass dieser dem Aussenstehenden — im Hinblick auf den Bruch mit der Elternliebe und dem, was den Eltern heilig war — kriminell erscheinende Schritt begangen wird. Hierauf wird man vor allem erwidern, ich greife das Recht auf die Freiheit der Ueberzeugung an. Treffender lässt sich diesem Einwande nicht begegnen, als es Dr. S a k h e i m in der Jüdischen Rundschau 1912, Nr. 33, tut, in dem Artikel „Taufbazillen“: „Von zwei Töchtern eines jüdischen Kommerzienrats heiratet die eine in Berlin und wird protestantisch, die andere nach Wien und wird katholisch. Das umgekehrte Verhalten ist noch nicht vorgekommen. In Moskau schwärmen alte ausgewiesene Familienväter und junge Studenten für den griechisch-orthodoxen Glauben, die jungen Israelitinnen in Saloniki für die Lehre des Propheten, auf der Halbinsel Kamtschatka begeistern sich die Juden für die hohe Lehre Buddhas. Noch nie aber hat eine reiche Israelitin in Wien oder Paris ihr Heil in der evangelischen oder griechisch-katholischen Lehre gesucht. In Berlin hat noch nie ein junger jüdischer Rechtsanwalt für den Buddhismus oder den Katholizismus geschwärmt, sondern immer nur für die Lehre Luthers.“

Wahrscheinlich ist hier auch die Wurzel für die Häufigkeit der Beleidigungsprozesse bei den Juden zu suchen. Ohne die F r e u d sche Sexualtheorie würde man hier fälschlich ebenso auf gänzlich degenerierte Personen fahnden, wie das ein bekannter Sexologe in bezug auf die von ihm bei den preussischen Juden häufig beobachteten sexuellen Perversionen getan hat. Vor solcher ätiologischer Einseitigkeit wird man nur durch die genaue Kenntnis der sexuellen Lebensgeschichten bewahrt.

Ein Mittel gäbe es, ärzlich begutachtete sexuelle Lebensgeschichten der Medizin und Sozialwissenschaft zugänglich zu machen, die kasuistische Bearbeitung der Ehescheidungsprozesse. Ganz zwecklose Arbeit bedeuten die Statistiken der Ehescheidungen, und weil sich die Zunahme der letzteren herausgestellt hat, ist eine Ehescheidungskasuistik drin-

gend erforderlich, zumal die ärztliche Ausbeutung der Akten gar keine Schwierigkeiten machen dürfte. So würde sich ergeben, aus welchen Gründen Untreue der Ehegatten erfolgt und jüdische Ehen und Mischehen gelöst werden.

Schliesslich sei noch für den ursächlichen Zusammenhang zwischen gestörtem Sexualleben und Kriminalität nachstehende Tabelle aufgeführt, welche ich einem Hinweise von Herrn Dr. Wendt, Bibliothekar am Preussischen Statistischen Landesamte verdanke. Starke gibt in seinem Buche „Verbrechen und Verbrecher in Preussen“ (Berlin 1884), Seite 218, eine Aufstellung über das prozentuale Verhältnis der von 1855—1878 von den preussischen Schwurgerichten abgeurteilten Angeklagten nach den Berufsverhältnissen. Und zwar sind folgende Berufsgruppen unterschieden:

I. Arbeitsleute, Tagelöhner, Häusler und ähnliche Personen ohne bestimmten Erwerb;
II. Dienstboten, Knechte und ähnliche Personen im Gesindeverhältnis;
III. Gesellen und Gehilfen im Gewerbe, Fabrikation und Handel;
IV. Selbständig arbeitende Handwerker;
V. Handelsleute, Krämer und ähnliche Gewerbe;
VI. Besitzer ländlicher Güter, Fabrikbesitzer, Grosshändler und Kapitalisten;
VII. Beamte, Aerzte, Geistliche und sonstige Gebildete;
VIII. Stand und Gewerbe unbekannt.

Die Prozentsätze lauten für diese verschiedenen Gruppen:

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII		I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII
1855	58	11	13	7	3	4	3	1	1867	50	11	17	9	5	5	3	0
1856	62	10	11	7	3	3	3	1	1868	53	10	15	9	5	5	3	0
1857	55	10	14	9	4	4	3	1	1869	51	10	15	9	6	5	3	1
1858	49	11	16	9	5	5	4	1	1870	48	10,5	17	10,5	5	4	4	1
1859	51	11	16	8	4	5	4	1	1871	51	9	17	9	5	4	4	1
1860	50	12	16	9	5	4	3	1	1872	49,2	8,6	18,3	8,4	5,8	4,5	4,6	0,5
1861	53	11	15	9	4	4	3	1	1873	48,6	9,1	20,0	8,7	5,6	3,9	3,8	0,2
1862	49	12	16	9	6	3	4	1	1874	50,0	8,8	17,7	8,0	6,2	4,6	4,2	0,5
1863	45	13	16	11	6	4	4	1	1875	47,2	8,1	19,7	8,3	7,1	4,4	4,7	0,5
1864	47	11	17	10	6	4	4	1	1876	47,1	8,7	18,7	9,1	7,6	4,1	4,4	0,2
1865	46	12	18	9	6	5	3	1	1877	45,4	7,4	20,5	10	7,3	4,3	4,6	0,5
1866	48	11	18	9	5	4	4	1	1878	44,7	7,1	20,2	10,2	8,5	4,3	4,5	0,4

Also nur I und II zeigen einen Rückgang, während VI unverändert bleibt. III, IV, V, VII zeigen eine Zunahme: hier dringt zuerst die Spätehe ein.

Von Wichtigkeit für die jüdische Krankheitsstatistik wäre auch die Zählung der künstlerischen Talente auf allen Gebieten der Kunst, ob deren Status in Zu- oder Abnahme begriffen ist. Die gegenwärtige Ver-

breitung der Juden unter den Künstlern beweist, dass die frühere Art der Fortpflanzung (Frühehe, Gattenwahl nach dem Jichus, Mehrkinderehe usw.) der Vererbung der Talente günstig war. Vielleicht trägt die Sublimierung des Geschlechtstriebes viel zur Wahl eines künstlerischen Berufes bei. Die Abnahme der Talente würde auf mangelnde Züchtung des Künstlertums — Spätehe, Geschlechtskrankheiten, Wahl einer unkünstlerischen Gattin, Kinderarmut — schliessen lassen. Bei den deutschen Bühnenangehörigen stehen hinsichtlich der Abstammung schon jetzt die Theaterangehörigen an dritter Stelle (an erster Kaufleute, an zweiter Beamte). (Vgl. Dr. Charlotte Engel-Reimers: Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen. Leipzig 1911, Seite 694).

Offenbar sind diese statistischen Methoden und ihre Ergebnisse in allen Ländern, in welchen die Juden überwiegend Kaufleute und Angehörige der freien Berufe sind, für die Krankheitsstatistik der geistigen Arbeiter überhaupt von grosser Wichtigkeit, so dass die beiderseitigen Ergebnisse zur gegenseitigen Erklärung herangezogen werden können, so besonders bei der Medizinalstatistik der Beamten. So zeigt die Sterblichkeit der deutschen Beamten niedrige Zahlen. (Prinzing, Handb. d. med. Statistik, Jena 1906). Man hat diese Eigenschaft auf die ärztliche Auslese und die Regelmässigkeit des Dienstes zurückgeführt. Bei näherem Zusehen aber ergibt sich, dass nicht die höheren Altersklassen, wie man erwarten müsste, sondern auffallenderweise die mittleren Altersklassen von dieser Sterblichkeit stark betroffen sind. Vergleiche meinen Aufsatz über die Sterblichkeit der Post- und Eisenbahnbeamten. Deutsche Nachrichten Nr. 99 und Nr. 104. Danach hatten 1909 bei den Gestorbenen der im Bureaudienst tätigen Eisenbahnbeamten 33% ein Alter bis zu 50 Jahren erreicht (Ges. Sterblichkeit 9 Promille). In der äussern Abfertigung lauten diese Zahlen 56% und 5,6 Promille Ges.-Sterbl., in der innern Abfertigung 43,9% und 6‰, im Lokomotivdienst 59% und 3,1‰, in der Zugbegleitung 56% und 6,2‰, in der Bahnbewachung 52,9% und 6,3‰, im Werkstätten- und Maschinendienst 50% und 5,3‰, 1910 bei den höheren Postbeamten 18,75% und 14,5‰, bei den mittleren Postbeamten 78% und 4,4‰, bei den Telegraphen- und Fernsprechbeamten 66% und 5,6‰, bei den Post- und Telegraphengehilfinnen 100% und 2,3‰, bei den Unterbeamten 76% und 4,4‰, bei den Landbriefträgern 77% und 3,6‰. Ein ganz ähnliches Verhalten zeigen die preussischen Juden, bei denen trotz Abnahme der Geburtenziffer und Kindersterblichkeit die Gesamtsterblichkeit im Steigen begriffen ist: die als hygienische Errungenschaft gepriesene Verringerung der Sterblichkeit geht auf Kosten der mittleren Altersklassen vor sich, es muss in beiden Vergleichsgruppen eine in den mittleren Altersklassen weit verbreitete Kränklichkeit vorhanden sein, die mit Sexualstörungen in ursächlichem Zusammenhange steht. Und wenn bei den Post- und Telegraphengehilfinnen der

Prozentanteil der mittleren Altersklassen an der Sterblichkeit am höchsten ist, so bieten die Berliner Jüdinnen eine analoge Erscheinung, indem sie 1903 eine höhere Sterblichkeit als die Christinnen aufweisen. Gleiche Ursachen, nämlich Berufstätigkeit und Zölibat der Frauen, erzeugen gleiche Wirkungen: steigende Kränklichkeit und Sterblichkeit der mittleren Altersklassen. Ganz ähnliche Ergebnisse liefert die Vergleichung der Todesursachenstatistik beider Gruppen. Aus den Sterbekarten der mittleren Postbeamten (Beiträge zu den Krankheiten der Postbeamten) ergibt sich, dass viele dieser körperlich dreimal vom Postvertrauensarzt, Militärarzt und Arzt der Lebensversicherungsgesellschaft untersuchten Männer ohne Zucker oder Eiweiss im Urin bei der Aufnahme gefunden und dennoch an Zuckerkrankheit oder chronischer Nierenentzündung gestorben waren.

Noch mehr wird die „Lehre vom Zusammenhange dieser Krankheiten mit der Rassenpathologie" durch die Sterbelisten des Preussischen Beamtenvereins Hannover ad absurdum geführt. (Ueber die Todesursachen der beim Preussischen Beamtenverein Hannover von 1903—1908 im Alter von 31—50 Jahren verstorbenen Versicherten, Sexualprobleme 1911). Hieraus geht mit aller Deutlichkeit hervor, dass es sich um erworbene Krankheitszustände handelt; die konfessionelle Statistik einer ganzen Stadt erfährt ihren Kommentar durch die Ergebnisse der Todesursachen dieser Lebensversicherten.

Und weil sich hier trotz des Rückganges der Tuberkulosesterblichkeit von 1903—1908 ein Steigen der Gesamtsterblichkeit offenbart, so werden wir folgerichtig den Rückgang der Tuberkulose bei der wohlhabenden Bevölkerung und auch bei den westeuropäischen Juden nicht als hygienischen Erfolg deuten, wie es vielfach geschieht, sondern werden uns sagen müssen: dieser Rückgang kommt dadurch zustande, dass andere Todesursachen sich gewaltig vordrängen, so Syphilis, Krebs, Zuckerkrankheit, Herzleiden u. a. Ein hygienischer Erfolg müsste mit einem Rückgange der Gesamtsterblichkeit und der Sterblichkeit in allen Todesursachen begleitet sein, wie das bei den osteuropäischen Juden stellenweise beobachtet ist.

Die deutsche Reichspost- und Telegraphenverwaltung, ebenso auch die Preussisch-Hessische Eisenbahngemeinschaft hat über ihre Beamten Krankheitsstatistiken mitgeteilt, an denen die geradezu enorme Verbreitung der Nervenkrankheiten auffällt. Kommt hier die berufliche Tätigkeit bei diesem wirklich ausgesuchten Menschenmaterial als Ursache in Betracht oder ausserberufliche Umstände: Störungen der Ernährung oder des Sexuallebens? Man sieht jedenfalls, auch hier führt die Heranziehung der Rassepathologie für die Verbreitung der Nervenkrankheiten unter den Juden zu einer falschen Erklärung, weil die amtlich für die Post-

und Eisenbahnbeamten mitgeteilten Zahlen das Ergebnis einer direkten Krankheitsstatistik sind, die bei den Juden noch nicht angewendet ist.

Wenn erst die Berufsvereine und wirtschaftlichen Verbände diese direkte Krankheitsstatistik selbst in Angriff nehmen werden, dürfte sich noch weiteres Material über die Verbreitung und Ursachen dieser Nervenkrankheiten ergeben.

Bemerkenswert ist schon heute, dass bei den Frauen der mittleren Postbeamten Unterleibsleiden die häufigste Krankheit abgeben (Fortschritte der Medizin 1912). Ueber die Krankheiten der Kinder dieser Beamten, über Zahl und Ursache von Geisteskrankheiten, Selbstmord und Kriminalfälle, über die Verbreitung künstlerischer Talente zu forschen, ist eine künftige Aufgabe dieser Verbandsstatistik und -kasuistik, welche z. B. hinsichtlich der Familienforschung mit keinen beträchtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird.

Der Wert der medizinischen Statistik dieser und verwandter Berufskreise liegt einmal in der genauen Fragestellung, ob eine berufliche oder ausserberufliche Massenkrankheit vorliegt und ferner in der ärztlichen Auslese. Genügt die Konstitution bei der Aufnahme bestimmten ärztlichen Anforderungen, so tritt die Vererbung als Krankheitsursache in den Hintergrund gegenüber den sozial bedingten Störungen der Ernährung, Wohnung und des Geschlechtslebens. Tod und Todesursache in den mittleren Altersklassen dieser Berufskreise kann eben nicht wie bei den Kindern und Jugendlichen mit angeborener körperlicher Entartung, die wahrscheinlich oft bei der ärztlichen Auslese des Kandidaten sich offenbart hätte, in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden.

Da aber auf die berufliche Tätigkeit die Häufung verschiedenartiger Todesursachen, wie ich in den Beiträgen zu den Krankheiten bei den Postbeamten betonte, nicht zurückgeführt werden kann, so stehen in ätiologischer bzw. sozialpathologischer Beziehung nur die Störungen der Ernährung, der Siedlung und des Geschlechtslebens zur engeren Wahl, während der Berufstätigkeit geistiger Arbeiter ebenso wie z. B. dem Alkoholismus die Rolle des ausschlaggebenden Faktors, des die Krankheit verschlimmernden — aber nicht bedingenden — Momentes verbleibt.

Die richtige Abgrenzung der sozialpathologischen Faktoren, die Entscheidung, welchem derselben im Einzelfalle die eigentliche ursächliche Bedeutung zukommt, hängt ab einmal vom Stande der medizinischen Wissenschaft überhaupt — z. B. ergibt jetzt die Wassermannsche Reaktion den unzweifelhaften wirklichen Zusammenhang einer Leberzirrhose, Aortenaneurysma u. a. mit syphilitischer Infektion — andererseits von der genauen Beobachtung des Einzelfalles in Rücksicht auf die sozialpathologischen Faktoren (Medizinische Lebensgeschichte). So lange wir noch nicht im Besitze einer derartigen umfassenden Kasuistik sind, haben wir die

Ergebnisse der medizinischen Statistik geistiger Arbeiter zu berücksichtigen, und diese Ergebnisse sprechen, wie ausführlich dargelegt worden ist, stark für die ursächliche Bedeutung der Sexualpathologie, weisen auf die Notwendigkeit weiterer sexualpathologischer Forschung hin. Insbesondere ist es von grösster Wichtigkeit, die Folgekrankheiten der Geschlechtskrankheiten und des Zölibats kennen zu lernen.

Schon jetzt ersehen wir auf diesem Gebiete, dass die krankmachenden Wirkungen des Alkohols selbst bei gewohnheitsmässigem Genusse leicht überschätzt werden können. Gewiss zeigen die Berufe, welche ihre Angehörigen zu Trinkern „erziehen“, eine höhere Sterblichkeit, als die nicht dem Alkoholismus ausgesetzten Berufe (vgl. Prinzing H. d. m. St., Seite 477—81).

Und so weisen auch die Post- und Telegraphenbeamtinnen von allen Gruppen des Postdienstes die niedrigste Sterblichkeit auf. Diese hindert aber nicht den bedeutenden Prozentanteil der mittleren Altersklassen an der Sterblichkeit und die auffallende Häufigkeit der Tuberkulose unter ihnen. Folglich ist der Alkoholismus nur ausschlaggebender Faktor, nicht die eigentliche Ursache ihrer Kränklichkeit. Zu demselben Resultate gelangt man bei dem Vergleiche der lebensversicherten Männer und Frauen. Wenn man also in Berufen, deren Vertreter ständig dem Alkoholismus ausgesetzt sind, eine auffallende Häufung von Krebs findet, so bildet der Alkoholismus nicht die Ursache, sondern bewirkt ein rascheres Absterben: er bricht die Widerstandsfähigkeit des ganzen Körpers, so dass dieser einer Infektions- oder Konstitutionskrankheit schneller erliegt als des Enthaltsamen. Die Wirkungen des Alkoholismus sind zu sehen an der Differenz der Sterblichkeit und an Konstitutionsschädigungen der Nachkommen (besonders Idiotie, deren massenhaftes Auftreten bei den Kindern der deutschen Juden in der Gegenwart im Gegensatze zur Vergangenheit beobachtet wird).

Aehnlich steht es mit der Ueberschätzung fehlerhafter Ernährung als einer zum Tode führenden Krankheitsursache. Weil es zahlreiche Menschen gegeben hat und gibt, die trotz täglicher (sogar mehrmals täglicher) reichlicher Fleischnahrung ein hohes Alter erreichen — z. B. ist hier auf viele regierende Fürsten hinzuweisen—so scheint es mir unrichtig, bestimmte Krankheiten und Todesursachen (z. B. Diabetes) bei den Wohlhabenden auf die Polyphagie zurückzuführen. Auf der anderen Seite gibt es viele Menschen, die trotz ständiger proletarischer Ernährung ein hohes Alter erreichen, wie auch neuerdings aus der Arbeit von J. Funk (Bremer Statistik 1911, Nr. 1) hervorgeht, dass bei den Personen über 60 Jahre in allen verschiedenen Einkommensgruppen die Todesursachen eine gewisse Gleichmäsigkeit erkennen lassen. Als ausschlaggebender Faktor, der zur Verschlimmerung bzw. zu rascherem Ableben bei einer an-

steckenden Krankheit führt, wirkt selbstverständlich sowohl die Luxus- als die proletarische Ernährungsweise.

Ergibt sich somit für den Arzt aus dem Studium der jüdischen Krankheitsstatistik der Hinweis, die Sexualpathologie und Sexualpsychopathie als Ursachen weit verbreiteter Massenkrankheiten weiter zu erforschen, so zeigt dieses Gebiet dem Nationalökonomen und Politiker zweierlei wichtige Ergebnisse.

1. Mit Notwendigkeit geht die Tendenz der Bevölkerungsbewegung in Deutschland dahin, dass die katholische Bevölkerung den Hauptbestandteil der Einwohnerschaft bilden wird. Bei weiterer friedlicher Entwicklung wird Deutschland ein überwiegend katholisches Land werden. Die Ursache hierfür ist nicht in der Binnenwanderung oder in der Zunahme der Uebertritte zum Katholizismus, sondern in der durch die Sexualpathologie bedingten geringeren Vermehrung der evangelischen und jüdischen Bevölkerung zu suchen. Die evangelische Bevölkerung nähert sich oder übertrifft die Juden in der Ziffer der Selbstmorde, Geisteskrankheiten, Mischehen und in der Besetzung geistiger Berufsarbeit. Letzteres Moment bedingt Spätehen mit allen ihren Folgeerscheinungen, insbesondere Zunahme der kinderlosen Ehen.

2. Die Zukunft der geistigen Arbeit ist leicht vorauszubestimmen. Der Untergang der deutschen Juden bedeutet, dass die geistigen Arbeiter eines Volkes mangels der Regelung ihrer Fortpflanzung in absehbarer Zeit aus dem Menschenmaterial anderer Völker bezogen werden müssen: bei weiterer friedlicher Entwicklung werden Slawen, Mongolen und Neger als Aerzte, Beamte, Ingenieure usw. in die europäische Kultur eintreten. Wir haben hier ein Problem des Kapitalismus vor uns. Die geistigen Arbeiter der Gegenwart haben zu einem grossen Prozentsatz überhaupt keine Kinder, zu einem anderen Teil scheidet von ihren Sprösslingen eine gewisse Zahl durch Tod oder soziale Minderwertigkeit aus. Von den übrigen hat nur ein Teil die Fähigkeit, die hohen Anforderungen, welche gerade an diese Berufszweige gestellt werden, zu erfüllen. Die Schwestern dieser Männer können die überkommenen schöpferischen Fähigkeiten der nächsten Generation nicht weiter geben, weil sie gezwungen sind, ledig zu bleiben oder ebenfalls eine Spätehe zu schliessen. So muss denn aus denjenigen Völkerschaften und Volksteilen Ersatz herangezogen werden, in denen sich die Früh- und Mehrkinderehe dank ihrer Isolierung erhalten hat.

Schliesslich ergibt sich, wenn bei dieser Gelegenheit die Fruchtbarkeit in der Nachkommenschaft verfolgt wird, die Erkenntnis, welche biologische Bedingungen der Kapitalsbildung bzw. -akkumulation zugrunde liegen. Ich nehme folgendes Beispiel: Von Eduard von Simson, dem Präsidenten der ersten deutschen Nationalversammlung und dem ersten Präsidenten des deutschen Reichsgerichts, überlebten 5 Söhne und

3 Töchter. Hätten diese ihrerseits so viel Kinder als der Vater gehabt, so müssten 64 Enkel vorhanden sein. In Wirklichkeit ist deren Zahl viel kleiner, weil 2 Töchter sich nicht verheiratet haben.

In einer Familiengeschichte N. N. haben die Urgrosseltern 9 Kinder, davon starben 1 Sohn im Alter von 20 Jahren, eine Tochter im Alter von 19 Jahren. Die überlebenden 3 Söhne sind verheiratet und sind jetzt 69, 60, 54 Jahre alt. Von den überlebenden 4 Töchtern sind 3 verheiratet, eine eheverlassen. Die Töchter sind jetzt 68, 66, 64, 58 Jahre alt. In der ersten Generation beträgt also die Kinderzahl 9, die Kindersterblichkeit 22,2%. Folglich müssten bei gleicher Fruchtbarkeit und Sterblichkeit in der zweiten Generation mindestens 63 überlebende Kinder vorhanden sein. Tatsächlich beträgt diese Zahl aber nur 31. Wie kommt dieser Ausfall zustande? Nur drei Kinder erreichen oder übertreffen die Fruchtbarkeit der Eltern, nämlich der älteste Sohn mit 9 geborenen, 7 überlebenden, der jüngste Sohn mit 9 geborenen, 3 überlebenden, die älteste Tochter mit 9 sämtlich lebenden Kindern. Dagegen verheiratet sich ein Sohn zu 28 Jahren mit einer 10 Jahre älteren Gattin, ihrer Ehe entspriesst nur ein Kind. Eine Tochter wird nach der Geburt des Kindes von ihrem Manne verlassen und heiratet nicht wieder.

Von den 31 Enkeln sind bisher 19 verheiratet. Von diesen sind 5 kinderlos, die übrigen haben zusammen 34 Kinder, so dass die Zahl der Urenkel bisher 34 beträgt und insgesamt sich auf 31 $\times$ 1,79 = 55,49, also auf rund 56 voraussichtlich anwachsen wird. Aus diesem Studium von Familiengeschichten ergeben sich die mannigfachen Formen der Fruchtbarkeitsbeschränkung bzw. des Geburtenrückganges.

Für das weibliche Geschlecht sind anzuführen:

1. Ledigbleiben der Mädchen, dauerndes Zölibat;
2. Fehlende Wiederverheiratung der eheverlassenen, geschiedenen und in gebärfähigem Alter verwitweten Frauen;
3. Heirat an der Grenze des gebärfähigen Alters;
4. Konstitutionsschwächung infolge des väterlichen Alkoholismus, welche, zumal wenn auch der Gatte gewohnheitsmässig trinkt, bei Unfähigkeit des Selbststillens und künstlicher Säuglingsernährung zu starke Kindersterblichkeit bewirkt;
5. Erworben oder angeboren mangelhafter Geschlechtstrieb;
6. Erworbene oder angeborene Veränderungen der Genitalorgane.

Für das männliche Geschlecht sind zu nennen:

1. vorehelich erworbene Syphilis oder Gonorrhoe oder beide Krankheiten;
2. im vorehelichen Geschlechtsverkehr erworbene Schwächung des Geschlechtstriebes;
3. im Hinblick auf die durch den gewohnheitsmässigen Alkohol-

genuss entstehende Nervenschädigung verspätetes Heiratsalter: bei früherer Eheschliessung würden mehr Kinder überleben.

Man sieht also auch hier, die Auffassung, dass der Geburtenrückgang hauptsächlich durch die Anwendung der Präventivmittel bewirkt wird, ist unrichtig.

Man sieht ferner: Kapital, das ist das zur Ernährung einer Familie vorhandene Vermögen oder erworbene Einkommen, kann nur dadurch gebildet oder akkumuliert werden, dass eine Generation mit natürlicher Vermehrung durch eine oder mehrere Generationen mit starker, in den eben genannten sozialen Formen erfolgender Beschränkung des Geschlechtstriebes in der Deszendenz abgelöst wird. Insbesondere wird Kapital akkumuliert, indem auf dem rechtlichen Wege der Erbschaft das erworbene Vermögen der kinderlosen und zölibatär gebliebenen Geschwister und Verwandten an die vorhandenen Familienbildner fällt. Würden die Kinder der zweiten Generation nach dem Typus der ersten Generation sich vermehren, so könnte Kapital nicht gebildet werden. Und würde die dritte Generation nach dem Typus der ersten sich vermehren, so würde statt der Akkumulation der Zerfall des Kapitals die Folge sein. (Vgl. die Sozialpsychologie und Sozialpsychopathologie der Juden usw. Zeitschr. für Religionspsychologie Bd. III, H. 12.) In Anbetracht dieser Sachlage erkennen wir, dass Sombart die Erklärung der Entstehung des Kapitalismus vorbeigelungen ist.

Weder die angeborenen Eigenschaften der Juden, noch weniger die Prinzipien ihrer Ueberlieferung stehen zum Kapitalismus in ursächlicher Beziehung, sondern einzig und allein das Zölibat, zu welchem sie aus wirtschaftlichen, politischen und vor allem beruflichen Gründen gezwungen sind. Weder bei der katholischen noch bei der evangelischen Bevölkerung dürften prozentual so viele Familien mit zölibatären Anhängseln vorhanden sein, als bei den emanzipierten Juden im 19. und 20. Jahrhundert. Diese zölibatären Anhängsel finden nicht das passende Objekt für den Sexualtrieb wieder (Freud), sondern bleiben einmal auf der Stufe des primitiven Autoerotismus, der Liebe zu Geschwistern und den engeren Blutsverwandten stehen, während die zur Befriedigung ihnen dienenden Weiber keinen tieferen Eindruck, keine Liebe in ihnen erwecken; andererseits erheben sie sich zu einer Sublimierung des Geschlechtstriebes.

Diese Entwicklung ist trotz der weiteren Fortschritte der Assimilation, trotz der Zunahme der Mischehen, immer noch deutlich zu erkennen.

Zur „rekonstruktiven Psychologie“ Paul Natorp's.

Von Dr. **Max Cohn**, Arzt in Berlin N.

I.

Die Aufgabe der Psychologie ist die gleiche wie die aller anderen Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaften. Alle sind sie in letzter Instanz objektivierende Wissenschaften, oder mit anderen Worten: alle streben sie nach Allgemeingültigkeit und objektiver Notwendigkeit d. h. Gesetzlichkeit ihrer Erkenntnisinhalte. Nur die Richtung, nach welcher Naturwissenschaft und Psychologie objektivieren, ist eine entgegengesetzte. Zur Voraussetzung hat, wie Natorp hervorhebt, dieser Richtungsgegensatz die Bezugseinheit, im Sinne einer durch allseitige Korrelation geschlossenen Einheit, mittels welcher die Entwicklung ins Besondere, ins enger und enger Bestimmte begründet und die Wissenschaft als solche überhaupt erst gekennzeichnet wird. Die Wissenschaft gibt Gesetze, ihr Ziel ist Vergegenständlichung oder Objektivierung. Für die Psychologie kommt hierzu noch das besondere Moment, dass sie gar nicht eine wissenschaftliche Disziplin ist, die parallel den anderen Wissenschaftsgebieten mit den Mitteln der Logik allein herzustellen ist; denn sie ist nicht Wissenschaft vom Objekt, sondern ihre innerste Aufgabe ist die, eine Wissenschaft vom Subjekt, von dessen „Erlebnissen“ oder von denjenigen spezifischen, unräumlichen Erscheinungen und Vorgängen zu sein, welche in den einzelnen, mit einem Nervensystem ausgestatteten physischen Individuen in eigenartiger zeitlicher Existenz vorhanden sind. Zur Lösung der Aufgabe der Psychologie will nun Natorp mittels eines Verfahrens gelangen, das gleichsam eine Einkreisung ist, indem er den Rahmen der objektiven Bestimmung enger und enger zieht und das unmittelbar Erlebte, das „Subjektive“ mittels eines solchen Prozesses, der dem unendlichen Objektivierungsprozesse entspricht, aus seiner begrifflichen Umhüllung herausschält.

Wer sich eine solche Aufgabe stellt, muss aber zunächst und zum mindesten die objektive Bestimmung für die anderen wissenschaftlichen Gebiete, in denen es sich um räumliche und zeitliche Dinge und Sachverhalte, um gleichsam „massivere“ Dinge als in der Psychologie handelt, mit voller Sicherheit vollziehen können. Allein nicht einmal das vermag meines Erachtens Natorp mit seinen Grundsätzen und Anschauungen zu leisten. Um so weniger dürfte er das von ihm für die Psychologie Erstrebte, die eine Wissenschaft von ausschliesslich und allein unräumlichen Vorgängen ist, zur Vollendung bringen können. Nun „besteht“, wie Natorp hervorhebt, „nach Kants unwidersprechlicher Feststellung jede Objektivierung in nichts als der Erkenntnis der Regel, des Gesetzes“. „Ein Objekt der Wissenschaft ist ein solches Gesetz, eine solche Regel der Einheit, in welcher ein Mannigfaltiges uns, den Denkenden, sich vereinigt, um von uns verstanden zu werden.“ „Die Regel ist als solche fest und diese Festigkeit der Regel stellt das in ihr Gesicherte als Gegenstand, als Objekt der schwankenden, schwebenden Vorstellung gegenüber und hebt es so gleichsam aus dem flutenden Strom der Subjektivität heraus. Für die Wissenschaft ist daher der Gegenstand geradezu das Gesetz, das Gesetz der Gegenstand.“ Dieser selber „bleibt immer Problem“; „nach ihm wird fort und fort gefragt“. Dies ist eine Konsequenz dessen, dass einmal, nach einem treffenden und schönen Ausspruch Cohens, das Denken „rastloses Bedingen“ ist und dann jeder Gegenstand nie in allen seinen Teilen erschöpfend analysiert werden kann, sondern immer noch einen Rest enthält,

der seiner Auflösung noch harrt und gleichsam das Ideale, die Idee des Gegenstandes in sich fasst. Auch nur mittels des Prozesses der Erfahrung, der ein unendlicher, nie zu seinem Ende gelangender und immerfort von neuem anhebender und anregender ist, kann daher das Objekt uns näher gebracht, erforscht und (relativ, d. h. bis auf seinen stets neu auftauchenden Rest) erkannt werden.

All dies besteht sowohl für den kritischen Realisten als auch den Idealisten zweifellos zu Recht. Zweifelhaft wird es erst bei Natorps Anschauungen und Voraussetzungen, die uns durchaus meines Erachtens nicht darüber aufklären, ob wir bei ihnen auch wirklich im Gebiete der Objektivität oder Dinglichkeit uns befinden und von ihm ausgehen. Ebenso zweifelhaft ist es, ob diese Anschauungen und Voraussetzungen überhaupt es uns ermöglichen, das Gebiet der Objektivität, insofern es die physikalischen Dinge und Sachverhalte der wirklichen und wirkenden, extramentalen Natur auch wirklich umfasst und in sich begreift, zu erreichen, oder ob wir nicht vielmehr mit Natorps Grundsätzen einem falschen Scheine von objektiver Erkenntnis nachgehen und unterliegen. Nach dem kritischen Idealismus Natorps sollen wir allerdings mittels seiner Voraussetzungen und Grundsätze zur objektiven Erkenntnis gelangen können, während er diese meines Erachtens aufhebt bzw. nur in eine Einsicht in die Natur der Subjektivität verwandelt. Dies deswegen, weil Natorp und mit ihm alle Idealisten irgendwelcher Observanz die Seinsstufen mit den Modalitätsstufen im Gefüge der Erkenntnis identifizieren und in jedem Falle, ob es sich nun um Erkenntnis oder um das wissenschaftliche „Sein" handelt, die Notwendigkeit der Wirklichkeit überordnen. Allein diese Ueberordnung ist nur im Gefüge der Erkenntnisstufen gerechtfertigt und zulässig. Und wirkliche Erkenntnis der Objektivität und Wahrheit ist auch nur dann möglich, wenn die Vorstellungsformen unseres Subjekts bzw. die Erscheinungen, die ihm werden, mit den Daseinsformen der physischen und wirklichen Dinge, mit der Wirklichkeit der Sachverhalte und deren Begriffen im funktionalen Sinne übereinstimmen und identisch sind; denn einmal ist alles, was ist, notwendig und ist notwendigerweise so geworden, wie es ist; dann kann es auch nur als Notwendiges in seinen notwendigen Zusammenhängen, durch die es geworden ist und in denen es steht und solange bleibt, als wir es nicht etwa unseren Bedürfnissen gemäss verändern, erkannt werden; und drittens ist jeder Begriff, weil er auf Funktion beruht und funktionalen Sinn und Charakter hat, die Sache selber, mit ihr identisch und gleichsam nur ein Differential; als solches Differential strebt es eben zum Ganzen, aus dem es nur herausgelöst ist, als ergänzungsbedürftig, unvollständig und gleichsam ungesättigt. Insofern war Hegel völlig im Recht, wenn er erklärte, dass eine Sache aus ihrem Begriffe zu verstehen sei; nur nicht etwa aus dem konkreten Begriffe, sondern aus dem das Konkrete bestimmenden, mit dem Sachverhalte oder Dinge übereinstimmenden sog. identischen. Die Sachverhalte oder Dinge in diesem funktionalen Sinne und Charakter bestehen aber als solche zunächst noch völlig unabhängig vom Subjekt, führen ein extramentales Dasein und können nur mittels ihrer transzendentalen, d. h. der gedanklichen Beziehungen, die wir als die Denkenden zu ihnen haben, verstanden, erkannt und rationalisiert werden, weil das Logische ein Erzeugnis und integrierender Bestandteil der Natur ist und diese mit ihrem Wirklichkeitsinhalt und ihrer objektiven Notwendigkeit unsere Denkfunktionen zur Reaktion zwingt; denn diese selber gehören auch zur Natur, sind deren Produkt und wirken in Korrelation mit den wirklichen Dingen auf sie wieder zurück. Vornehmlich hierdurch ist auch erst ein vom Subjekt

losgelöster, d. h. objektiver Erkenntnisinhalt und damit objektive Wahrheit zu erlangen ermöglicht. Gerade das will aber Kant mit seinen verschiedentlichen, allerdings häufig auch verschieden lautenden Formaldefinitionen der Wahrheit ausdrücken, von denen die meines Erachtens hier für uns wichtigste dahin geht, dass „Wahrheit in der Uebereinstimmung einer Erkenntnis mit ihrem Gegenstande besteht“. (K. d. r. Vernunft. S. 81. Einleit. Reclam Ausg.)

Hier muss unter „Gegenstand“ allerdings das rationalisierbare, erfahrbare und wissenschaftliche Ding, in dessen Flusse des Werdens, realem Inhalt und wirklicher Form verstanden werden, damit man zur objektiven Wahrheit auch tatsächlich gelangen kann. Sonst bleibt man nur im Subjektiven und stets nur in den formalen Beziehungen, die den Gegenstand als solchen nur subjektiv konstruieren. Objektive Wahrheit jedoch ist nur die, die den Inbegriff der die Dinge als solche formenden Beziehungen ausmacht, wobei diese zugleich mit der diesen Dingen als wirklichen, von selber eignenden Notwendigkeit vorhanden sind; d. h. objektive Wahrheit ist und erfordert Uebereinstimmung der formalen Beziehungen und der wirklichen „Dinge“ oder „Begriffe“ im funktionalen Sinne. Daher ist denn auch bereits ein jedes Ding als Einzelfall und als ein wegen seiner Wirklichkeit auch notwendiges Ding, dem alles Geschehen als etwas gleichfalls Notwendigkeit Einschliessendes analog ist, allein für sich ausreichend, um aus ihm mittels unserer Denkfunktionen ein „Gesetz“ oder eine „objektive Regel“ herauszulesen. Und daher ist auch z. B. in den Naturwissenschaften, in denen alles Erkennen aus der Beobachtung genommen wird, und alles in der Form der Einzelheit auftaucht, als singuläre, besondere einzelne Tatsache oder als singuläres Ding, zwar noch kein „Gesetz“ im eigentlichen Sinne, wohl aber ein Ansatzpunkt mittels jener Einzeltatsache uns geboten, durch welche wir befähigt sind zu einem „Gesetz“ zu gelangen. Dieses stellen wir eben aus den Naturzusammenhängen der einzelnen wirklichen Sachverhalte und Dinge und deren dieser Wirklichkeit integrierenden Notwendigkeit fest und es ist auch mit dieser identisch. Das alles wieder völlig im Sinne Kants, der ausdrücklich davor warnt, dass „niemand bloss mit der Logik sich wage, über Gegenstände zu urteilen und irgend etwas zu behaupten, ohne von ihnen vorher gegründete Erkundigung ausser der Logik eingezogen zu haben ...“ (Kant, Kr. d. reinen Vernunft. S. 83. Einleitung.) Gerade dieses Wagnis charakterisiert aber Natorp und seine Schule, die nur mit der Logik, allerdings mittels der transzendentalen Logik, allein es unternehmen möchten, über Sachverhalte und Dinge der Naturwirklichkeit zu urteilen. So beurteilen sie z. B. Ding und Sein sc. das erfahrbare, wissenschaftliche Sein, von dem hier gesprochen wird und überhaupt nur geredet werden darf, sogleich als Arten logischer Gesetzesbestimmung, während diese doch erst nach einem mit ihnen vorzunehmenden Prozess zu solchen Arten werden. Selbst die Anschauung lassen sie ihren Grundsätzen gemäss nur mittels des „reinen Denkens“ sich realisieren, den „Begriff“ über „Anschauung“ ohne weiteres stehen und ihn damit gleichsam selber sich gebären, während der tatsächliche Vorgang nur die Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung zu Begriffen zeigt und lehrt. Kant suchte dem dadurch vorzubeugen, dass er einmal zwischen Begriff und Anschauung das „Schema“ als Funktion des Begriffs einführte und zweitens das „Ding an sich“ aufstellte; er hat aber damit, dass er das „Ding an sich“ hypostasierte und damit metaphysisch machte, dass er es zum Dogma, unerkennbar und dem Begreifen stets entrückt gestaltete, dadurch, dass es bei ihm nie zu einer Funktion der Erkenntnis und nie dynamisch werden konnte, den Streit zwischen Realismus und Idealismus heraufbeschworen und seine eigene Warnung nicht befolgt.

Wie hier über das Objekt äussert sich K a n t in ganz ähnlicher Weise über das „Gesetz", worunter hier nur das „Gesetz" der psychophysischen menschlichen Organisation verstanden werden kann . . . „Gesetze existieren ebensowenig in den Erscheinungen — sondern nur relativ auf das Subjekt, dem die Erscheinungen inhärieren, sofern es Verstand hat — als Erscheinungen an sich nicht existieren, sondern Stelle (K. d. r. V. S. 207) heisst es bei K a n t : „In dem b l o s s e n B e g r i f f e eines Dinges kann gar kein Charakter seines Daseins angetroffen werden." Hierbei liegt der Schwerpunkt auf dem b l o s s e n Begriff, denn der Begriff eines D i n g e s i n s e i n e m f u n k t i o n a l e n S i n n u n d C h a r a k t e r wird mit der Betonung des „blossen" Begriffes wohlweislich ausgeschlossen. Nach alldem dürfte es auch klar sein, dass K a n t, ebenso wie er den subjektiven Idealismus eines B e r k e l e y abgelehnt hatte, auch den Phänomenalismus S c h o p e n h a u e r s mit dessen „Welt als Vorstellung" verworfen hätte. Nichts anderes hätte er wohl auch mit N a t o r p und dem von dessen Schule vertretenen Idealismus vorgenommen, die nach allem, was wir von ihnen bislang wissen, das Dasein eines Dinges mittels dessen b l o s s e m Begriffe und allein mittels der formalen bzw. transzendentalen Logik eruieren und feststellen wollen.

Nimmt man zu den obigen Aussprüchen K a n t s noch folgenden hinzu, in dem er sich über die Modalitätsstufen der Erkenntnis äussert, so wird sein realistischer Standpunkt vollends klar. „Die Grundsätze der Modalität," erklärt er uns, „sind aber nicht objektiv-synthetisch, weil die Prädikate der Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit den Begriff, von dem sie gesagt werden, nicht im mindesten vermehren, dadurch, dass sie der Vorstellung des Gegenstandes noch etwas hinzusetzen. Da sie aber gleichwohl immer synthetisch sind, so sind sie es n u r s u b j e k t i v." K a n t gibt damit klar zu erkennen, dass einmal seine Modalitätsstufen nicht für das Gefüge der Seinsstufen ausreichen und dann wiederum, dass der b l o s s e Begriff eines Dinges nur s u b j e k t i v n o t w e n d i g, nicht aber dieses selber in seiner zunächst noch vom Bewusstsein unabhängigen, d. h. extramentalen Daseinsform derart ist. Denn ein b l o s s e r Begriff kann nur durch den Zusammenhang der Wahrnehmungen und wieder nur allein nach b l o s s e n Begriffen bestimmt werden. Er ist daher auch n u r s u b j e k t i v notwendig, und nicht wie der Begriff als Ding und Sachverhalt mit dem Charakter der Funktion zugleich a u c h o b j e k t i v notwendig und allgemeingültig. Das wird noch deutlicher, wenn K a n t weiter ausführt: „Die Grundsätze der Modalität also sagen von einem Begriffe nichts anderes als die Handlung des Erkenntnisvermögens, dadurch er erzeugt wird." (K. d. r. V. S. 216.) Damit ist das Gesetz bei K a n t selber als nur etwas Subjektives anerkannt; es führt eben nicht über den Standpunkt der Subjektivität hinaus, da ja der Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit die Hypothese die Tatsache und das Gesetz bzw. die Regel entspricht. Das Gesetz kann aber auch gar nichts anderes bei K a n t sein oder leisten, weil er überhaupt aus der Sphäre des Subjektiven nicht hinaustritt, alles Physische letzthin in die Subjektivität verlegt und überhaupt nur von dem Boden des i n d i v i d u e l l e n Geistes seine Kritik des Erkenntnisvermögens vollzieht. Damit hängt es auch zusammen, dass er mit seiner Fassung der Modalitäten von der Möglichkeit—Wirklichkeit—Notwendigkeit nur die subjektive Stufenfolge, die der Ratio cognoscendi aufgestellt und richtig ausgedrückt hat, nicht aber auch die Stufenfolge des Seins, die Ratio essendi berücksichtigte. Es kann aber z. B. etwas notwendig, braucht aber noch nicht damit wirklich sein. Ist indessen etwas wirklich, so muss es sowohl möglich, als auch

notwendig sein. Wenn aber die Wirklichkeit nur ausschliesslich und allein von der Erkenntnismaterie abhängen könnte, so könnte z. B. auch wirklich sein, was nicht möglich ist, das ist die Einseitigkeit Kants, die die den Idealismus dazu verführt hat und weiterhin heute noch verführt, die Wirklichkeit als etwas Untergeordnetes aufzufassen. Die Wirklichkeit soll dem Idealismus zufolge auch nur deswegen Notwendigkeit haben, weil dies durch eine „objektive Vernunft“ erfordert wird, ausserhalb und unabhängig von welcher jene Notwendigkeit objektiv gar keine vernünftige Bedeutung mehr hat und haben könnte. Diese Folgerungen zieht der kritische Idealist aus Gründen, die ihm von der bekannten Stufenfolge der logischen Sphäre der Modalität der Erkenntnis erwachsen und weil er nur deren Gefüge anzuerkennen geneigt ist, nicht aber das des „Seins“ sc. wissenschaftlichen Seins nicht etwa des vorwissenschaftlichen Seins, das uns auch gar nichts angeht. Der kritische Realist anerkennt zwar gleichfalls die Wirklichkeit als Notwendigkeit, aber er überordnet diese nicht jener, sondern fasst die Notwendigkeit als den einen Komponenten, der mit dem anderen der Möglichkeit zusammen die Wirklichkeit als Synthese ergibt. Damit wird die Wirklichkeit zum Uebergeordneten, wie dies selbstverständlich ist, wenn man aus der modalen Sphäre der Erkenntnis in die Modalitätssphäre bzw. die strukturelle Sphäre des Seins hinübertritt. Weil für den kritischen Realisten einmal im logischen Modalwert der Existenz weder die Erkennbarkeit noch das Erkanntsein liegt, zweitens das Wirkliche nicht auf die Gegebenheit der Wahrnehmung beschränkt ist, drittens für ihn die Stufen des Seins mit denen der Erkenntnis nicht ohne weiteres identisch sind, eine Identifizierung, die dem Idealismus Kants z. B. durchaus nahe liegt und eignet, so kann der kritische Realist auch nicht zugeben, dass die Notwendigkeit des Wirklichen und der Wirklichkeit nur zum Zweck der Erkenntnis da ist, wenn sie auch für ihn mittels dieser bzw. mittels der Wahrnehmung erst sichtbar wird und sich bewährt. Die Wirklichkeit bedarf der Erkenntnis sonach für den Realisten zunächst noch gar nicht, während der kritische Idealist jene auf diese einengt. Hierauf beruht auch dessen fernere Behauptung, dass es ein „Bewusstsein überhaupt“ oder eine „objektive Vernunft“ gibt. Dies ist aber letzthin nur eine andere Bezeichnung für die Hypothese „Gott“ und — versteckte Theologie! Wollte oder könnte man von einem „Bewusstsein überhaupt“ sprechen, so doch nur in der Art, dass man damit den Zusammenschluss aller individuellen Einzelbewusstseine meint. Dann wird jedoch sogleich deutlich, dass das „Bewusstsein überhaupt“ nur einen Teil der Wirklichkeit ausmacht und weder die Welt als Ganzes, noch die Welt als „Denken“ ist.

Aus dem hier Skizzierten folgt sogleich die Unhaltbarkeit des Idealismus, der Gewissheitsgrade der Erkenntnis zu solchen des Gegenstandes der Erkenntnis stempelt. Kants Nachfolger haben dessen Fehlgriff bei der Erfassung des Wirklichkeitsproblems, wie dies häufig gerade bei Epigonen geschieht, ins Ungeheuerliche vergrössert und verzerrt. Bei Natorp und der ihm zugehörigen Schule wird dies u. a. bei dem, was sie unter „Gesetz“ verstehen, deutlich. Schon selbst in der Subjektivität lässt indessen ein Gesetz bzw. eine objektive Regel nur stellenweise oder fragmentarisch sich nachweisen, weil in ihr die Sukzessionsreihen von Vorstellungsobjekten bzw. Wahrnehmungen nur kurze kausale Reihen darstellen und häufig von anderen augenblicklich eintretenden oder intensiver sich geltend machenden Wahrnehmungen bzw. Vorstellungen unterbrochen werden. In der Subjektivität werden daher auch nicht, wie in der Reihe der „möglichen Erfahrung“, d. h. in der Reihe der noch unabhängigen extramentalen Dinge, die un-

unterbrochen mit einander verknüpft sind, Reihen von wirklich kausalen Begebenheiten oder Vorgängen angetroffen. Diese können daher auch keineswegs, wie Schopenhauer mit Recht gegen Kant bereits einwendet, mit jenen identifiziert werden; denn nur von wenigen „Vorstellungen erkennen wir die Stelle, die ihnen das Kausalgesetz in der Reihe der Ursachen und Wirkungen gibt; wir erkennen empirisch bloss Wirklichkeit der Sukzession", nicht aber unmittelbar deren Notwendigkeit. Diese kann nur für gewisse vereinzelte Reihen von kausalen Vorgängen mittels der diese objektiven Begebenheiten repräsentierenden subjektiven Sukzessionsreihen der Wahrnehmungen von uns erkannt werden. (cf. § 23. „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde." Schopenhauer.) Nur diese subjektive Notwendigkeit darf daher auch als ein Gesetz oder die Regel nach den obigen Definitionen und im eigentlichen Sinne Kants bezeichnet werden. In dem konkreten Dasein der Dinge selber — selbstverständlich als erfahrbaren — jedoch, in der Kausalreihe der objektiven Begebenheiten, oder anders ausgedrückt: in der Welt der realen, von einem Bewusstsein noch nicht zu sich in Beziehung gesetzten, im Bereiche der existierenden, im wahren Sinne konkreten, wirklichen, wirkenden und erfahrungsmöglichen Dinge herrscht ausschliesslich und allein die objektive Notwendigkeit, d. h. ein Nicht-anders-sein-können, nicht aber das Gesetz oder die Regel im Sinne der Kantischen Definition von den Grundsätzen der Modalität als nur subjektiv-synthetischen. Allerdings könnte man das reale Ding in seinem vollen, konkreten, sich äussernden Dasein auch „Gesetz" nennen; indessen nur in einem übertragenen Sinne; diese realen und erfahrbaren Dinge sind, die sie sind. Ihre Definition entspricht, solange als sie von uns noch nicht in ihrem wissenschaftlichen „Sein" ins Auge gefasst sind, derjenigen, welche Jehovah einmal von sich in der Bibel gibt: „Ich bin, der ich bin." Auf die Dinge der möglichen Erfahrung übertragen heisst dies, dass das „Sein" dieser Dinge „Sein" ist, und nicht etwa Nichts. Auch sie sind, die sie sind, d. h. sie sind Wirklichkeiten, auch wenn sie noch nicht in Beziehung zu uns getreten, noch nicht gedanklich oder „transzendental" für uns geworden sind. Insofern könnte man auch das wirkliche Ding bereits in seiner vollen Beziehungslosigkeit, Konkretheit bzw. Konkreszenz, aber, wie erwähnt, nur in übertragenem Sinne, „Gesetz" nennen, das als ein solches jedoch nur mittels seiner Funktion der Beziehung zu einem Verstandeswesen erkannt werden kann. Die erfahrbaren Dinge stehen jedoch ohne eine solche Funktion der Beziehung zu einem derartigen Wesen bereits zueinander in Relationen, weil sie durchgängig ursächlich zusammenhängen. Sie als Daseinsformen und flüssige Bestände besitzen eben die objektive Notwendigkeit und sind auch logisch, weil die Natur als der Inbegriff aller Formen und Inhalte das Logische als integrierenden Bestandteil in sich birgt. Zu ihnen gehört aber auch unser Organismus als ein Teil des erfahrbaren Seins, als seiner Art und Wesenheit nach ein und dasselbe wie die Welt, und zugleich als organisierte Einheit von Leib und Seele. Er ist daher den Wirkungen jener realen Dinge ausgesetzt und wirkt als ein tätig-leidendes Wesen seinerseits auf sie mit völlig objektiver Notwendigkeit. Als Repräsentant dieser letzteren erscheint dann in unserem Organismus fragmentarisch an bestimmten Stellen und in kurzen Assoziationsreihen eine subjektive Notwendigkeit der Verknüpfung von Sukzessionen unseres Vorstellungsablaufes; diese subjektive Notwendigkeit ist erst das Gesetz oder die objektive Regel, die als solche wir nur auf Grund einer wiederum subjektiv notwendigen bzw. einer

Regel unterworfenen Verbindung von Vorstellungen mit anderen Vorstellungen oder Wahrnehmungen erkennen können. Nur insoweit also wird das Objekt oder der Gegenstand erst zum „Gesetz“; ein solches ist es aber als erfahrbares Ding, in dessen wirklichem, ganz und gar noch extramentalem Dasein, das noch nicht transzendental, bewusst oder gedanklich bezogen worden ist, noch keineswegs; ohne jene gedankliche Beziehung ist eben das Ding der möglichen Erfahrung erst nur objektiv notwendig, kann es nicht anders sein, als es ist und ist allein durch seine Existenz schon notwendig bedingt. All das ergibt sich aus dem durchgängigen Naturzusammenhang und liegt übrigens in der Bezeichnung eines solchen erfahrbaren Dinges als eines „Gegenstandes“ bereits selber eingeschlossen; denn zum Objekt oder „Gegenstand“ wird ein Ding erst mittels seiner Beziehung zu einem bewussten, denkenden und beziehenden Wesen, das sich ihm gegenüberstellt oder dem bewusst es gegenübersteht und zur gedanklichen oder bewussten Beziehung wird. Auch hieraus wird ersichtlich, dass das Gesetz selber nur ein Grundsatz der Modalität und daher subjektiv ist; ein Grundsatz, der erst mittels eines solchen mit der Funktion der bewussten Beziehung begabten Wesens zustande kommt und zwar dadurch, dass dieses in Beziehung tritt zu der objektiven Notwendigkeit der realen Natur, als der Gesamtheit der realen konkreten Dinge in ihrem kausalen lückenlosen Zusammenhange. Denn nur der Mensch kennt Gesetze, die Natur ist und birgt nur objektive Notwendigkeit, die mit der Möglichkeit die Wirklichkeit synthetisiert. Gesetze sind nur Vorstellungen, die Menschen sich von jener objektiven, dinglichen und dynamisch aufeinander gegenseitig wirkenden Notwendigkeit der Natur machen. Notwendigkeit ist Nicht-anders-sein-können, das als Notwendigkeit der wirklichen und wirkenden Tatsache im „Gesetz“ subjektiv festgestellt wird bzw. als „Gesetz“ sich uns repräsentiert. Aehnliches gilt von der Regel, die als objektive Regel gleichzeitig selber „Gesetz“ ist. Hat aber die Psychologie die Aufgabe der objektivierenden Wissenschaft, wie sie sie tatsächlich in letzter Hinsicht hat und haben muss, so kann sie diese Aufgabe gemäss den Grundsätzen des kritischen Idealismus Natorps und dessen Schule noch weniger lösen, als er nicht einmal die Aufgabe der Naturwissenschaft mit ihnen zur Lösung bringen, sondern ihr nur den falschen Schein einer objektiven Erkenntnis verleihen kann. Denn die Naturwissenschaft erstreckt sich nicht auf Gedankendinge, auf Begriffe oder auf die bloss in unserem Bewusstsein repräsentierten realen, erfahrenen Dinge bzw. Objekte, sondern auf diese als erfahrbare selber in deren sich äusserndem, stets fliessendem, extramentalem Dasein, in dessen Konkreszenz, Tatsächlichkeit und Wirkung. Von diesem Dasein erklärte uns Kant am angegebenen Orte selber, dass es bzw. sein Charakter nie und nimmer in der Abstraktion oder in blossen Begriffen angetroffen werden kann. Allein der kritische Idealismus Natorps trifft jenes Dasein selbst auch nur in der Abstraktion mittels des blossen Begriffes, weil ihm alles sogleich Bewusstsein, Vorstellung, Empfindung alles eben nur Begriff ist. Die Welt ist für ihn ausschliesslich Denken und selbst in ihrer erst möglichen Erfahrung und wirklichen Aeusserung nur Gedankending und Abstraktion. Das aber ist und heisst nichts anderes tun und propagieren als: Subjektivität im strengsten Sinne. Die wahre Objektivität, auf der die Naturwissenschaft allein basiert und die sie nur dadurch erreicht, dass sie die von ihr ermittelten objektiv notwendigen kausalen Beziehungen nicht etwa auf unsere subjektiven Wahrnehmungsbilder, sondern auf die von unserem Bewusstsein unabhängigen realen, konkreten und erfahrbaren Dinge als die realen und wirkenden Korrelate

jener „Bilder" bezieht, kann daher auch für Natorp nur eine Illusion und unerreichbar sein; sie muss letzthin von ihm sogar geleugnet werden oder aber im günstigsten Falle in eine blosse Einsicht in die Natur der Subjektivität sich wandeln. Dies schon deswegen, weil für Natorp und die Idealisten im ganzen der Terminus „Objektivität" nur eine von der Subjektivität begrifflich verschiedene Seite der immanenten Vorstellung ist, während sie, richtig aufgefasst, nur Dinglichkeit, Sachlichkeit, durchgängige zusammenhängende Wirkung von Dingen und Begebenheiten bedeutet und ist. Für den kritischen Idealismus nimmt daher auch zum Beispiel die Anziehung zweier Körper nicht etwa gemäss deren Entfernung als Körper von einander ab oder zu, sondern nur nach dem quadratischen Verhältnisse der Entfernung der blossen Begriffe jener realen, erfahrbaren und konkreten Dinge bzw. Körper. Hierbei will ich jedoch, um jedem Missverständnisse vorzubeugen, ausdrücklich hervorheben, dass die „Dinge" oder „Körper" nur deshalb konkrete sind, weil sie viele Bestimmungen in sich zusammenfassen, weil sie Einheiten des Mannigfaltigen darstellen, d. h. nicht etwa feste, sondern flüssige Bestände sind, gewordene Formen im Flusse der Bewegung des „Seins" als „Werdens". Gerade dieses Fliessen der „Dinge" macht sie zu erfahrbaren, weil sie mit ihren Mannigfaltigkeiten in unser Bewusstsein eben mittels jenes Fliessens als dynamische hineinragen. Indessen nehmen wir einmal an, der kritische Idealismus Natorps würde mit seinen Grundsätzen die Objektivität dennoch erreichen und darstellen können und nicht deren blossen falschen Schein. In dieser Annahme lassen wir auch die ferneren Auseinandersetzungen Natorps für das gelten, was sie in Wirklichkeit gar nicht ausdrücken können, aber bei unseren realistischen Grundanschauungen und naturwissenschaftlichen Vorbedingungen recht trefflich darstellen. Wir räumen ihm gern ein, dass der Gegenstand Gesetz ist, d. h. in unserem Denken sich als eine Notwendigkeit der erfahrbaren, objektiven, wirklichen Tatsache repräsentiert und von uns in dieser Art als Gesetz festgestellt wird, und gestehen ferner zu, dass für ihn nicht weniger als für uns, bei aller noch so weit durchgeführten wirklichen Objektivierung, nicht etwa der vermeintlichen Natorps, die Frage nach dem Leben als der letzten erfüllten Wirklichkeit nur mittels Vergleichung in seiner Konkretheit lösbar ist; da diese Aufgabe, wie leicht ersichtlich, nur im Fortschreiten von Bestimmung zu Bestimmung gelöst werden kann, so ist sie für die Wissenschaft unendlich und nie ausschöpfbar. Stets bleibt hier bei aller noch so exakten wissenschaftlichen Bestimmung ein Restbestand, welcher nicht mehr der Naturwissenschaft als solcher, sondern der Psychologie, als der Wissenschaft von dem Subjektiven, anheimfällt. In diesem Rest betont aber gerade sich das eigentliche Leben in seiner vollen gedanklichen Beziehung; in ihm ist das eigentliche Gedankliche, die volle Abstraktion und dasjenige von dem in eine Beziehung zu einem Verstandeswesen Getretenen enthalten, welches dessen volle Subjektivität und eigentliche Psyche ausmacht. Aus deren Bezüglichkeit, aus der Gesetzlichkeit des Innenbezugs auf sich als erlebendes Subjekt aber kann kein denkendes Lebewesen heraustreten, ohne sich damit selber sogleich zu verlieren. Auf diesen Restbestand verzichtet nun die Naturwissenschaft als die Wissenschaft des Objektiven κατ' ἐξοχήν und bei dessen Darstellung geflissentlich, wenn sie ihn verständiger Weise auch nicht leugnet oder leugnen darf. Er bleibt der Psychologie vorbehalten, die sich daher mit den in ihm enthaltenen Empfindungsqualitäten, d. h. mit der Tätigkeit (Art) und dem Inhalt der Empfindung, mit der Lust, dem Schmerz, dem Streben, Fühlen und Denken beschäftigt und dieses Subjektive oder „Anonyme" zur Erkenntnis bringen und objektivieren will. Nicht das volle Dasein der

Lebewesen, sondern nur eine bestimmte Art desselben, das aus ihm und zu ihm Bezogene bildet sonach das eigentliche Objekt der Psychologie. Diese Art der Objektivierung kann auch der ganzen Anlage der Psychologie zufolge, die eine Wissenschaft vom Seelischen, vom Subjekt ist, immer nur eine auf ein weiteres „Etwas“ hinweisende sein, das zu seiner Erforschung und Erkennung wieder der Hilfe der Naturwissenschaft bedarf, immer wieder von neuem Fragen aufwirft und Probleme zur Lösung stellt. Sonach ist es auch nur ein relativ eingeengtes, abgegrenztes Gebiet, das der Psychologie als solcher zur Erforschung geboten wird und die Sphäre der gedanklichen bewussten Beziehungen einschliesst, das aber als integrierender Bestandteil des Lebens zugleich der Naturwissenschaft als solcher zugehört und nur auch künstlich von ihr gesondert werden kann. Um so mehr künstlich, als die Lebewesen und unter ihnen der Mensch doch nur Naturobjekte und Teile des erfahrbaren Seins oder der „möglichen Erfahrung“ sind und zu ihm gehören wie Wellental und Wellenberg zu der einheitlichen und selben Welle. Für das Leben und dessen Vertreter kommt infolge dieser stetigen Korrelation und tatsächlich gar nicht trennbaren Einheit stets der Goethe'sche Spruch zu seiner vollen Geltung und zu seinem Rechte:

„Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Aussen noch das Innen,
Allen muss das Ganze geben,
Um mit Euch und mir zu hausen.“

Mit den blossen freien oder unfreien Systemen oder Objekten, mit deren anorganischer, organischer, chemischer, anatomischer und physiologischer Konstitution beschäftigen sich die Naturwissenschaften; insoweit jene Systeme aber zugleich belebte oder lebende freie bzw. unfreie sind, die ihre Beziehungen zueinander und sich selber darin haben, dass sie sie erleben, empfinden, bemerken, fühlen, wissen und überdenken, werden sie zu Objekten der Psychologie, als der Wissenschaft von den bemerkten Beziehungen schlechthin oder von dem Bewussten, Gedanklichen als solchem, kurz als der Wissenschaft vom unmittelbar Erlebten. Natorp bezweifelt hier, dass die herrschende Psychologie auf den von ihr bisher eingeschlagenen Wegen jemals diese Beziehungen als solche, d. h. „die Subjektivität als solche“ erfassen könne. Er behauptet, die heutige Psychologie entkleide mit ihrem bisherigen Verfahren das Subjektive seines Charakters, eben der Subjektivität; sie könne daher auch nie zur Subjektivität gelangen, die doch eigentlich ihre eigentliche Aufgabe bilde und ihr wesentliches Ziel sei. Zunächst ist nicht verständlich, weshalb hierbei gerade die Psychologie zumal mit den Grundsätzen ihrer heutigen Vertreter, die meist halbe Idealisten und Spiritualisten sind, nicht zur Darstellung ihres „Subjektiven“ solle gelangen können, während die Naturwissenschaft sogar trotz und mit den Voraussetzungen des kritischen Idealismus Natorps und seiner Schule das allerdings nur für diese mit ihren Grundsätzen Subjektive sollte objektivieren können. Denn das von dieser Richtung des Idealismus mit „reiner Anschauung“, „reinem Begriff“ usw. Bezeichnete, das immanent Objektive bedeutet doch nur etwas in der Sphäre des Bewusstseins Belegenes, etwas Vorgestelltes, insofern es Inhalt des Bewusstseins, des Denkens ist. Und sonach kann dieses „Objektive“ im letzten Grunde auch nur ein Subjektives sein! Beide Disziplinen bleiben und können doch nach dem kritischen Idealismus Natorps stets in nur subjektiven sc. immanent objektiven Beziehungen bleiben. Und trotzdem soll zwar die eine, und gerade die mit dem Subjekt ausschliesslich sich beschäftigende, die Psychologie, ihr Ziel hierbei nie erreichen können, die Natur-

wissenschaften aber stets. Hier muss ein Fehlschluss und die Handhabe vorliegen, mittels welcher man entweder vielleicht die heutige Psychologie oder vielleicht gar den kritischen Idealismus Natorps selber ad absurdum führen kann.

II.

„Anders als im Rückgang von irgend einer Art und Stufe der Objektivierung kann das Subjektive als solches nicht zum Begriff gebracht werden", erklärt uns Natorp. Das heisst also: Die Vorstellung z. B. kann nur begreiflich gemacht werden durch Rückgang auf die Anschauung, diese wieder nur durch Zurückgreifen auf die Empfindung und wieder die Empfindung durch Rückgang auf, ja worauf denn nur? Doch lassen wir das letztere vorläufig noch beiseite. Der Unterschied zwischen Natorp und den kritischen Realisten liegt eben darin, dass er der Ansicht ist, das Dingliche sei stets nur im Bewusstsein, nur in Beziehung zu diesem, das allerdings die Beziehung schlechthin und gleichsam in Substanz ist. Der kritische Realist kann jene Ansicht jedoch nicht gelten lassen, weil neben der bearbeiteten (wissenschaftlichen) Erfahrung es noch unbearbeitete gewöhnliche und auch eine mögliche Erfahrung gibt. Er, als Realist, lässt die Existenz oder das „Dingliche" in dessen voller Konkretheit, in der Aeusserung von dessen in steter Bewegung und dauerndem Flusse befindlichem Dasein ohne jede Beziehung auf ein Bewusstsein oder Denken bestehen, weil es eben und zunächst nur derart, u. z. als ein dynamisches besteht. Für den kritischen Realisten birgt und ist das „Dingliche" die „mögliche Erfahrung" in deren fliessender Aeusserung auf Grund des Identitätssatzes; denn es besteht zunächst ganz und gar und nur nach dem Gesetze der Identität, weil es sich der Begriffsfassung unseres Denkens mit dessen Bestimmung und Schaffenskraft noch gar nicht unterworfen hat, wohl aber die Eigenschaft und Möglichkeit hierfür besitzt. Der Satz des Widerspruches, der in der Sonderung, Vergleichung und Vereinigung jenes an sich „Identischen" in dessen Abstraktion sich bewähren muss, kommt erst mittels des Denkens, mittels des Urteils (Ur-Teilens) an dem „Dinglichen" zur Geltung und zum Ausdruck und muss ihm entgegentreten, um es zu einem „Gegenstand" für uns zu gestalten und damit das Konkrete des Dinglichen, das auch nur deshalb konkret ist, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen und also eine Einheit des Mannigfaltigen darstellt und ist, im Wege des Denkens für uns zu reproduzieren[1]). Schon wenn ich von jenem „Identischen" aussage: „Es ist", habe ich es gar nicht mehr in seiner vollen Identität und Konkretheit, weil ich damit bereits eine seiner vielen Bestimmungen aus ihrer Einheit herausgelöst, weil ich es damit schon zu mir in Beziehung gebracht und an ihm den Satz des Widerspruches bewährt habe. Das „Ding" ist dann gar nicht mehr das Beziehungslose, Konkrete, durch das es ohne jene, wahrlich recht primitive Beziehung der Aussage: „Es ist" charakterisiert wird. Mit dieser bereits ist das Ding zum Objekt oder Gegen-

[1]) Denn das Prinzipium contradictionis ist zwar als das Fundament alles formal Logischen zugleich der Gegensatz und Widerspruch alles Konkreten, aller Existenz als solcher, negiert aber als beziehentliche Gegenüberstellung nicht das Konkrete und löst die Existenz als das ihm Widersprechende nicht etwa in Null auf, sondern bewahrt vielmehr in dem von ihm gezeitigten Resultate den besonderen, wesentlichen Inhalt der von ihm kontradizierten Existenz bzw. des Konkreten. Dadurch wird das Resultat eigentlich bereichert, zumal es die Einheit des Entgegengesetzten und des der Abhebung Unterzogenen in sich birgt und ist. Eine relative Opposition, die zugleich eine Vermittelung ist und dem Denken als Prozess und dynamischem Sein eignet.

stand für mich geworden, zu einer primitivsten Abstraktion; schon damit ist es bereits wissenschaftlich geworden. Mit jener Relation des blossen: „Es ist“ wird das Ding bereits begrifflich, ist es im primitivsten Grade „logisiert“, und zu einer gedanklichen Beziehung geworden. Es ist transzendental für mich geworden, d. h. es ist aus dem flüssigen Bestande seiner Erfahrbarkeit hinausgetreten in meine Beziehung und „Erfahrung“, durch deren bereits vorhandene Faktoren oder Bestandteile es auch erst zu einem wirklich Erfahrenen für mich werden kann und tatsächlich wird. Das ist nur möglich, weil ich selber zum „Sein“ gehöre, dessen Teil bin, der mit dem übrigen Teil des „Seins“ oder vielmehr „Werdens“ in eine Funktionsbeziehung zu treten und sich mit diesem auch gedanklich in die Einheit zu bringen vermag, in der ich als ein integrierender Bestandteil dieses dynamischen „Seins“ tatsächlich und eigentlich nie abtrennbar von diesem stehe. Nur der Form nach und künstlich besteht die Trennung oder bewusste bzw. gedankliche Beziehung des „Seins“ oder des Erfahrbaren vom Erfahrenen. Sie ist ein blosses und gleichsam rechnerisches Hilfsmittel und darf deshalb auch nur als ein solches gewertet werden. Nichts anderes besagt schliesslich das X der „Gleichung der Erkenntnis“ oder das „transzendentale Objekt“ Kants. Natorp und seine Schule lassen aber tatsächlich nur eine solche begriffliche, gedankliche Beziehung und damit dieses bloss rechnerische Hilfsmittel als eine volle Sachlichkeit und Identität gelten, erblicken in der blossen gedanklichen Beziehung bereits und allein die volle Wirklichkeit, die tatsächlich nur erst in dem Erfahrbaren zusammen mit der noch unbearbeiteten und der bereits bearbeiteten Erfahrung liegt, und stützen vornehmlich auf die eine Seite des vorliegenden Verhältnisses zwischen zwei Gliedern ihre Behauptung, dass all und jedes nur Gedanke oder gedankliche Beziehung sei und nichts ohne eine solche oder ohne ein Bewusstsein Existenz habe. Hierbei ist auch anzumerken, dass sie die unbearbeitete Erfahrung, die gewöhnliche Erfahrung des naiven, vor- und unwissenschaftlichen Menschen ganz ausser acht lassen und immer nur von der bearbeiteten, d. h. von der „Wissenschaft“ sprechen. Indessen wird dieser Modus ihres Verfahrens und Denkens bereits durch Kant selber widerlegt, der ein Beispiel anführt, das seine Stellung hierzu trefflich offenbart. Er spricht zum Beispiel (Kr. d. r. V. S. 405) von Sternen, die im Weltraum vielleicht anzutreffen sind, und sagt von ihnen, dass „sie“, wenn sie gleich niemals ein Mensch wahrgenommen hat, oder wahrnehmen wird, „zwar Dinge an sich selbst sind, aber für mich als Gegenstände doch nicht sind“. Hierin liegt doch zweifellos eine Rechtfertigung dessen, was oben ausgeführt wurde und der kritische Realismus behauptet, der den transzendentalen Gegenstand und dessen ihm als positivem Grenzbegriff eignende Fähigkeit den Vorstellungsablauf zu bestimmen zwar anerkennt, aber nicht in diesem doch bloss rechnerischen Hilfsmittel und Gegenstand schon den alleinigen Stoff sieht, den unser Vorstellungsablauf gemäss seiner Sinnlichkeit verarbeitet; dieser Stoff wird ihm eben von den Dingen, als Begriffen von funktionalem Charakter, in ihrer positiven Wirklichkeit und in ihrem extramentalen Dasein tatsächlich erst geboten. Andererseits liegt hierin aber eine Widerlegung des Idealismus Natorps. Allein ganz abgesehen davon, was Kant hierüber auch gemeint haben mag, der ja in vielen seiner Aufstellungen zwischen Idealismus und Realismus hin und herschwankte: Der Weltraum birgt sicherlich Gestirne, die noch gar nicht in unsere gedankliche Beziehung eingetreten sind und vielleicht bei seiner Unermesslichkeit nie in sie eintreten und damit wissenschaftlich werden. Gleichwohl sind diese „Dinge“ bzw. Gestirne von konkreter bzw. konkreszenter Beschaffenheit, bestimmter Wirkung und

wirkendem sich äusserndem Dasein. Sie sind geformte und auch erfahrbare, aber allerdings noch nicht erkannte und begriffene, die jedoch ihr positives wissenschaftliches Sein in sich bergen. Oder war etwa der Neptun vor seiner Entdeckung durch Leverrier und Galle keine Wirklichkeit, hatte er etwa kein konkretes Dasein, das eine Einheit seines Mannigfaltigen war und das in Beziehungen, die völlig ohne unser Denken verliefen, sich in Zeit und Raum äusserte? Sicherlich hatte er Wirklichkeit und Relationen. Nur für uns war er vor jener genialen Errechnung und Auffindung allerdings noch kein „Gegenstand", kein Gedankliches, sondern nur ein Ding schlechthin — ein Ding an sich im Sinne eines Erfahrungsmöglichen. Er war ein solches „Ding in sich" sogar zum grössten Teile, d. h. er war nur transzendentaler Gegenstand und nicht einmal ein solcher in seinem vollen Sinn noch für Bessel, da er für ihn noch kein eigentliches wissenschaftliches Objekt war, kein positives wissenschaftliches Sein besass; gleichwohl hatte dieser bereits 1832 ihn in gedankliche Beziehung zu sich gebracht und mehr als 20 Jahre vor der durch die weitere Verarbeitung dieses noch für ihn nicht völlig wissenschaftlichen Objektes oder X ermöglichten Auffindung des Neptun (am 23. Sept. 1846) darauf aufmerksam gemacht, dass ein noch jenseits der Uranusbahn befindlicher, unbekannter Planet auf die Bahn des Uranus störend einwirke. Angesichts eines solchen glänzenden Beweises und höchsten Triumphes der Naturwissenschaft ferner noch behaupten zu wollen oder zu können, dass Dinge nur als Gedankendinge bestehen, sie nur als Beziehungen zu unserem Bewusstsein existieren, nur als solche ein sich äusserndes, wirkendes Dasein haben und dass jede Beziehung nur als eine bewusste und gedankliche sein kann und gelten darf, bleibt mir unverständlich. Es ist aber, trotz Natorp, auch nicht richtig. Richtig ist nur, dass unser menschliches Bewusstsein nur als Beziehung verständlich ist, weil es nichts anderes als eine Funktion der Beziehung ist, die sich beim Menschen zu einer solchen höchsten Grades ebenso aus den niedrigeren Bewusstseinsgraden mit einer tieferen Art ihres niederen organischen Entwicklungsstufen und -arten eignenden Inhalts entwickelt hat, wie alles andere an und in ihm. Verständlich wird uns allerdings jede Beziehung nur mittels unseres Denkens, das die höchste Stufe von Bewusstsein und Aeusserung geistiger Art sc. Geist selber ist, die wir kennen und anerkennen. Allein die Beziehung ist und wirkt auch ohne unser Bewusstsein, ja sogar ohne das geringste Bewusstsein des Systems, dem sie zugehört und von und an welchem sie vollzogen wird. Beispielsweise bei anorganischen, unbelebten Systemen; oder haben etwa der verwitternde Fels, das versandende Meer eine Empfindung, auch nur primitivsten Grades, von den Beziehungen, die ihre Abbröckelung, ihr Verwittern oder Versanden hervorrufen? Die Beziehungen, die dies verursachen, aber bestehen und werden uns, sobald wir nur auf sie aufmerken, auch recht deutlich, nie jedoch den Systemen, denen sie zugehören.

Die heutigen Psychologen reden allerdings, wie auch Natorp mit Recht rügt, „zu Unrecht von der Transzendenz des Gegenstandes". Sie würden präziser von der Transzendenz des Dinges als solchen, allerdings nicht der des erfahrbaren, reden. Ganz falsch jedoch ist es, von einer „Transzendenz der Gegenständlichkeit jeder Art und Stufe" zu reden, wie sie es tun. Mit diesem Vorwurf gegen sie ist Natorp wieder völlig im Recht; denn man kann doch nicht von einer „Transzendenz der Gegenständlichkeit" — die als Gegenständlichkeit nie transzendent, sondern stets transzendental ist und ganz und gar nicht von der Transzendenz der Gegenständlichkeit jeder Art und Stufe reden; vollends

aber kann man nicht von der Art und Stufe eines absoluten oder eines erst in Erfahrung zu bringenden Dinges, eines Dinges in seiner Konkretheit sprechen; denn da man es doch noch gar nicht kennt, hat man zwar die Möglichkeit es in Erfahrung zu bringen, vorausgesetzt, dass es überhaupt ein Erfahrbares ist; allein man weiss auch nicht das Mindeste von seiner Art und Stufe als eines Erfahrungsmöglichen. Von dieser darf und kann man erst dann sprechen, wenn es zum Gegenstand für unsere Beziehungen geworden ist, es sich zum „Objekt“ für uns gewandelt hat, d. h. transzendental, bewusst oder gedanklich für uns geworden ist. Hat aber mein Denken, meine Funktionsbeziehung zu ihm mich bereits befähigt, es zu qualifizieren und graduieren, so habe ich nicht mehr seine Transzendenz vor mir, auch nicht seine blosse transzendentale Gegenständlichkeit, sondern bereits deren Verarbeitung mittels meiner Erfahrung zur Vorstellung und zum Begriffe. Den Grund für diesen Irrtum der heutigen Psychologie sieht Natorp im folgenden: „Die Beziehung auf den Gegenstand,“ so erklärt er, „ist als solche immer Beziehung, nicht auf ein A, sondern eines A, B usf. auf ein X. Dieses X bestimme ich durch Bekanntes (A, B,...), aber immer mit dem Vorbehalt fernerer, ergänzender und in der Tat nie abschliessender Bestimmung... Zwar auch als X bleibt es meine Setzung, besser Setzung des Bewusstseins.“ „Aber es ist als X gesetzt und nicht als A, das ist der Unterschied...“ Der Gegenstand selbst als der zu bestimmende bleibe immer X... insofern nicht Inhalt. „Der Gegenstand selbst ist immer Problem.“ Seine Ansicht von der der heutigen ihm bekannten Psychologie unterscheide sich auch vor allem darin, dass ebenso wie der Gegenstand nur in und kraft der gedanklichen Beziehung zwischen A und X besteht, auch die Subjektivität nur in und kraft dieser gedanklichen Beziehung besteht.“ Nur sei derselbe Punkt X zwischen den Endpunkten einer Geraden AB anders zu bezeichnen, wenn als Punkt auf dem Wege von A nach B, und wenn auf dem Wege von B nach A betrachtet. „So wenig wie den schlechthin gegebenen Gegenstand, gibt es den schlechthin gegebenen Erlebnisinhalt.“ „Auch das A wird immer wieder zum X, das Gegebene zum Problem.“ Das alles ist im Ganzen recht zutreffend und einleuchtend. Es hat nur einen Fehler. Es ist nichts neues und trifft auch nicht den Kern der ganzen Sachlage, weil Natorp das „Ding an sich“ Kants, insofern als durch dasselbe das „Sein“ in dessen Werden repräsentiert wird und werden kann, d. h. das erfahrbare dynamische Sein nur als eine Negation im Sinne einer puren Verneinung, als einen „negativen Grenzbegriff“ wertet. Ganz abgesehen hiervon aber *setze* ich auch den Gegenstand gar nicht erst, sondern er ist dem Identitätssatz zufolge bereits ebenso da, wie das Ding oder der Sachverhalt bereits da ist und existiert. Das positive X Natorps ist nämlich dem „transzendentalen Gegenstand“ Kants zum Verwechseln ähnlich, und dieser ist bereits auch von Kant selber mit X bezeichnet worden. (K. d. r. V. S. 122.) Auch dieses Kantsche X ist ein Begriff, und zwar in der Art, in welcher ihn Natorp für das „Ding an sich“ Kants durchgehends nur anerkannt: ein negativer Grenzbegriff. Auch das X Kants ist ein „Gegebenes“ und wird als solches immer wieder zum Problem, das weiteren gedanklichen Beziehungen unterliegen muss, damit es mittels bereits zum Begriff gewordener Relationen zu einem Bekannten und Begriffenen herausgearbeitet werden kann. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem „Erlebnisinhalt“, den Natorp durch sein X mit negativem Vorzeichen darstellt und das ihm die Subjektivität, das „Subjektive“ der Psychologie vertreten soll. Allein auch dieses von ihm als (—X) bezeichnete Subjektive ist wieder seinerseits dem „transzendentalen

Subjekt“ Kants sehr ähnlich. Nun leugnen bekanntlich Natorp und seine Schule das „Ding an sich“ als einen positiven Grenzbegriff; es ist ihnen nur ein negativer Grenzbegriff, d. h. ein Nichts und damit ein Unbegriff. Aber auch das transzendentale Objekt, ebenso wie das transzendentale Subjekt müssen für Natorp und dessen Schule ein Unbegriff sein, weil wieder sie doch nur auf das „Ding an sich“ Kants sich beziehen und letzthin geradezu dieses selber sind. Natorp führt indessen trotz alledem ganz unbefangen das transzendentale Objekt und Subjekt, wenn auch in anderer Benennung und gleichsam verschämt mittels seiner (X) und (— X) in die Psychologie ein und sucht sie für deren „Rekonstruktion“ zu verwenden. Er kann auch gar nicht anders vorgehen, denn „Sein“ ist „Sein“, ist „die über die Wissenschaft erhabene Tatsache“, die Voraussetzung alles Beweisens, ist Wirklichkeit als Zusammenfassung oder Synthese von Möglichkeit und Notwendigkeit, und nicht etwa ein blosser Schein oder Nichts. Für dieses „Sein“ in dessen voller Identität funktioneller Begrifflichkeit und Unendlichkeit, für dieses Sein, das erfahren und wissenschaftlich begriffen werden kann, gebraucht eben Kant seinen bekannten Terminus „Ding an sich“ und auf dieses wieder beziehen sich seine weiteren Termini: das „transzendentale Objekt“ und „Subjekt“. Da das „Sein“ sc. das dynamische Sein etwas Positives ist und nicht etwa „Nichts“, so ist es auch als „Ding an sich“ positiv zu bewerten und ebenso die auf dieses sich gedanklich beziehenden Begriffe. Daher sind auch allein mit und in dieser positiven Bewertung transzendentales Objekt und Subjekt aufzufassen und nicht etwa als negative Grenzbegriffe. Auch nur mit dieser Auffassung liesse sich, wenn überhaupt dies angängig wäre, allein Psychologie in der von Natorp beabsichtigten Art schaffen. Natorp gerät aber nicht nur hier schon mit seiner Einführung seiner (+ X) und (— X), sondern auch in seinen darauf gebauten Folgerungen mit dem kritischen Idealismus seiner Schule in Widerspruch. Hierbei sehe ich noch davon ganz ab, dass er in Gefahr gerät den mit dem Monismus des kritischen Idealismus unvereinbaren absoluten Gegensatz von Subjekt und Objekt aufzuheben und eine neue Art von Metaphysik zu lehren, in welcher der logische Existenzbegriff und das Leben bzw. die Existenz als solche nicht mehr im unendlichen Fortgang des Logischen zur Koinzidierung gelangen, sondern irgendwo anders!! Kurz gesagt: durch Natorps Fundierung der Psychologie gerät sogar die logische Grundauffassung vom Wesen der Existenz ins Wanken. Und doch ist gerade dieser Auffassung allein die antimetaphysische Haltung seiner Schule zuzuschreiben. Natorp erklärt uns: „Die Erkenntnis der Subjektivität kann allein im Rückgang von einer gegebenen Stufe der Objektivierung zu den dieser gegenüber niederen Stufen gewonnen werden.“ Die Frage der Psychologie geht nun wie die aller Wissenschaft, auf Vorgänge oder „Erscheinungen“ als solche; die Vorstellung als Erscheinung z. B. bedarf in unserem Bewusstsein der Anschauung, diese wieder der Empfindung im Sinne von Empfindungsakt und -inhalt. Die Empfindung, die Kant bekanntlich auch häufig die „Materie der Anschauung“ nennt, ist die niedere Stufe, zu welcher man zurückgehen muss, um die „gegebene Anschauung“ psycholgisch, d. h. als eine Subjektivität zu erkennen. In bezug auf die Anschauung ist sonach die Empfindung das Objektive oder die „Materie“. Was ist aber wohl für diese selber, sobald sie als „Gegebenes“ oder als gegebene Stufe der Objektivierung“ auftritt, die niedere Stufe, auf welche man zurücktreten muss, damit sie als Subjektivität sich der psychologischen Forschung enthüllen kann? Diese Frage ist für Natorp und seine Schule bzw. seinem kritischen Idealismus mit dessen Grundsätzen unbeantwortbar. Die niedere Stufe, auf welche hier zurückzutreten ist, ist nach Natorp trans-

subjektiv oder transzendent und geht über das Bewusstsein hinaus. Das Bewusstsein aber kann nicht „über seinen Schatten springen“, nicht „über sich selbst“ hinübergreifen und über „das Bewusstsein überhaupt“ hinausgelangen. Allein wird das denn wirklich gefordert? Von Kant jedenfalls nicht. Natorp will doch aber die Empfindung psychologisch erkennen. Er kann dies nur dogmatisch tun, weil er das Hineinragen des „konkreten“ und als Einheit vieler Bestimmungen zusammenfassenden sc. konkreszenten Dinges oder des erfahrbaren „Seins“ in unser Bewusstsein leugnet. Allerdings braucht dieses meines Erachtens als ein formaler Teil des Seins, als die formale Einheit im Ich, als dem mit der Welt unzertrennbar Zusammengehörenden, gar nicht „über sich selbst“ hinausgreifen. Denn das Bewusstsein bleibt im Grunde stets bei allen seinen Aktionen in der Sphäre des Seins sc. des wissenschaftlichen, erfahrbaren Seins, des mit dem Charakter objektiv-notwendiger und allgemeiner Geltung ausgestatteten, das seinerseits durchaus positiv bestimmt ist. Man muss auch hier nur wieder auf Kant zurückgehen, der passiv empfangene Eindrücke als erste Elemente alles Erkennens annimmt und anerkennt, die ihrerseits nicht das Ganze, sondern nur dessen Bestandteile darstellen. Damit wird auch die Empfindung selber als ein nicht Einheitliches oder ein Letztgegebenes, sondern als ein Ergebnis, eine Synthese von „Eindrücken“ auf unser Bewusstsein, auf unsere „Sinnlichkeit“ als das „Vermögen der Rezeptivität“ erkannt und anerkannt. Diese Eindrücke gehen der „Sinnlichkeit“ von den erfahrbaren, in stetem Flusse befindlichen Dingen zu, die mit den Endpunkten ihres Funktionierens oder mittels ihrer verschiedenen Pole in unseren Vorstellungsablauf zwar gleichsam hineinragen, von ihm im grossen und ganzen und im wesentlichen auch noch unabhängig sein können und tatsächlich dies auch sind, aber durch ihr blosses Hineinragen in ihn, durch ihr dynamisches Sein uns bekannt werden können; damit bilden sie die Hebel, die Empfindung nicht nur zu gestalten (synthetisieren), sondern auch als Subjektivität, d. h. psychologisch zu erkennen. Allerdings wird hierbei der „Sinnlichkeit“ nicht allein nur die „Rezeptivität“, sondern auch das eigene Schaffen der „Spontaneität“ zuerkannt. Allein selbst das ist nicht Kant widersprechend, der sich in seiner „Theorie von der Sinnlichkeit“, ebenso nicht weniger Leibniz als Locke annähert, indem er zu den Empfindungen die vom Geiste bzw. Denken gesetzte Einheit hinzukommen lässt, die Selbsttätigkeit aber, entgegen Leibniz, nicht in der Empfindung selbst statuiert, sondern in dem, was aus ihr wird, d. h. in der Anschauung oder in der „Sinnlichkeit“. Hier zeigt eben Kant bereits die grösste Verwandtschaft mit dem Realismus sc. dem kritischen Realismus, nicht etwa mit dem des gemeinen Verstandes, dem naiven. Und hier zeigt sich zugleich für Natorp und seinen kritischen Idealismus der Punkt, an dem sie scheitern müssen, wenn sie nicht anerkennen wollen oder können, dass die erfahrbaren Dinge in dem grossen durchgängigen Zusammenhange der wechselnden Bestimmungen und dynamischen Systeme, der die Welt darstellt und charakterisiert, der deren Dynamik ausmacht, existieren und funktionieren, ohne dass sie zu uns in Beziehung getreten sein brauchen. Denn, wie bereits hervorgehoben wurde, „jedes Bewusstsein ist zwar Beziehung,“ aber nicht jede Beziehung auch sogleich Bewusstsein, wenn sie auch nur durch dieses uns erst verständlich werden kann. Vor allem muss Natorp aber mit seiner „Rekonstruktion der Psychologie“ daran scheitern, dass er den „transzendentalen Gegenstand“ bzw. das „Ding an sich“ Kants nicht als positiven Grenzbegriff gelten lässt, sondern beide völlig negiert.“

Hätte Kant seine „Theorie von der Sinnlichkeit“ weiter ausgebaut,

so wäre er auch sicherlich zu einem kritischen Realisten geworden. Er ist indessen auf halbem Wege hier stehen geblieben, wie dies auch bei unseren heutigen Psychologen der Fall ist, die, als gemeinhin halbe Idealisten oder Spiritualisten, die Empfindung als ein Einfaches, Letztgegebenes gelten lassen und deren Synthese aus elementaren Eindrücken als Elementen aus Teilen der grossen Gesamtsumme der Wirklichkeit vernachlässigen; mittels dieser Elemente gerade, als ihrer verschiedenen Pole, werden die veränderlichen Bestände, die dynamischen Gebilde, welche wir „Dinge" nennen und die diese charakterisieren, zu wissenschaftlich erforschbaren. Mit vollem Recht kann Natorp daher unseren heutigen Psychologen, unter anderem Lipps, den Vorwurf machen, dass sie den „Gegenstand" gleichsam unvermittelt setzen oder vielmehr, dass er in dieser Art bei ihnen vom Bewusstsein „gesetzt" wird. Tatsächlich würde damit das Bewusstsein in eine ihm „transzendente" Welt in ein metaphysisches Sein, das kein „Werden" ist und sein kann, hinübergreifen. Das braucht es indessen einmal gar nicht und dann ist es auch gar nicht seine eigentliche Funktion, wie Lipps meint; auch Natorp hält diesem ferner mit Recht entgegen, dass dies eine Funktion ist, die das Bewusstsein nie zu üben vermag. Seine Funktion der Beziehung zu der nach Lipps Meinung „transzendenten Welt" vollzieht das Bewusstsein eben erst und kann sie nur dann vollziehen, nachdem diese nur fälschlich so genannte „transzendente Welt" bereits zu einer transzendentalen, d. h. bewussten für unser Denken geworden ist; nur wenn diese zu Unrecht „transszendent" genannte Welt mit den Endpunkten ihres Funktionierens in die Welt des Bewusstseins hineinragt, kann dieses jene in sich einbeziehen und begreifen; sonst bleibt sie tatsächlich nur ein Transzendentes, ein Jenseitiges, Metaphysisches, das uns auch nicht das mindeste bietet und angeht. Stets nicht bloss ein Unbekanntes, sondern auch ein Unbegreifliches, das, mag es vom Bewusstsein, aus ihm heraus und aktiv, noch so oft und intensiv „gesetzt" werden wie nur möglich, doch immer unbegriffen, immer statisch und daher ein unlösbares X bleibt und bleiben muss. Denn das Bewusstsein „schafft" nicht den Gegenstand, sondern er als transzendentaler bietet mittels seiner Dynamik ihm sich ohne weiteres dar. Es „webt" den Gegenstand aus dem ihm von den Dingen in Hinsicht ihres funktionalen Seins und konkreten bzw. konkreszenten So-Beschaffenseins und als flüssigen Beständen zukommenden realen Eindrücken, den „ersten Elementen alles Erkennens", die als gedankliche Beziehungen, gleichsam als Symbole der Dinge oder als „transzendentale Gegenstände" in ihm erscheinen und die Empfindung veranlassen. Diese aber ist, je nachdem Individuum, dem sie eignet und das sie empfängt, auch individuell verschieden oder mit einem Nietzscheschen Ausdruck die „Idiosynkrasie" des Individuums. Auch ein „Umdenken" liegt hier nicht etwa vor, wie Lipps weiterhin meint, sondern ein Denken, das sich weiter erstreckt, als dem Dargebotenen oder „Gegebenen" aus ihm selber heraus zunächst scheinbar eignet. Dieses Denken kann auch nur deshalb sich weiter erstrecken, weil es mit seinen bereits in ihm vorhandenen bzw. in ihm aufgehobenen Beziehungen und mit dem von ihm Begriffenen an jenem Dargebotenen sc. „Vorgefundenen" arbeitet bzw. arbeiten kann, weil es ein Denken ist, das durch seine Gegensätzlichkeiten im Ablauf seiner Inhalte sich charakterisiert, indem es die eine Bestimmung setzt, die andere denkt, kurz durch seine Methode, als die dialektische, in welcher alle Glieder eines Inhaltes ebenso Bedingtes wie Bedingendes sind. Das erfahrbare „Sein" und das Erfahrene sc. das Denken sind aber Glieder ein und desselben Inhaltes. Ein solcher Akt des Denkens kann kein „ausserbewusster" sein, sondern ein völlig

einheitlicher, ein nur im Vorstellungsablauf sich vollziehender. Er wird als solcher auch um so eher anerkannt, je mehr man „Objekt und Subjekt“ als eine Einheit erkennt, die ähnlich der organischen Einheit von Geist und Körper ist, je mehr man einsieht, dass alle diese Trennungen nur künstliche Auseinanderreissungen nicht bloss der Einheit von Leib und Seele, sondern auch vornehmlich der Einheit und des Zusammenhanges von Mensch und Welt sind. Das allein auch ist der Sinn dessen, dass Kant den Verstand als Gesetzgeber der Natur erheben konnte, die der Verstand zwar nicht schaffen, aber „machen“, umgestalten kann, weil er in sich selber die Normen birgt, nach denen er dies vermag und die in ihm von der Natur, von dem Inbegriff aller Dinge, dem Ganzen aller Erfahrung und alles Erfahrbaren, von dem unendlichen Komplexe aller in einem gegenseitigen räumlichen Wirkungsverhältnisse stehenden Kausalreihen gleichsam aufgespeichert sind. In diesem Sinne fragt Goethe: „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?“ Und Lichtenberg spricht sich in dem gleichen Sinne dahin aus: „Man kann nicht genug bedenken, dass wir immer nur uns beobachten, wenn wir die Natur und zumal unsere Ordnungen beobachten.“ Die Gesetzlichkeit der Natur das sind wir selber, das ist der Mensch. Mit dieser von Kant bereits vertretenen An- und Einsicht gewönne zugleich die heutige Psychologie festen Boden; sie würde dann auch nicht, wie bei Lipps, über die Erfahrung hinausgehen brauchen und würde wirklich zu einer objektivierenden Wissenschaft, die vor Vorwürfen, wie denen Natorps, geschützt wäre. In der Praxis bewährt sie sich trotz der Einwände Natorps übrigens ganz gut und handelt auch tatsächlich vom „Erlebten“. Allerdings zeigt sie die gleich gute Bewährung noch nicht in ihrer wissenschaftlichen Auffassung von der Einheit mit dem Gegenständlichen, das sie von dem es mit sich in Beziehung setzenden „Ich“ künstlich trennt, weil sie auf Abstraktion, auf Analyse angewiesen ist und das allerdings sich auch nur mittels der Abstraktion künstlich von ihm sondern lässt; gerade dieses irrige Verfahren will unserer heutigen Psychologie Natorp jetzt von neuem zum Bewusstsein bringen; lange vor ihm hätte aber bereits Kant dies mittels seines „transzendentalen Objekts und Subjekts“ sie lehren können, wenn er nur selber diese Begriffe nicht bald als blosse negative Grenzbegriffe, d. h. idealistisch, bald als Positivismen, d. h. realistisch aufgefasst hätte. Unsere Psychologie geht bei ihrem bisherigen Verfahren jedoch im Ganzen durchaus richtig, wenn auch mehr instinktiv, vor; dieser Instinkt ist aber nur die Konsequenz dessen, dass zwar in der Theorie der Mensch, wie jedes Lebewesen überhaupt, sich in Leib und Seele trennen lässt, aber nie und nimmer in der Praxis. Der Mensch als Ganzes steht und stand der heutigen Psychologie als Objekt bei ihrer experimentellen Forschung gegenüber, bei welcher sie durchaus positivistisch denkt und verfährt; daher denn auch ihre richtigen und guten Resultate trotz ihrer falschen Theorien; an den Resultaten selber aber dürfte auch die „Rekonstruktion“ der Psychologie durch Natorp nichts ändern, da sie auch als „rekonstruktive Psychologie“ letzthin nicht anderes oder mehr leisten könnte, als die bisherige. Natorps X mit dem negativen Vorzeichen muss doch erst zu einem X mit positivem Vorzeichen sich wandeln, damit überhaupt nur eine „Objektivierung“ zustande kommen kann. Das will besagen, dass „das transzendentale Subjekt“ durch die es als formales Ganzes zusammenfassenden Akte seines formalen Denkens, Strebens, Vorstellens, Empfindens und Fühlens hindurch auf die mit und in ihnen mehr oder weniger innig verknüpften und zusammenhängenden physiologischen Substrate zurückgeführt werden muss; diese wieder sind aber ihrerseits Objekte

der Naturwissenschaft und bedürfen zu ihrer Erkenntnis, dass sie auch ihrerseits sich zu dem „transzendentalen Gegenstande“ oder dem diesem ähnlichen positiven X von Natorp wandeln. Die Psychologie hat also im Gegensatz zu den Naturwissenschaften einen komplizierteren Weg zu nehmen, der sogleich ihre schwierige Stellung in der Reihe der wissenschaftlichen Disziplinen als objektivierender erklärt und ebenso ihr Ziel, die Objektivierung des Subjektiven als solchen, verhüllt und dessen Erreichen erschwert. Hieraus geht ferner hervor, dass selbst Fühlen, Empfinden, Begehren und Streben Beziehungsarten darstellen, die unvermerkt und gleichsam automatisch oder nur mittelbar bewusst sich vollziehen, und dass das Denken als die über alle anderen bewussten Beziehungen hinausgreifende, höchste bewusste Art von Beziehung, das ist selbst als Geist gefasst nicht allein für sich ausreicht, um alle seelischen Vorgänge im Menschen oder einem anderen Lebewesen bislang schon restlos zu erklären. Das Denken sc. das aktuelle Denken ist eben nicht die ganze Welt. Noch weniger das logische Denken oder die Logik als solche und für sich allein, wie Natorp und mit ihm seine Schule und alle Neukantianer dies annehmen. Denn wenn auch zugegeben werden muss, dass alle Dinge wirklich so sein müssen, wie sie von vornherein von uns gedacht werden, eine Folge dessen, dass unser Denken gleichfalls zu der einen Welt gehört, in der wir stehen, die wir allein nur kennen und zu welcher auch die Dinge gehören, die den allgemeinen Charakter der Begriffe tragen; wenn sonach auch jenes zuzugestehen ist, so liegt darin noch keineswegs eingeschlossen, dass, die alles zum blossen Begriff machen, oder auf den Schluss zuspitzen, damit nicht weniger im Unrecht sind, als die, welche alles mit dem gewöhnlichen Verstande oder naiv erfassen zu können vermeinen. „Die Welt wird“ zwar, wie Schelling dies einmal ausspricht, „gleichsam in den Netzen des Verstandes oder der Vernunft gefangen“. Allein ein recht grosser Teil bleibt noch ausserhalb und unberührt von diesen Netzen, vielleicht gar der grössere, der uns so lange auch nichts angeht, als er nicht zu einem erfahrungsmöglichen, wissenschaftlichen Bestandteil, zu einem „Sein“ sc. positiven Sein für die Funktionsbeziehungen unseres Bewusstseins sich gestaltet hat, zu einem solchen erfahrbaren „Sein“ werden kann, oder ein solches „Werden“, d. h. ein durchgehend zusammengehöriger Komplex von Wirkungssystemen ist. Wenn Natorp ferner erklärt: „dass dieselbe Erscheinung das eine Mal nach ihrem Objektivitätscharakter, als Darstellung des Gegenstandes auf bestimmter Stufe, das andere Mal nach ihrem Subjektivitätscharakter als Moment des Erlebens eines bestimmten Subjekts ins Auge gefasst wird“ — „Subjektivität und Objektivität sind zueinander reziprok wie Berg und Tal, oder wie Rechts und Links“, — so ist dies zwar richtig und auch der spinozistischen Lehre von der Einheit von Geist und Körper scheinbar ähnlich; allein Spinoza knüpft sowohl die Erkenntnis dieser Einheit als auch die der Seele an die vorherige Erforschung und Erkenntnis des menschlichen Körpers (cf. Lehrsatz 13, Ethik II). Natorp aber verwirft geradezu ein derartiges Verfahren und tadelt die heutige Psychologie wegen desselben, da es nur irreführe und sie von ihrem Wege und Ziele der Objektivierung des Subjektiven ablenke, „nur die Subjektivität tot schlage, um sie zu sezieren, und damit der falschen Meinung Raum gebe in dem Sektionsbefund das Leben aufgezeigt zu haben.“ Gerade dies will Natorp mittels seiner „Rekonstruktion“ der Psychologie vermieden wissen. Allein er könnte dies mit ihr nur dann vielleicht erreichen, wenn er in sie den Kantischen „transzendentalen Gegenstand“ in dessen voller positiver Bedeutung und

Bestimmung unverhüllt aufnähme und nicht statt dessen seine blossen X mit den verschiedenen Vorzeichen gleichsam verschämt und ohne weitere positive Beziehung einführte. Allein selbst wenn Natorp das Kantische transzendentale Objekt bzw. Subjekt in ihrer positiven Bedeutung einführte und nicht seine blossen Zeichen (X), so würde er selbst mit jener Einführung noch nicht den falschen Schein von Objektivität vermeiden, dem er jetzt unbedingt unterliegt; selbst der von ihm sonst gefürchteten Metaphysik würde N. damit und mit seinen X nicht einmal entgehen; denn da in jedem Falle das Seelische durch eine Gegenstellung gegen alle Objektivität des Wertes begrifflich gemacht werden soll, so ist unausbleiblich, dass damit zwei Existenzarten aufgestellt werden: Eine Sphäre des Lebens und Seins und eine andere Sphäre des Geltens! Hätte sonach Natorp damit tatsächlich erst die heutige Psychologie auf dem rechten Weg zur Objektivierung des Subjektiven als solchen führen können, so hätte er uns damit noch lange nicht gezeigt, wie dem Dilemma der Metaphysik zu entgehen wäre. Mit seinen Grundsätzen jedoch vermag er dies alles bisher nur dogmatisch zu vollziehen. Seine „rekonstruktive“ Psychologie muss daher ein verunglücktes Unternehmen bleiben. Natorp logisiert ohne die Hinzunahme des Kantischen transzendentalen Subjekts und Objekts in deren vollem Positivismus und bestimmter Relation nur alles und jedes, schlägt alles sogleich in Begriffe, weil er die zum Logos, zur Wissenschaft des „Seins“ erst führenden niederen Stufen nicht genügend berücksichtigt, indem er die ersten Elemente allen Erkennens, die passiv empfangenen Eindrücke der flüssigen Bestände der „Dinge“ auf unseren Vorstellungsablauf gänzlich leugnet; mittels deren Berücksichtigung allein kann aber erst eine wirklich objektive Erkenntnis gewonnen werden, und nicht bloss wie bei Natorps Grundanschauungen und Annahmen dies anders auch nicht möglich ist, seine vermeintliche und nur scheinbare „Objektivität“.

III.

Eine fernere Ansicht über Natorps „rekonstruktive“ Psychologie geht dahin, dass in ihr der „Unterschied des Beziehungs- und Vergleichungssinnes“ etwa analog der Verschiedenheit der Untersuchungsrichtung von Mach sei. Auch das ist nicht zutreffend. Allerdings fasst die Machsche Untersuchungsrichtung ein und denselben Stoff je nach der Stellung des Untersuchers zu ihm einmal als physischen, das andere Mal als psychischen auf. Eine Farbe z. B. kann hiernach als physisch oder „Gegenstand“ der Empfindung betrachtet werden, wenn die Untersuchung auf die Abhängigkeit der untersuchten Farbe von anderen Farben gerichtet ist, als psychologisch oder als Akt bzw. Inhalt der Empfindung jedoch, wenn der Untersucher auf ihre Abhängigkeit von seiner Netzhaut achtet. Der Schwerpunkt liegt hier also in dem Untersucher, der den Akt vollzieht, während er bei Natorp auf dem Vorgang als solchem, ohne jede Rücksicht auf den Untersucher, ruht. Dieser Prozess ist sonach für Natorp nur ein Gegensatz zweier Beziehungen und kann tatsächlich nur als zwei verschiedene Richtungen des Erkenntnisweges aufgefasst werden, völlig unabhängig vom Untersucher selber. Er stellt sich daher bei Natorp je nach der Richtung seiner, wie wir verschiedentlich gezeigt haben, nur vermeintlichen, nicht tatsächlichen Stufe der Objektivität das eine Mal als positiver, das andere Mal als negativer dar. Mach zerlegt auch bekanntlich die Erscheinungen der Elemente, die ihm, sofern sie mit dem Subjekt verbunden und durch dasselbe bedingt sind, „psychische Elemente“ oder „Empfindungen“ sind, oder vielmehr nur heissen, sonst aber für ihn physische

Elemente, und auch im ersten Falle mit diesen identische, bleiben. Für Mach ist daher auch das Ich selbst ein Komplex von Elementen. Das Mach'sche Ich wird durch die Weltelemente als psychische konstituiert, wie der zu ihm gehörige Körper und die physischen Dinge des Weltzusammenhanges ihrerseits durch physische Elemente oder „Weltelemente" schlechthin. Das Machsche Ich ist aber selber eine erst nachkommende Vorstellung, die dadurch sich bildet, dass der Elementenkomplex einer zähen Masse vergleichbar ist, in welcher ein Punkt durch seinen stärkeren Zusammenhang in ihr hervortritt. In diesem Punkte des Elementenkomplexes der Welt stellt eben das Ich sich dar, das damit bei Mach eigentlich ausgeschaltet ist. Bei Natorp ist zwar das Ich letzthin ein Einheitsbezug aller seiner zu ihm gehörigen psychischen Vorgänge, aber Natorps (X) mit dem negativen Vorzeichen schwankt hierbei hin und her, ist bald Empfindung, bald Fühlen, bald Vorstellung, bald das Denken selber auf dessen höchster Stufe. Hierdurch unterscheidet sich Natorps (— X) noch weiterhin von dem transzendentalen Subjekt, mit welchem Terminus bei Kant das Ich als die formale Zusammenfassung aller seelischen Akte, als das denkende Ich oder die „Seele" verstanden wird und das für Kant nur ein Teilbewusstsein des „Bewusstseins überhaupt" ist. Das Natorpsche (X) mit negativem Vorzeichen soll allerdings auch ein solches Teilbewusstsein sein; es unterscheidet sich aber einmal von dem Machschen Elementenkomplex oder der diesem nachfolgenden Ichvorstellung durch seine Richtung auf die Vorgänge als solche, während das „Machsche Ich" sich auf seine eigene Tätigkeit als eines Untersuchers richtet. Von dem transzendentalen Subjekt Kants aber unterscheidet sich das (— X) Natorps wieder durch sein Hin- und Herschwanken zwischen den einzelnen seelischen Vorgängen, hierin gleich dem Funken auf der verglimmenden Asche (cf. Vergleich seiner Stufenreihe der Subjektivierung mit demselben Punkt X zwischen den Endpunkten einer Geraden A B). Mach ist eben Psychologist und Phänomenalist, Natorp durch und durch Logiker. Muss schon deswegen die Machsche Verschiedenheit der Untersuchungsrichtung ganz etwas anderes sein, als der „Unterschied des Beziehungs- und Vergleichungssinnes" bei Natorp, als dessen doppelseitige Betrachtung, so ist sie es vor allem deshalb, weil Natorp unter „Sinn" hier ganz etwas anderes versteht und mit ihm beabsichtigt, als man zunächst geneigt ist, darunter zu verstehen. Er will damit nur den „Sinn" nach Analogie der mathematischen Bedeutung des „Sinnes" bezeichnen, „die ihren Ausdruck in den Vorzeichen (des Plus und Minus) hat". Er will ferner damit die Erscheinung selbst und als solche unterscheiden von ihrer Erscheinung für ein Bewusstsein und von ihrer Erscheinung als Erscheinung des Gegenstandes.

Nicht weiter braucht erörtert zu werden, dass die Machsche verschiedene Untersuchungsrichtung sich von dem transzendentalen Objekt und Subjekt Kants himmelweit unterscheidet. Bei jener ist der Unterschied des Ortes, von dem aus der Akt für den Untersucher sich vollzieht, bei dem Kantischen transzendentalen Objekt und Subjekt aber kann nur der völlig einheitliche Vorgang selbst und sein Inhalt das Richtung- und Massgebende sein. Die heutigen Psychologen glauben allerdings Psychologie und Naturwissenschaft dadurch voneinander differenzieren zu können, dass sie das in beiden Betrachtete voneinander trennen, den Gegenstand von dem Erlebnis und Inhalt und wieder diesen von dem Akt der Tätigkeit. Das ist jedoch, wie bereits gesagt, eine künstliche Trennung, die z. B. auch Oesterreichs inhaltreiche Schrift: „Die Phänomenologie des Ich und ihre Grundprobleme" schon im Konzept verdirbt. Denn Oesterreich

trennt hier die Akte des Empfindens, Wahrnehmens, Vorstellens und Denkens von deren Inhalten und will beide streng voneinander unterschieden wissen. Gefühl und Wille machen für Oesterreich das Ich aus; das Seelenleben soll allein in dessen Tätigkeit zum Unterschiede von dessen Inhalten gefunden werden. Haben Oesterreich und mit ihm viele andere Psychologen hierbei auch Kant vergessen, der den Unterschied bereits in die Richtung des völlig einheitlichen Vorganges verlegt hatte, so wird er nicht weniger von der Schule Natorps und diesem selber wieder vergessen; denn wenn Natorp auch die prinzipielle Zweiheit von Akt und Inhalt leugnet, so leugnet er doch seinerseits wieder die Anschauung, die „Sinnlichkeit“ und lässt das „Ding an sich“ im Sinne eines Repräsentanten für die gesamten Zusammenhänge der wechselnden Bestimmungen der Welt als unserer ganzen bearbeiteten und unbearbeiteten bzw. möglichen Erfahrung und somit als positiven Grenzbegriff nicht gelten. Natorp und seine Schule glauben eben alles sogleich in Begriffe schlagen und logisieren zu können, Wenn Natorp sich jetzt veranlasst sieht sein X mit dem positiven und negativen Vorzeichen in die Psychologie einzuführen und diese damit zu „rekonstruieren“, so ist auch dies die Folge jenes Leugnens. Er müsste in voller Konsequenz auch das „Ding an sich“ Kants als positiven Grenzbegriff und als Ausdruck für die gesamten Dinge in ihrer Bewegung, als veränderlicher nicht etwa fester, zugleich aber auch erfahrungsmöglicher und erforschbarer Bestände auffassen, die als solche behufs ihrer Erforschung transzendental werden und in die Gleichung der Erkenntnis auch eingehen können. Allein damit würde er auch nicht fürderhin den in Kant bereits zum Durchbruch gelangten kritischen Realismus ignorieren können. Im anderen Falle bleibt seine „Rekonstruktion der Psychologie“ ein Versuch mit untauglichen Mitteln.

IV.

Hat aber wirklich die heutige Psychologie mit ihrem Verfahren unrecht, das sie bisher in praxi und instinktiv völlig richtig übte? Meines Erachtens nicht! Sie hat ausserordentliche Fortschritte gemacht trotz und vor Natorp. Erst neuerdings hat Hugo Münsterberg in seiner „Psychologie und Wirschaftsleben“ (Ambr. Barth, Leipzig 1912, cf. auch das 1914 erschienene Werk von M.: „Psychotechnik“, das einen guten Ueberblick über die weiten Anwendungsgebiete der Psychologie gibt) bewiesen, dass die Wissenschaft von dem Subjektiven in der Art, wie sie von den Experimentalpsychologen betrieben wird, zu ausserordentlich guten und brauchbaren Resultaten führt. So stellte Münsterberg an einer Anordnung von Kartenblättern mit Linien und Zahlen die Fähigkeit von Strassenbahnwagenführern fest, Unglücksfälle in schwierigen Situationen zu vermeiden. Die Resultate seiner Untersuchungen stimmten mit den Erfahrungen der Verwaltung über die tatsächlichen Leistungen solcher Führer überein. Aehnlich verhielt es sich mit jungen Mädchen im Telephondienst. Die Arbeitsleistungen von Maurern konnten durch Aenderung von deren Bewegungen (Einlagen von Pausen unter Berücksichtigung der Einübung und des Lernens, der Aufmerksamkeit, Ablenkbarkeit, Ermüdung u. a. m.) in unerwartetem Maße gesteigert werden. Sonach vermag die nach psychologischen Regeln eruierte und ihnen gemäss gestaltete Arbeitsmethode einer Energieverschwendung vorzubeugen. Ein schönes Zeugnis für die heutige Psychologie, die trotz Natorps Einwendungen gegen sie doch wohl auf dem rechten Wege und eine gute sein muss, obwohl sie nur in ihrem dunklen Drange ihn gefunden hat. Das ist nur dadurch erklärbar, weil sie, wie bereits erwähnt, bei ihren Experimenten den ganzen Menschen, d. h.

das „Objektive und Subjektive" in ihm ohne weiteres und stets berücksichtigen muss, weil Geist und Körper sich zwar theoretisch, aber nicht in der Wirklichkeit voneinander trennen lassen. Das mit irgend einer Person angestellte Experiment nimmt eben den Menschen als Ganzes in dessen Empfinden, Wollen, Denken und Handeln, in dessen einheitlicher und gesamter physiologischen und seelischen Verfassung zum Ausgang. Daher denn auch jene Resultate, die mittels der alleinigen und blossen theoretischen Ueberlegungen unserer modernen Psychologie nicht gezeitigt werden könnten, weil diese nur auf einen Teil des Ganzen, nicht auf dieses selber, nicht auf den Menschen in seiner vollen Seelen- und Körperbeschaffenheit, auf seine Einheit von Geist und Körper hinzielen. Nur auch aus dieser abstrahierte psychologische Gesetze sind wirkliche Naturgesetze, und sind dies nicht bloss „ihrer ganzen Intention nach". Hierbei verschlägt es gar nichts, wenn die heutige Psychologie zunächst nur die chemischen Umsetzungen von Nervensubstanzen als solche eruieren und psychische Vorgänge, die mit und in ihnen einhergehen, nur als „verborgene Qualitäten" im Sinne von Subjektivitäten bezeichnen kann. Auch Natorp vermag mit seiner „rekonstruktiven Psychologie", mit seinem Verfahren der Einkreisung uns nicht zu sagen, was diese Subjektivitäten eigentlich sind. Allerdings verspricht seine Methode, wenn sie die realistischen Faktoren Kants in sich aufnähme, die Erkenntnis jener subjektiven „Abhängigen" oder Qualitäten eher vielleicht noch als dies mittels der Methode der heutigen Psychologie geschehen dürfte. Die Dispositionen und Assoziationen zum Beispiel existieren als naturwissenschaftliche Objekte und sind vermittels der Naturwissenchaft bzw. der Hirn- und Nervenphysiologie ganz gut erforscht; allein mit ihren subjektiven Qualitäten ist man bisher zu einem ähnlichen Resultate noch nicht gelangt, weil diese Qualitäten dem „transzendentalen Subjekt", als der blossen Form des Einheitsbezuges aller psychischen Vorgänge insgesamt, als der Form des mit dem Terminus „geistiges Ich" zu bezeichnenden seelischen Gesamtvorganges in unserem Organismus, schon recht nahe kommen. Denn je mehr wir uns von der Empfindung als dem „Material der Anschauung" entfernen, zur Vorstellung, Wahrnehmung und schliesslich zum begrifflichen Denken emporsteigen, desto grösser wird der Anteil der logischen Bearbeitung, desto mehr verflüchtigt sich das „Materiale", das „Stoffliche", das „Objektive" oder „Gegenständliche". Um so schwieriger wird aber auch die Objektivierung der solcher Art gegebenen höheren und höchsten Stufen und die Zurückführung auf ihre demnächst und weiteren niederen. Allein immer sehen wir uns auch auf den relativ kleinen Anteil der „Materie der Anschauung" hingewiesen, die selbst bei dem „transzendentalen Subjekt" oder anders ausgedrückt dem „Ich", als der formalen Bezeichnung für den seelischen Gesamtvorgang und für dessen Inhalt, das ist für die Objekte in unserem Körper, nicht fehlt. Ueberdies ist ja das „transzendentale Subjekt" oder vielmehr die einheitliche Form des Bewusstseins, die doch nur durch ihren Inhalt, die Objekte, erst besteht, immer ebenso Problem und Aufgabe und wirft sich immer wieder von neuem dazu auf, wie schliesslich jedes andere Objekt oder Ding. Transzendentales Subjekt und Objekt sind daher auch nur „Wegweiser", „unendliche ferne Punkte". Das Verdienst Natorps besteht darin, dass er, wenn auch nur wider seine eigenen Grundsätze und gleichsam wider sein Wissen und Willen, darauf aufmerksam gemacht hat, dass diese Kantischen Begriffe für die Wissenschaft überhaupt und vornehmlich für die Psychologie brauchbar werden können, wenn sie nur auch ihre positiven Bestimmungen erhalten; allerdings muss dann aber auch das „Sein" als „Sein"

im Sinne von „Werden“, als wissenschaftliche bzw. positives und als Wirklichkeit anerkannt werden, die Möglichkeit und Notwendigkeit als Komponenten in sich begreift. Auf diese Wirklichkeit beziehen sich dann auch jene Begriffe gedanklich und können ihrerseits das Sein bzw. dessen Wirklichkeit in sich einbeziehen. Die heutige Psychologie muss dem folgen; ihre Methode wird sich dadurch nur vertiefen und eine mehr wissenschaftliche werden können; ob aber ihre Resultate sich davon allzu stark berührt finden, da sie schon heute recht brauchbare und fruchtbringende sind, ist eine andere Frage und wird uns die Zeit selber lehren. Psychologie ist zwar die Lehre, die Wissenschaft des Subjektiven, der Psyche; allein sie kann nur vereint mit der Lehre vom „Objektiven“, mit der Naturwissenschaft etwas Brauchbares leisten und gute Früchte zeitigen. Daher gehört die Psychologie zur Naturwissenschaft als deren integrierender Bestandteil und zwar insoweit als diese sich mit den lebenden Systemen beschäftigt. Aber auch umgekehrt zählt insoweit auch die Naturwissenschaft zur Psychologie. Denn die lebenden Systeme haben ihre Beziehungen zu unbelebten freien und unfreien, deren Aussenkräfte zugleich die inneren jener lebenden höheren bilden; anderenfalls können wieder die vorlebendigen niederen Systeme unter einander aber ihre Relationen ohne jene höheren haben. Die unbelebten Systeme haben aber auch ihre Relationen zu lebenden Systemen ebenso wie diese sie zu anderen lebenden Systemen haben. Ueber alle diese Zusammenhänge, systematischen bzw. intersystematischen Beziehungen und über seine eigenen Funktionen als eines „bewussten Systems“ ins Reine zu kommen, jene durchgehenden Relationen fort und fort zu erforschen ist die immer wieder sich erneuernde Aufgabe des höchsten lebenden Systems, das wir kennen, des Menschen. Allein hierbei kann ihm als eine fernere Mahnung wiederum ein Goethescher Spruch dienen:

„Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei
Es ist was Anonymes dabei.“

Statt „Menschen“ könnte hier ebenso gut „Dinge“ stehen, die wir ja auch nur benennen, gedanklich beziehen oder symbolisieren und denen wir hiermit ihr letztes „Anonymes“ doch nicht entlocken.

Bericht

über die Kriegstagung des Vereins für Psychiatrie

am 21./22. September 1916

und

über die 8. Jahresversammlung der Gesellschaft Deutscher Nervenärzte

am 22./23. September 1916 in München.

Bericht von v. **Stauffenberg**, München.

Es waren im wesentlichen gemeinsame, durch die Not und die Erfahrungen der Zeit aufgedrängte Aufgaben, welche die beiden Gesellschaften zusammenführten und in anregendem gemeinsamen Gedankenaustausch beschäftigten. Während sich die psychiatrische Versammlung mit dem Verhältnis psychotischer und psychoneurotischer Störungen zum Krieg befasste, beherrschte die Neurologentagung das Wesen und die Therapie der im Kriege entstandenen Neurosen. Das hohe Interesse an den aktuellen Gegenständen zeigte sich in

dem sehr zahlreichen Besuch, an dem auch Oesterreicher reichlich vertreten waren, und der sehr regen Beteiligung an der Diskussion.

I.

Eingeleitet wurde die Psychiater-Tagung durch ein klares Referat von **Bonhöffer** (Berlin) über Erfahrungen im Krieg über die Aetiologie psychopathologischer Zustände.

Es gibt keine psychische Erkrankung im Krieg, die nicht auch im Frieden vorkommt; damit ist die Frage der Kriegspsychose erledigt. Trotzdem erheben sich manche Fragen, deren Lösung der Krieg, ein riesiges Experiment für exogene Schädigungen, näher bringen kann. Es ist notwendig, Gesetzmässiges aus Individuellem herauszuheben. Die Hauptpunkte des Referates bilden die Bedeutung der Erschöpfung und der Emotion, beide sind nicht immer scheidbar; die Erschöpfung enthält viele emotionelle Faktoren in sich; häufige Emotionen können Erschöpfung bedingen.

1. Erschöpfung: Erfahrungen an dem grossen Material serbischer Kriegsgefangener. Die besonders hervorstechenden Bilder waren hochgradige Abmagerung, Atrophie, Herzschwäche und Dilatation, auch Oedeme; die Leute oft 2—3 Monate bettlägerig, schon leichte Infekte wirkten häufig letal; die Erholungsschnelligkeit sehr different; Gewichtszunahme nach einem Monat oft nur 2 Pfund, grosse Neigung zu Phlegmonen und Tuberkulose.

Die Auffassung von Brugsch über Erschöpfung, in der Veränderungen der inneren Sekretion, besonders der Nebenniere, herangezogen werden, ist vorläufig nur hypothetisch. Thyreotoxische Störungen sind allerdings häufig; auf solche bezieht Krehl manche Formen von Abmagerung; Uebermüdung und Erschöpfung nicht zu trennen, nur nach der Schnelligkeit der Erholung. Mayerhofer fand bei 80—90% Uebererregbarkeit der Muskeln, die nach Wochen vergeht. Vasomotorische Störungen waren bei den Serben nicht auffallend, solche mehr durch Emotionswirkungen; zuweilen kommen Parästhesien vor. An psychischen Erscheinungen wurden Ermüdungs-Halluzinationen, — analog hypnagogen Halluzinationen wie nach konzentrierter optischer Aufmerksamkeit mit erhaltenem Charakter der subjektiven Täuschung, zuweilen beobachtet. Der psychische Zustand der Eingelieferten wird charakterisiert teils durch Apathie und Schlafbedürfnis, teils durch Euphorie mit Ideenflucht. Die meisten waren nach mehreren Tagen erholt. Sensible und emotionelle Ueberempfindlichkeit oft auch bei solchen, die vorher ganz gesund waren. Die Frage: gibt es eine Erschöpfungs-Psychose, wird vom Referent verneint, auch das Vorkommen der Amentia geleugnet. Manche beschreiben ein Zustandsbild von psychischen Erschöpfungs-Delirien, dabei ist meist eine psychopathische Grundlage gegeben; im ganzen sind die Bilder sehr verschieden. Bei den Serben kam so gut wie keine psychische Störung vor: unter 10 000 Gefangenen wurden nur 5 Psychosen aufgefunden. Von nicht physischen Wirkungen der Erschöpfungen erwähnt der Referent das öftere Positivwerden der Wassermannschen Reaktion, was auch Weygandt und Steiner erwähnen; leichtere Fixierung der Lues auf das Nervensystem, zuweilen nach 18—25 Jahre zurückliegender Infektion. Unter den Epileptikern wurde auch besonders häufig Lues festgestellt. Entgegen der Behauptung aus dem japanischen Krieg und Knoblauchs Angabe hat Referent bei Paralyse keine Verkürzung der Inkubationsdauer gegenüber dem Friedensmaterial beobachtet.

2. Emotionen: Hier kommt im Referat zunächst die plötzliche Schreckemotion mit Alteration des Vasomotoriums. Todesfälle wurden nicht beobachtet. Die unmittelbare Folge wenig einheitlich. Häufig ist völliges

Sistieren der emotionellen Regungen, eine Art apathischer Stupor (Stransky), aufzufassen als psychische Selbstsicherung (Hoche). Daraus resultiert die Unlösbarkeit von Affekten und Vorstellungen. Solche Abspaltungen möglich durch plötzlichen Schok; ähnliche Sejunktion der Affekte zuweilen auch bei den psychoneurotischen Störungen.

Hinweis auf die Eigenbeobachtung von Belz und Stransky: ersterer war eine Stunde nach dem Schock wieder tätig — letzterer fühlte eine starke Steigerung der Emotivität nach anfänglicher emotioneller Stumpfheit; in der Zeit unmittelbar nach dem Schock tritt die Affektspaltung ein, auch finden pathologische Affektverankerungen statt bei ungünstigen Bedingungen. In dieser Zeit noch Labilität. Sollier nennt die intermediäre Phase: période de méditation. Man könnte sie „hysterophile Phase“ nennen. Der Wunsch nach Ruhe kann fixierend wirken. Der Zustand ist ähnlich einem leichten Dämmer, die Wahrnehmung ist etwas eingeschränkt, darnach öfters Delirien oder depressive Zustände mit Erinnerungsdelirien. Während der Mobilmachungszeit keine besonders pathogenetische Wirkung hervorzuheben, nur Zunahme der Alkoholdelirien. Eine Wirkung auf endogene Störungen ist noch nicht spruchreif, nur die Vermehrung reaktiver Depressionen steht fest. Die Epilepsie wird nicht durch Kriegsemotionen oder Erschöpfung hervorgerufen; ein Einfluss auf die Schizophrenie ist nicht bemerkbar; auch nicht durch Vermittlung der endokrinen Drüsen. Auf die psychopathische Konstitution scheinen Erschöpfung und Emotionen nicht direkt einzuwirken; das wird gefolgert aus dem Ausfall psychischer Reaktionen bei den gefangenen Serben und Franzosen, die direkt von der Front kamen. Wichtiger erscheinen Dauerkonflikte zwischen Trieb und Pflicht, Wille und Zwang. Die Bedeutung von Erschöpfung und Emotion sei vorbereitend, sie wirke auslösend, setze die Toleranz herab und verstärke Diskrepanzen zwischen Wille, Intellekt und Gefühl.

Diskussion: Stransky hebt das Moment der Adaptation hervor; es sei unglaublich, was viele Leute aushalten, erst bei geringen Infektionen klappen sie dann zusammen. Halluzinationen habe er nie gesehen, oft Illusionen; depressive Erregung sei besonders häufig, besonders zornmütige Erregung, meist ohne Amnesie, in welcher oft Delikte vorkämen; es sei ein Affekt-Ausnahmezustand ohne Bewusstseinstrübung. Bohn erwähnt choleraartige Erkrankungen mit momentaner Verwirrtheit nach anstrengenden Arbeiten hinter der Front. Artilleriefeuer erwecke oft depressive Erregungen mit Wiederholung der Kriegserlebnisse, ähnlich Zuständen bei Dementia praecox mit Stupor. Diese Zustände gehen dann über ein Depressionsstadium in Heilung über. Aschaffenburg will den Begriff der Erschöpfung als Ursache schwerer psychischer Störungen fallen lassen; nimmt seine früheren Arbeiten über Erschöpfungs-Psychosen zurück. Er erwähnt eine eigene Erfahrung nach einer Munitionsexplosion; die Leute spielten unmittelbar darnach wie Kinder ganz harmlos; er fasst das als eine besondere Einstellung, nicht als eigentlich pathologisch auf. Der Begriff Kriegspsychose und Erschöpfungspsychose muss fallen. v. Hösslin betont die Wichtigkeit des psychischen Schoks für die Frage der Verantwortlichkeit bei Delikten. Bornstein bestätigt die Beobachtung der Apathie und des verminderten Denkvermögens, die Neigung zum Einschlafen, erwähnt gewisse Pulsveränderung nach Trommelfeuer und betont vor allem die forensische Bedeutung dieser Momente. In diesem Zustand gehe namentlich der Sinn für Zeit verloren; diese würde viel zu kurz geschätzt; der Raumsinn bleibt gut, die Wortfindung sei noch längere Zeit erschwert. Manche Fälle von Halluzinationen führt er auf die Wirkung von Atropingaben gegen Gasver-

giftung zurück. Rehm sah in den Schützengräben vor allem depressive Zustände, auch Dämmerzustände und Bilder wie bei traumatischer Hysterie. Die Arbeitskurven nach Schokwirkung charakterisieren sich durch geringe Erholungserhebung (wegen vorheriger Ermüdung); dagegen sei der Willensantrieb gut, die Leistung mittel. Der Blutdruck sei anfangs erhöht, dann sinke er ab. Er scheidet die Fälle nach dem Verhalten des Blutdrucks und Pulses in den ersten Tagen in zwei Gruppen. Hellpach fasst die Elemente der pathologischen Veränderungen der Psyche in folgende Punkte zusammen: 1. Gedächtnisschwäche, Ausfälle aus dem gewöhnlichen Bestand; 2. Gemütliche und Interessenstumpfheit bis Apathie; 3. Steigerung des Traumlebens (Erregungsträume); 4. Stimulantienhunger besonders für Tabak. (Weist auf die möglicherweise spezifische Wirkung von Tabak auf die Emotion hin.)

Diese Erscheinungen sind nicht Erschöpfungs-, sondern chronische Emotionswirkungen. Diese würden nach dem Kriege das Wichtigste sein. Hübner weist darauf hin, dass zirkuläre Erkrankungen nur anfangs vermehrt vorkamen; die Dementia praecox-Diagnose würde sehr oft fälschlich gestellt. Bezüglich der Paralyse hält Weygandt die rasch verlaufenden Fälle für häufiger. Bezüglich der Epilepsie erwähnt Bornstein, dass oft bei Leuten, die seit Kindheit keine Anfälle mehr hatten, erst draussen wieder solche auftraten. Gegenüber den hysterischen Anfällen unterscheiden sich die echten Epileptiker durch ihr Verlangen, draussen zu bleiben.

Von ausserordentlichem praktischen Interesse waren die Ausführungen von: **Willmanns** (Heidelberg) über Dienstbrauchbarkeit der Psychopathen.

Auf Grund der im 14. Armeekorps gemachten Erfahrungen an einem Material von nahezu 1000 Fällen, behandelt der Referent die Frage, ob es dem Interesse des Heeres entspricht, seelisch regelwidrige Individuen beim Heere zu belassen; er teilt dieselben in 5 Gruppen ein.

1. Regelwidrige von früher Jugend; Imbezille, Psychopathen, hysterische Schwächlinge. Etwa ein Zehntel der Leute kamen wieder ins Feld, wurden draussen als K. v. verwendet, besonders bei Armierungstruppen. 38 Prozent sind in der Heimat beschäftigt; auf richtigem Posten sind auch Imbezille noch gut brauchbar. Besonders seien es emotionelle Schwierigkeiten, die die Psychopathen unbrauchbar machen. Konstitutionelle Psychopathen, Sensible und Hypochonder brechen bald aus; die meisten sind nicht fähig; auch Hysteriker versagen sehr bald.

2. Erschöpfte Vasomotoriker, Herzneurotiker und Neurastheniker. Die akuten Neurastheniker haben gute Prognose; davon etwa 17 Prozent im Feld, 52 Prozent im Heimatgebiet. Ungünstiger als diese, die Vasomotoriker, die meist auch Neurastheniker sind; davon nur 13 Prozent im Felde.

3. Hysterische Reaktionen. Die Kriegsneurosen unterscheiden sich nicht von hysterischen Erscheinungen und Schreckneurosen. Es sind pathologische Reaktionen von Psychopathen. Offiziere bleiben meist frei von hypermotorischen Reaktionen, wie sie häufig bei der Mannschaft vorkommen; bei dieser sind vielfach suggestive Einflüsse zu beschuldigen. Schreckneurosen heilen rasch, wenn nicht Begehrungs-Vorstellungen wirksam werden; auffallend ist die rasche Heilung der Hysterie in Feldlazaretten im Gegensatz zur langen Dauer im Inland. Hysterische Erscheinungen treten oft erst in den Lazaretten auf (Suggestion). Körperliche Störungen seelischen Ursprungs sind häufig; weniger nach Schwerverletzungen, als bei leichten oder nicht Verletzten. Zweifellos ist die Seltenheit hysterischer Erscheinungen bei Kriegsgefangenen

(unter 80 000 nur 7 Fälle). Auch bei den Internierten in der Schweiz kam kein Fall vor. Der Gansersche Symptomenkomplex, dessen Zustandekommen durch Begehrungsvorstellungen bei Untersuchungsgefangenen erwiesen sei, häufig. Die Prognose der Neurotiker im Felde ist günstig, wohl durch die stramme Zucht. Die Ueberführung in die Heimat übt ungünstige Wirkung, namentlich sind die suggestive Wirkung der Stadt und die unklaren Begehrungsvorstellungen wichtig. Durch wirksame Behandlung mit elektrischem Strom wurden 350 Fälle in einer Sitzung symptomfrei gemacht; jedoch wird damit die Wiederherstellung, die Kriegsbrauchbarkeit noch nicht erreicht. Kriegsneurose bedeutet unbewusste Abwehr gegen Kriegsdienst, daher Rezidiv bei Wiedereinstellung häufig. Von Kriegsneurosen 64 Prozent ausgeschieden, 25 Prozent garnisondienstfähig, 6 Prozent wieder im Feld, kriegsverwendungsfähig 1 Prozent. Von 94 entlassenen Hysterien wurden 2 geheilt, Armeekorps werden ähnliche Erfahrungen berichtet; überall schwankt die Kriegsverwendungsfähigkeit der Hysteriker im Felde zwischen 3—8 Prozent.

4. Chronische Trinker; von diesen musste man nur 36 Prozent entlassen.

5. Epileptiker. Referent befürwortet Zulassung für leichten Dienst, verneint jedoch Verwendung an der Front.

Das Ergebnis seiner Untersuchungen fasst Referent in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Hysteriker und Kriegsneurotiker haben an der Front günstige Prognose. In der Heimat würden sie verschleppt und ungünstig beeinflusst. 2. In die Heimat verlegte Hysteriker sollen in ländlichen Anstalten behandelt werden. 3. Nach Beseitigung der Symptome ist der kleinste Teile kriegsverwendungsfähig. Keine motorisch-hysterischen Störungen sollen vor Beseitigung der Symptome aus dem Militärdienst entlassen werden.

In der Diskussion zu dem klaren und ergebnisreichen Vortrag verlangte Stier, dass Psychopathen vom Militärdienst ferngehalten werden; vor allem sei es falsch, diese im Garnisondienst zu gebrauchen, weil Frontfurcht und Heimatwunsch die Symptome steigere; sie sollen entweder D.-U. oder arbeitsverwendungsfähig gemacht werden. Isserlin erwähnt Besserungen psychopathischer Zustände im Felde, Rezidive nach der Rückkehr. Reiss hält die Psychopathen an der Front für brauchbar, auch weichliche Hysteriker, wenn man sich ihrer annimmt. Die grösste Zahl könne an der Front erhalten werden; zuhause sei nichts mehr mit ihnen anzufangen. Hübner hat gute Erfahrungen mit Psychopathen aus den Industriegebieten von Fürth und Nürnberg gemacht, besonders seien sie im Bewegungskrieg tauglich; in den Stellungen neigten sie zu Konflikten. Auch Stransky hebt die Brauchbarkeit dieser Leute im Bewegungskrieg hervor; sie seien sehr draufgängerisch (Desertion nach vorne). Einen breiten Raum in der Diskussion nimmt die Frage der Behandlung ein. Von zahlreichen Rednern wird Behandlung nach Kaufmann mit stark faradischen Strömen warm befürwortet. Kaufmann erwähnt, er habe die Methode nicht erfunden, sondern nur auf Reizerscheinungen ausgedehnt. Wesentlich sei das militärische Verhältnis. Frische Fälle dürften nicht gleich behandelt werden; die Ströme brauchten keineswegs sehr stark zu sein, nur eben tetanisierend. Die schlechtesten Ergebnisse habe er mit Abasie; von den Tremorformen sei nur der Dauertremor zugänglich; kontraindiziert sei die Methode bei Eretikern und Vasomotorikern. Willmanns betont das Zusammenwirken von Elektrizität und Suggestion, jedenfalls sei die Methode noch wirksam, wo die Hypnose versage. Binswanger legt der Isolierung mit psychischer Abstinenz mit sekundärer Anwendung physikalischer Methoden grösste Bedeutung bei. Die Erfahrungen in dem Erholungsheim zu Malonne seien vorzüglich; viele kämen wieder in die

Front zu Genesungs-Kompagnien. Stransky sah bei Isolierung mit elektrischer Behandlung kaum Rezidive. Bei Zitterneurosen lehnt Binswanger die Strombehandlung ab. bezweifelt Dauerheilung. Die Bedeutung der Arbeitstherapie betont Wollenberg: Die Leute würden in Lazaretten besonders im Garten beschäftigt und erst entlassen, wenn geheilt; auch Rezidive sollten in Lazaretten behandelt werden. Isserlin befürwortet Werkstättenbetrieb; dabei würden 90 Prozent wieder bürgerlich arbeitsfähig — zu unterscheiden von militärisch arbeitsfähig. Willmanns lässt die Leute nach Symptombefreiung noch einige Wochen arbeiten vor der Entlassung. Bezüglich der Epileptiker verlangt Stransky, dass sie nicht im Wachdienst beschäftigt werden. Willmanns erklärt, dass er in allen Gutachten gegen Dienstbeschädigungen geurteilt habe, auch bei Dementia praecox und Epilepsie. Bei Hysterischen würde viel zu viel Rente gegeben. D.-U.-Erklärung sei erst nach Beseitigung gröberer Störungen am Platz.

E. Meyer (Königsberg): Ueber die Frage der Dienstbeschädigung bei den Psychosen. Referent spricht hauptsächlich über die Dementia praecox, manisch-depressives Irresein, progressive Paralyse. Epilepsie und Arteriosklerose. Massgebend sei, ob die Erkrankung oder Verschlimmerung sich bei einer Dienstverrichtung äussert, oder bei besonderen Verhältnissen, wie jetzt im Krieg. Seine Angaben stammen aus dem Bereich des 1. Armeekorps. Zwei Hauptpunkte sind zu berücksichtigen: 1. Die Häufigkeit der Krankheitsformen. 2. Feststellung, ob frühere Nervenstörungen vorhanden waren und ob besondere Ereignisse, wie Verwundung oder starke physische Alteration dieselben ausgelöst haben.

I. Dementia praecox: in den ersten 8 Kriegsmonaten in geringer Zahl aufgetreten; dann steigt die Zahl aufs Doppelte, um darnach wieder abzufallen; im ganzen gegen die Friedensprozentzahl kein wesentlicher Unterschied. Damit stimmen auch andere Autoren überein. Anamnestisch ergab sich, dass von 194 Fällen 82 vorher geistig minderwertig waren, 60 schon krank im Sinne der Dementia praecox; nur in 19 Fällen lagen Verletzungen aus dem Felde, namentlich des Kopfes vor. Nur wenige brachen in heftigem Granatfeuer infolge besonders starker psychischer Erregung aus. Form und Verlauf der Erkrankung entsprechen den Friedenserfahrungen. Dem Alter nach wiesen die älteren Jahrgänge etwas höhere Prozentzahl auf, wie in Friedenszeiten.

II. Manisch-depressives Irresein: Bei den meisten waren vor dem Krieg schon Störungen im Sinne dieser Krankheit aufgetreten. Bezüglich der Frage der Dienstbeschädigung ist zu beachten, ob die Krankheit durch Sonderverhältnisse des Krieges hervorgerufen wurde. Eine Einwirkung psychischer Momente wird trotz der endogenen Genese dieser Krankheitsformen angenommen. Die Entschädigung soll nur eintreten, wenn sie gleich nach Verletzungen, besonders Kopfverletzungen, auftritt; ob physische Ursachen, Granatfeuer, Minenexplosion, einen wesentlichen Einfluss haben, dafür bieten Friedensbeobachtungen, z. B. grössere Unglücksfälle, etwa im Bergwerk, keine Anhaltspunkte. Auch die Prozentverhältnisse des manisch-depressiven Irreseins entsprechen denen des Friedens.

III. Progressive Paralyse: Die Verteilung nach dem Alter entspricht den Beobachtungen des Friedens. Einfluss von Verletzungen nicht nachweisbar; auch physische Einflüsse haben sehr geringe Bedeutung. Auch wurde der von einem Autor angegebene schnellere und schwerere Verlauf vom Referenten nicht beobachtet. Bei Paralyse soll nur in ganz besonderen Fällen Kriegsdienstentschädigung gewährt werden.

IV. Epilepsie: Von 63 Fällen ergab die Anamnese bei 59 frühere Störungen. Dienstentschädigung nur in besonderen Fällen.

V. Arteriosklerose: Keine Anhaltspunkte für Dienstbeschädigung.

Am Schlusse der Sitzung begründet Hoche einen Antrag auf Einführung einmaliger Kapitalabfindung. Die Pensionsgesetze würden den Verhältnissen nicht gerecht.

Der Antrag wird einstimmig angenommen.

II.

Die 8. Jahresversammlung der Gesellschaft deutscher Nervenärzte gestaltete sich im wesentlichen zu einer Auseinandersetzung über das Wesen der Neurose nach Kriegsverletzungen. Diesem Gegenstande galten die drei Referate von Oppenheim, Nonne und Gaupp. Während in den Hauptpunkten eine ziemlich einheitliche Auffassung sich in der angeregten Diskussion heraus kristallisierte, blieben in einem Gegenstand die Gegensätze schroff bestehen und führten zu unliebsam scharfen Angriffen, nämlich in der Frage um die von Oppenheim aufgestellte Gruppe von Erscheinungen, die er aus dem engeren Verband der Hysterie auszuscheiden sich bemühte, die Reflexlähmung und die Akinesia amnestica. Trotz der überwiegend zum Ausdruck kommenden ablehnenden Anschauung, die auch diese Formen der Hysterie zuteilte, blieb Oppenheim standhaft bei seiner Aufstellung und liess sich auch nicht durch mehr als temperamentvolle Angriffe von Seiten Sängers einschüchtern. Im ganzen lagen die Ergebnisse im wesentlichen auf der praktischen Seite; die psychologische Ausbeute ist eine mehr als dürftige zu nennen. Diese Werte zu heben wird ruhigeren Zeiten vorbehalten sein.

I. Oppenheim (Berlin) betont die Gemeinsamkeit der Aufgabe der Psychiatrie und Neurologie. Hysterie und Neurasthenie sind verschiedene Krankheiten. Die Begriffe Neurasthenie cordis vasomotoria etc. sind aufrecht zu erhalten. Auch der Tic, die Hemikranie, die Quincke'sche Krankheit, die Akroparaesthesien, die Crampi ect., sind selbständige Affektionen. Es gibt also eine Gruppe von Neurosen. Die Neurasthenie ist nicht mit Erschöpfung zu identifizieren. Da sich die Mehrzahl derselben im Gefolge eines Traumas entwickeln kann, ist es berechtigt, von traumatischen Neurosen zu sprechen, auch dann, wenn das Trauma nur die auslösende Ursache bildet. Ihre genauere Klassifizierung scheitert oft an der Neigung zu Kombinationen. Schon aus diesem Grunde kommt man oft über die Diagnose „traumatische Neurose“ nicht hinaus. Der Begriff des Traumas schliesst die physische und mechanische Erschütterung ein. Beide können dieselben Funktionsstörungen im zentralen Nervensystem hervorrufen. Die psychotraumatische Aetiologie schafft nicht nur psychische Krankheitsbilder. Die Schreckneurose bedarf der schärferen Begriffsbestimmung. Ihre Anerkennung und noch mehr die der Kommotionsneurose involviert auch die der traumatischen Neurose. Liepmann und Strümpell geben zu, dass Schreck Folgen haben kann, die nicht Hysterie sind. Strümpell gibt zu, dass physischer Schok dauernd funktionelle somatische Störungen macht. Das peripherisch angreifende Trauma kann ohne psychische Vermittlung Neurosen hervorbringen; oft tragen aber psychische Vorgänge zu ihrer Fixierung bei. Die Frage ist: wann beginnt die Hysterisierung der Erscheinungen? Auch das „freie Intervall“ ist kein Beweis gegen die Wirksamkeit des körperlichen Traumas. Die Hyperthermie kann zu den Symptomen der traumatischen Neurose gehören. Es gibt vaso-

motorisch-trophisch-sekretorische Störungen bei t. N., die weder hysterischer Natur sind, noch sich aus der Inaktivität etc. erklären. Das Zustandsbild kann sich dem der Sklerodermie nähern. (Temperatursenkung, Knochenatrophie, Hypertrichosis, Glanzhaut). Die Zeichen des Hyperthyreoidismus können zum Symptombilde der t. N. gehören. Der Begriff Akinesia amnestica ist ein symptomatischer (analog Akinesia algera). Sie kann sich auf dem Boden der Hysterie entwickeln, und ihre Entstehung wird durch die hysterische Diathese begünstigt. In der typischen, vom Referenten geschilderten Ausbildung ist der Zustand kein hysterischer in dem bisher gebräuchlichen Sinne. Zurückgehen der Lähmung im Affekt beweist nicht Hysterie, auch bei Aphasie und bei Bulbärparalyse ist solche Affektmehrleistung bekannt; auch Bewegungen in der Narkose kein Beweis. Die völlige Ausschaltung der Bewegungen, auch unter Bedingungen, die von der Psyche unabhängig sind, verleiht der Akinesia amnestica und spinalen Reflexlähmung (die nicht scharf von einander zu trennen sind) ihre Sonderstellung gegenüber der Hysterie. Es gibt eine Form der Reflexlähmung, die der arthrogenen Muskelatrophie nahesteht. Die Rückbildung der Lähmungszustände vom Typus der Akinesia amnestica unter dem Einfluss starker Willensimpulse und peripherer Reize (Methode Kaufmann) steht nicht im Widerspruch zu der Auffassung des Referenten. Innervationsentgleisung kommt bei organischen wie funktionellen Lähmungen vor. Die Crampusneurose (Myotonoclonia trepidans) hat innige Beziehungen zur Hysterie, ohne mit ihr identisch zu sein; sie steht etwa auf der gleichen Stufe mit gewissen Halsmuskelkrämpfen. Referent gibt zu, dass die Hysterie unter den Kriegsverletzten früher unterschätzt wurde; in Lazaretten der Gefangenenlager komme traumatische Neurose seltener vor, als in gemischten Lazaretten. Der Grund sei, dass die Gefangenen aus Sturmtruppen gemacht würden, während die Erkrankten zurückblieben. Auch müsse ungenügende Untersuchung an der Angabe vom Fehlen solcher Kranker in Gefangenenlagern schuld sein. Die traumatische Neurose vom Typus der Hysterie und Neurasthenie gehören zu den in der Regel heilbaren Nervenkrankheiten. Wie bei allen Neurosen wird ihre Heilung durch die Hoffnung auf und den Willen zur Genesung wesentlich gefördert. Es muss daher alles vermieden werden, was den Willen schwächt und das Haftenbleiben der Krankheit begünstigt. Die Rente ist also im allgemeinen niedrig zu bemessen und die Kapitalabfindung zu befürworten.

Referent zeigt an einer Reihe von Lichtbildern die Characteristica der Reflexlähmungen.

II. Nonne (Hamburg). Der Krieg hat bewiesen, dass auch in Bezug auf das Nervensystem bisher vollwertige Individuen einen neurasthenischen Symptom-Komplex erwerben können. Die Ansicht über die Neurasthenie als eine Ermüdungskrankheit im weiteren Sinne ist durch die Kriegserfahrungen bestätigt worden. Neurasthenie ist auch erwerbbar; der Grad der Nervenschwäche ist wesentlich. Viele Neurastheniker leisten unglaublich viel. Wenn man die Hysterie dahin kennzeichnet, dass bei ihr Gemütsbewegungen abnorm leicht auftreten und wieder schwinden und dass die seelischen Zustände abnorm leicht in körperliche Symptome sich projizieren, die Gemütsbewegung oft lange überdauernd, so hat der Krieg gelehrt, dass Hysterie auch bei bisher Vollwertigen nicht selten ist. Ausserdem hat sich gezeigt, dass katastrophale Ereignisse jene Form der Hysterie in die Erscheinung treten lassen, die in Form von Abwehrbewegungen Reminiszenzen an jedem Individuum angeborene und im normalen Leben latente Schutzmechanismen darstellt. (Kräpelin.) Im übrigen sind häufig die verschiedenen Formen der monosymptomatischen

und oligosymptomatischen Hysterie im Sinne Charcots. Die Grenzen zwischen gewissen Formen von Hysterie und Schreckneurose sind keine scharfen. Bei vielen Fällen von Hysterie im Kriege spielt die Art und Wertigkeit des Traumas eine grössere Rolle als die Persönlichkeit des Kranken, auch bei Vollwertigen. Zwischen Schreckneurose und Hysterie fliessende Uebergänge. Es ist Kriegsfärbung der Hysterie. Besonders charakteristisch sind vasomotorische Erscheinungen; die Hysterie entsteht nicht nur durch Vorstellungen, auch direkt durch Schreck. Das Besondere der Hysterie im Kriege ist die Massivität und Konstanz. Sensible Störungen sind objektive Zeichen. Gesichtsfeld sehr verschieden. Schleimhaut-Reflexe ohne Bedeutung. Der hysterische Charakter ist selten, höchstens mangelndes Gesundheitsgewissen und Labilität des Gemüts. Belastung fehlt häufig. Hysterie ist ein physiologisch biologischer Abwehrvorgang bei katastrophalen Veranlassungen.

Die lokalisierten Kontrakturen und Klonismen, die Akinesia amnestica, die Reflexlähmung, Myotonoclonia trepidans (pseudospastische Parese mit Tremor) sind bei den Kriegsfällen als Ausdruck der Hysterie aufzufassen. Die Psychogenie ist in vielen Fällen nachzuweisen, in anderen Fällen nicht auszuschliessen. In ihrer klinischen Erscheinungsweise bieten die Kriegsfälle nichts unseren bisherigen Erfahrungen über Hysterie prinzipiell Widersprechendes. Alle Formen können auch ohne somatisches Trauma auftreten. Besonders Landwehrleute erkranken an Myoklonie (psychisches Trauma der Einberufung). Die schon im Sanitätsbericht des Heeres 1870—71 erwähnte Auffassung von einer mechanischen Erschütterung der peripheren Nerven und von da ausgehendem Reiz auf die zerebralen oder spinalen Zentren lassen sich nicht beweisen und nicht bindend widerlegen. Plötzliche auf rein suggestivem Wege erzielte Heilungen sprechen mehr in letzterem Sinne. Partielle funktionelle Lähmungen im Bereich organisch gelähmter Nerven sind aufzufassen zum Teil als funktionelles Fixiertbleiben einer abgeheilten leichten organischen Lähmung, zum Teil ideogen zu erklären. Die alkohologene Form der Hysterie spielt im Kriege nach den bisherigen Erfahrungen keine Rolle. Die „Granat-Explosions"-Neurosen sind, soweit somatisch-organische Symptome auf neurologischem und physischem Gebiete fehlen, funktioneller Natur. Länger dauernde Bewusstlosigkeit schliesst die Annahme einer funktionellen Grundlage keineswegs aus. Auch die Psychogenie ist durch Eintritt von Bewusstlosigkeit nicht ausgeschlossen. Auch solche Fälle können, auch nach einem Bestehen von vielen Monaten, akut durch Suggestion (insbesondere hypnotische Suggestion) geheilt werden, ebenso wie in Hypnose ganz dieselben Formen wieder akut hervorgerufen werden können. Die Umstände vor der Katastrophe spielen in vielen Fällen eine Rolle. Erwartung, Spannung, Angst. Die Annahme organischer Veränderungen irgend welcher Art im Zentralnervensystem ist für solche Fälle nicht berechtigt. Somatische Traumen sind für die Entstehung auch der schweren klinischen Bilder nicht nötig; akute und chronische psychische Traumen können sie ebenfalls hervorrufen. Auffallend häufig entwickeln sich dieselben Bilder im Krieg nach Infektionskrankheiten.

„Traumatische Neurose" ist keine besondere Krankheit. Die unter diesem Namen beschriebenen Symptombilder sind unterzubringen unter die bisher bekannten Neurosenbilder bzw. ihre Kombinationen. Diese Erkrankungsform ist weniger bedingt durch die aus dem Unfall bzw. aus der Verletzung resultierenden direkten Folgen, als durch die in der Persönlichkeit des Verletzten liegenden Eigenschaften und die sich dem „Verfahren" anschliessenden Begleitumstände. Die Störungen sind als eine Reaktion des Verletzten auf die

durch den entschädigungspflichtigen Unfall für ihn neugeschaffene Situation anzusehen. Ein somatisches Trauma ist für das Auftreten dieser Symptombilder keine Vorbedingung. Organische Veränderungen irgend welcher Art liegen den Symptombildern zugrunde. Diese Lehre ist auch praktisch bedenklich, weil eine solche Auffassung die Begutachtung und praktische Bewertung der Unfallsfolgen, sowie die wirtschaftlichen Interessen des Staates und die gesundheitlichen Interessen der Erkrankten ungünstig beeinflussen würde. Früher hat man neurologische Zeichen überschätzt.

Die Prognose der im Kriege erworbenen Neurosen ist an sich dieselbe wie in Friedenszeiten, erhält aber eine besondere Färbung durch die Verhältnisse des Krieges. Die Therapie ist dieselbe, wie sie sonst geübt wird. (Persuasion, Hypnose, Kaufmann-Methode.) Auch hier spielt die Psychotherapie im weitesten Sinne die Hauptrolle. In der Beseitigung von Symptomen leistet die hypnotische Suggestion viel. In der Prophylaxe des Auftretens, sowie der Rezidive von Neurosen, sowie für die eigentliche Behandlung der Neurosen bleibt Werte schaffende Arbeit das hauptsächlichste Moment.

Referent führt einige Fälle vor: Symptomlos gewordene Leute, bei denen in der Hypnose das volle Krankheitsbild vor den Augen der Versammlung wieder erzeugt wurde. Ein Fall von Abasie und Anästhesie, ein Fall von Taubheit, zwei Fälle von klonischem Tremor in Kopf und Armen. Referent erwähnt, dass 60—70 Prozent hypnotisierbar seien, 50 Prozent waren damit symptomfrei gemacht. Mit der Methode Kaufmann habe er glänzende Erfolge, sein Material seien meist alte D.-U.-Fälle, die anfangs bis dreimal 24 Stunden bewusstlos waren. Er behält sie auch noch einige Zeit nach der Heilung im Lazarett. Rückfälle seien allerdings häufig, auch nach geringen Anlässen. In Gefangenenlagern gebe es tatsächlich äusserst wenig derartige Bilder.

III. Gaupp (Tübingen). (In Uebereinstimmung mit Nonne erweitert G. den Begriff „Kriegsverletzungen" zu „Kriegsschädigungen".) Eine besondere Kriegsneurose gibt es ebensowenig wie eine besondere traumatische Neurose. Die in der Literatur zutage tretenden Gegensätze und Missverständnisse rühren hauptsächlich von unklarer Begriffsbestimmung, von verschiedenem Gebrauch medizinischer Begriffe her. Ref. schickt deshalb eine kurze Definition der neurologischen Grundbegriffe in bezug auf die Neurosen voraus.

Die Zahl der Kriegsneurosen ist zurzeit noch relativ gering, absolut nicht unbeträchtlich. Genaue Zahlen vor Kriegsabschluss unmöglich. Der Deutsche ist etwas weniger anfällig als der Slawe und Romane. Gewisse Unterschiede auch unter den einzelnen Stämmen Deutschlands. Massive monosymptomatische Formen namentlich bei jungen, ungebildeten, debilen Personen. Die klinische Symptomatologie wird fast überall gleich geschildert.

1. Die Ermüdung und Erschöpfung des Nervensystems, die Neurasthenie. Loslösung vom Querschnittsbilde für Diagnose: Neurasthenie nötig. Körperliche und seelische Ursachen, tiefe Wirkung auf den gesamten Körperhaushalt, auf einzelne Organsysteme (Neur. cord. vasomotoria, Magenneurose etc.). Nahe Beziehung zu vorangegangenen körperlichen Krankheiten, Infektionen, Alkohol- und Tabakmissbrauch. Auftreten um so rascher und um so schwerer, je geringer die angeborene Widerstandskraft, je schwächer die psychophysische Konstitution ist. Häufig Vermischung mit Symptomen der psychopathischen Konstitution. Prognose der im ganzen seltenen Krankheit gut, aber keine Schnellheilung wie bei psychogenen Zuständen. Wesen der zugrunde liegenden physikalisch-chemischen Veränderungen ungeklärt. Die Annahme besonderer, für die Krankheit absolut kennzeichnender Symptome (Kopfschmerzen,

Schwindel, Schlafstörung, dauernde Tachykardie, Steigerung der Sehnenreflexe, depressive Stimmung etc.) wird abgelehnt. Die klinische Bedeutung des Einzelsymptoms wird nicht durch seine Einzelform, sondern durch die Pathogenese des ganzen Zustandes (erworbene Erschöpfung, akuter Affekt, psychopathische Konstitution, postkommotionelle Schwäche) bestimmt. Das akute seelische oder körperliche Trauma macht bei dem bisher gesunden Manne keine Neurasthenie, kann aber bei dem bereits Erschöpften die Erscheinungen akut verstärken und die Leistungsfähigkeit aufheben.

2. Die körperliche und seelische Reaktion des Psychopathen auf die körperlichen und seelischen Strapazen des Krieges. Die übliche Statistik der Erblichkeit und Belastung ist unbrauchbar, die angeborene psychophysische Struktur des Soldaten ist die wichtigste Ursache neurotischer Erkrankung. Der gemütsweiche und labile, vor allem der ängstliche Psychopath ist am meisten gefährdet. Die Symptomatologie besteht meist in einer Verbindung psychopathischer (oft hysterischer) Züge mit neurasthenischen Zutaten. Angeborene Reaktionsweise (paranoide, explosive, hypochondrisch-depressive Anlage) kann sich verstärken, die Neigung zu seelischer Dissoziation (Dämmerzustände) ist auch ohne akute Schädigung gross. Die psychiatrische Analyse des Einzelfalles weist die psychopathische Grundlage der meisten neurotischen Erkrankungen im Kriege auch da häufig nach, wo die übliche Erhebung der Anamnese versagt.

3. Die akuten psychogenen und hysterischen Zustände, Mässigkeit der hysterischen Symptome, Ueberwiegen der motorischen Expressivsymptome. Kurze Uebersicht über die klinische Symptomatik auf körperlichem und seelischem Gebiet. Die Bedeutung der prämorbiden Persönlichkeit auch hier unverkennbar. Der flüchtige schreckneurotische Symptomkomplex als Ausdruck ungewöhnlich starker seelischer Erschütterung und die Fixation der Symptome unter dem Einfluss des Willens zur Krankheit, der ängstlichen Spannung und Erwartung. Die Gleichartigkeit der schreckneurotischen Bilder nach akutem schwerem Schock (Minenexplosion, Granatexplosion, Verschüttung, Granatsplitterverletzung, Kopfstreifschuss) und nach subakuter Einwirkung seelischer Erregungen (Einstellung zur Truppe, Ausbildung, Fahrt zur Front, erster Tag im Schützengraben, Ansage des Sturmangriffs, Vorgehen zum Sturm, Anblick schwerverletzter oder toter Freunde und Kameraden), die allmähliche Entwicklung vieler neurotischer Zustände in den Stunden, Tagen und Wochen nach dem akuten Schock, auf dem Wege zur Heimat, im Heimatlazarett, unter der Einwirkung ärztlicher Fehldiagnosen, falscher Behandlung, Angst vor erneuter Dienstleistung, Erinnerung an die Felderlebnisse. Die mechanische Erschütterung wird bei den Neurosen nach Granatexplosion oft überschätzt. Die Explosion kommt meist nicht so überraschend, dass zu einer seelischen Wirkung auf den Betroffenen keine Zeit wäre. Das nahende Geschoss wird meist vorher gehört. Schutzmassregeln können sogar noch manchmal getroffen werden. Angstvolle Spannung geht der Explosion und daran sich anschliessenden Bewusstlosigkeit in der Regel voraus. Die Bewusstlosigkeit ist häufiger eine psychogene Ohnmacht als eine mechanogene Commotio cerebri. Natürlich kommt aber auch diese vor. Anfangs oft organische Veränderungen (Commotio, Contusio und Compressio, Monoplegieen, Hemiparesen, Trommelfellrupturen, Labyrintherschütterung, Commotio medullae spinalis), manche dieser Störungen sind unheilbar, andere heilen rasch, wenn keine psychogenen Störungen hinzutreten.

Die Mehrzahl der klinischen Bilder sind rein psychogen: sehr häufig ist ein flüchtiger schreckneurotischer Komplex, der in der Ruhe rasch abklingt

(Zittern, Schwäche der Beine, Spracherschwerung, Lachen und Weinen, dumpfe Apathie). Häufig fixieren sich die akuten schreckneurotischen Bilder; oft kombinieren sie sich mit ideogenen hysterischen Symptomen. Die Abtrennung der Schreckneurose von der Hysterie ist eine Frage der Definition. Die „Akinesia amnestica", die „Reflexlähmung", die „Myotonoclonia trepidans" sind psychogene Zustandsbilder. Bei der Hysterie finden sich alle Grade der Lähmung von der leichten, eben noch dynamometrisch nachweisbaren Parese bis zur absoluten schlaffen Lähmung mit vasoparalytischen und trophischen Begleitsymptomen. Die tiefe Wirkung des Psychischen auf die Körperlichkeit teilt die Hysterie mit der Hypnose. (Viele Fälle ähnlich akutem Affekt-Schock.) Die Heilung ist auf dem Wege akuter seelischer Beeinflussung möglich. Die Kriegsneurotiker sind meist unverwundet; die gegenteilige Behauptung Oppenheims wird durch die Erfahrungen an sehr grossem Material absolut sicher widerlegt. Die Kriegsneurosen sind bei den Kriegsgefangenen, auch wenn sie schwer verschüttet waren, selten. Es besteht bei ihnen, namentlich da, wo Austausch nicht in Frage kommt, ein positiver Wille zum Gesundbleiben, weil dieses Gesundbleiben für sie die wichtigste Voraussetzung für die Erfüllung ihres liebsten Wunsches, der Rückkehr in die Heimat darstellt.

Die Determinierung der jeweiligen Symptome der akuten psychogenen Zustände ist vielseitig: Fortdauer der akuten Schreckwirkungen, Wiederaufleben früherer neurotischer Symptome (z. B. Aphonie, Stottern, Tic), familiäre Anlage zu bestimmten Reaktionen, Bereitliegen gewisser biologisch vererbter Abwehrmechanismen im Sinne der Kräpelinschen Hysterielehre. Festhalten einer im Moment des Schreckens eingenommenen Haltung, Verfall in offensichtliche Zustände der Hilflosigkeit, in Infantilismus, Puerilismus, Agrammatismus, Aufpfropfung massiver Symptome auf bestehende leichtere Uebel, so der Taubstummheit und Taubheit auf alte Otitis oder organische Schwerhörigkeit, des Mutismus auf Stottern, Nachwirkung erst kurz vorher durchgemachter Krankheit (Pseudotetanus nach früher durchgemachtem Tetanus), Fixation bestimmter Haltung nach anfänglichen Schmerzen durch Kontusion usw. Dazu kommen manchmal unbestimmtere, der schon vorher bestehenden nervösen Erschöpfung entstammende Beschwerden, die dann mit den hysterischen Symptomen das Bild der sogenannten „Hysteroneurasthenie" ausmachen. Symptomfixierend und variierend wirken auch ärztliche Ratschläge und Fehldiagnosen, falsche Behandlung mit orthopädischen Apparaten.

4. Die sogenannte „Commotionsneurose" bleibt ausser Betracht, sie ist keine Neurose, sondern ein organisches Hirnleiden, dessen klinische Symptome sich freilich namentlich in leichten Fällen nicht immer von neurasthenischen und hysterischen Bildern unterscheiden lassen. Auch kann die organische Invalidität des Gehirns wie jeder geistige Schwächezustand (Imbezillität, Sklerose, Alkoholismus, beginnende Dementia praecox etc.) dem Auftreten psychogener Symptome den Weg bahnen.

Die Frage der Simulation ist während des Krieges nicht öffentlich zu besprechen. Man geht heute in ihrer Ablehnung vielleicht eher zu weit.

Die Prognose der kriegsneurotischen Zustände hängt hauptsächlich von der prämorbiden Persönlichkeit, ihrem Charakter und ihrer seelischen Stellungnahme zum Krieg, vom Ort und von der Behandlung, von der Dauer des Krieges, der Gestaltung des Arbeitsmarktes und der Lösung der Renten- und Abfindungsfragen ab. Die Wege der Heilung sind zahlreich. Langsame und brüske Beseitigung der hysterischen Symptome, Einfluss der militärischen Disziplin und Autorität, Heilwirkung des Schreckens. Die Erfahrungen des

Rückfalls. Grenzen unseres Einflusses bei der Frage der Wiederkehr der Dienstfähigkeit. Notwendigkeit der Beseitigung von Dauerrenten, Abfindung oder zeitlich begrenzte automatisch endende Gewöhnungsrente. Der Heilwert der Berufsarbeit.

Die Diskussion gestaltete sich ausserordentlich lebhaft, nicht weniger als 42 Redner hatten sich eingetragen. Der wesentliche in Diskussion stehende Punkt war die Stellungnahme zu der Oppenheimschen Anschauung.

Für Oppenheim erhob die Stimme Böttger. Er will pathologisch gesteigerte Schreckwirkungen im Anfange als organisch betrachtet wissen, Reflextrophoneurosen seien nicht hysterisch, mehr den Gelenktrophoneurosen ähnlich, beide könnten hysterisch werden. Auch Quensel gibt zu, dass organische Momente mitspielen können. Mann hebt hervor, dass bei Akinesia amnestica im Gegensatz zu Hysterie einzelne Muskelgruppen isoliert funktionsfähig bleiben, ferner das Fehlen des Sehnenspieles und der reflektorischen Bewegungen. Auch manche Tremorformen gehörten hierher, namentlich solche, die bei Intention sistieren, für solche sei elektrische Therapie ungünstig.

Einen vermittelnden Standpunkt nahm auch Löwenthal ein, man müsse die Uebergänge beachten, namentlich für vasomotorische Symptomenkomplexe müsse eine organische Komponente angenommen werden.

Gegen die Oppenheimsche Anschauung sprechen sich scharf aus Wollenberg und Sänger, ebenso Simons, Curschmann, Aschaffenburg und Willmanns.

Als wesentliche Argumente traten hervor die geringe Beteiligung der Offiziere an derartigen Störungen, ferner die sichergestellte Tatsache, dass unter den Gefangenen verschwindend wenig Neurosen auftreten (Willmanns fand unter 80 000 Gefangenen eine Neurose). Mörchen hat bei 60 000 gefangenen Franzosen nur 8mal traumatische Neurose trotz genauester Untersuchung gefunden. Gefangene Aerzte berichten, die Leute hätten vor der Gefangennahme noch z T. schwere Störungen aufgewiesen; diese rasche Heilung wird erklärt aus dem Entlastungsgefühl bei der Entfernung aus der Gefahr. Auch sei das Verschwinden des Individuellen in der neuen Situation von Bedeutung. Bei Gefangenen trete die Neurasthenie in gleichförmiger Weise auf: Abmagerung, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit; nur in zwei Fällen sei eine traumatische Neurose wieder aufgetreten. Auch Seige sah keine schweren, hysterischen Störungen bei Gefangenen. Namentlich Nonne hat alle von Oppenheim aufgeführten charakteristischen Zeichen bei rein Funktionellen gesehen. Simons betont, dass Knochenatrophien bei allen hysterischen Lähmungen zustande kämen.

Den zweiten Hauptgegenstand der Diskussion bildete die Frage der Behandlung, und es stand wieder die Methode von Kaufmann (Behandlung mit starkem Strom) im Mittelpunkt. Kaufmann meint, was durch Hypnose zu heilen sei, müsse auch durch Wachsuggestion mit Ausnützung der militärischen Vorgesetzteneigenschaft zu erreichen sein. Suggestive Vorbereitung wäre nötig. Man müsse gütig aber streng sein. Unter 48 Tremorfällen hat er 46 in einer Sitzung geheilt. Rezidivneigung bleibe auch ohne Begehrungsvorstellungen bestehen. Bezüglich der Technik: Man müsse die Erbsche Elektrode auf Nervenpunkte in tetanisierender Stärke anwenden und brauche kaum mehr als eine Viertelstunde an einer Stelle. Auch Pappenheim sah Myotonoklonia trepidans mit dieser Methode heilen. Auch Liebermeister, Willmanns und Oberstabsarzt Rieder betonen die Notwendigkeit eines sehr energischen Vorgehens. Letzterer betont den Wert des militärischen Turnens und der Wiedererziehung zur militärischen Art als eine die Kauf-

mannsche Methode ergänzende Einwirkung. Auch L ö w e n t h a l hat sich zu der Methode bekehrt.

Aus der Diskussion ergab sich zweifellos der Wert der Methode für die gegebenen Verhältnisse; jedoch traten vielfach Bedenken auf, ob nicht die Verallgemeinerung derselben in Friedensverhältnissen schlimme Folgen zeitigen könnte. Ueber den Wert der H y p n o s e waren die meisten Redner einer Meinung, sie käme als die wesentlichste neben der Kaufmannschen in Betracht. Der Einwurf von R i e d e r, die Hypnose mache weich, wird energisch von M o h r und N o n n e zurückgewiesen. L i e n a u verlangt das Einverständnis des Kranken, N o n n e lehnt es ab.

Interessant war die Bemerkung F ö r s t e r s vom refraktären Verhalten der Schlesier gegen die Hypnose. B ö t t g e r erklärt die Hypnose für entbehrlich; er hat 100 Prozent Heilung ohne deren Anwendung. Die von G o l d s t e i n (Frankfurt) vorgeschlagene Behandlungsmethode mit einer fiktiven Operation in Aethernarkose unter grossem, suggestivem Apparat, wird von V o s s energisch abgelehnt wie jede Pia fraus. Er hat damit wohl die Ansicht der überwiegenden Mehrzahl der Versammlung ausgesprochen. M a n n hebt den Wert der Werkstättenarbeit hervor, V o s s verlangt gute Bezahlung der Arbeit.

Zur Frage der Hysterie: Besonders L i e n a u und J a k o b erwähnen das Vorkommen von schweren Hysterien, auch bei vorher ganz gesunden Individuen. Bei solchen wäre die Prognose günstig. R u m p f will die Schreckneurose zur Hysterie rechnen, Commotions- und Contusionsneurosen davon abtrennen.

J o l o w i c z hebt die Bereitschaft zur funktionellen Erkrankung, besonders im Stellungskampf, infolge der Spannung hervor. Viele erkranken erst beim Rücktransport, beim Nachlassen des Gefechtstonus. Eine ähnliche Ansicht formuliert S t r a n s k y als „inneren Krankheitskonsens" nach Aufhören des Gefechtstonus. Auch V o s s erklärt die Schreckneurose für primäre hysterische Reaktionen. F ö r s t e r fasst die Hysterie nach K r a e p e l i n als immanente physiologisch-biologische Abwehr auf; auffallend sei das leichte Einspringen motorischer Apparate durch emotive Momente. B ö t t g e r leugnet das Vorkommen objektiver Sensibilitätsstörungen bei hysterischen Lähmungen, wogegen andere, namentlich C u r s c h m a n n opponieren.

Von besonderen Symptomen hebt M a n n weite Pupillen mit schlechter Reaktion, schwache Patellarreflexe, myotonische Kontraktionen, Hyperästhesie der zu den verletzten kontralateralen Gliedern bei Hysterie hervor. S i m o n s beobachtet, dass bei nicht Verletzten hauptsächlich die linke Seite funktionell gelähmt werde, er beobachtet feinsten Tremor der Recti interni und ein Missverhältnis der Fingerbeugekraft, je nachdem die Finger die Hand des Untersuchers umspannen oder nicht. L a n g e hat konstantes Auftreten von Druckschmerzhaftigkeit der Ansatzstellen der Kopfmuskeln bei traumatischen Neurosen beobachtet.

Bezüglich der Verschüttung: J o l o w i c z glaubt, die Angaben seien oft übertrieben, und auch W i l l m a n n s hält Erinnerungsfälschungen in vielen Fällen für wahrscheinlich. W e i s s sah bei 400 verschütteten Bosniern (Lawine) keine Neurose. Er erklärt dies durch Fehlen von Begehrungsvorstellungen bei diesen Leuten.

Den Ausdruck „Commotionsneurose" will J a k o b in den „posttraumatischer neurotischer Schwächezustand" ändern, T r ö m n e r schlägt „traumatische Hirnschwäche" vor. Den Begriff „traumatische Neurose" wollen W o l l e n b e r g, L i e n a u und N o n n e aufgeben.

S c h ü l l e r und S a r b ò berichten von anatomischen Veränderungen

nach Contusio spinalis (Liquoransammlung, Verklebung der Rückenmuskelhäute, Spondylitis deformans); viele Granatfernwirkungen seien organisch. Hysterie trete erst später hinzu.

Von Simulation war erfreulich wenig die Rede. Jolowicz meint, dass manche simulierte Symptome erst sekundär zu neurotischen werden. Rumpf, dass Simulation oft erst aus der Hysterie sich entwickle, Aschaffenburg warnt vor zu reichlichem Sprechen von Simulation und Begehrungsvorstellungen.

Mayersohn erwähnt einen Fall von Tic, der im Felde heilte und erst nach der Rückkehr wieder rückfällig wurde.

Nägeli weist auf die grosse Anzahl von Organneurosen in internen Kliniken hin; Willmanns fordert auf, namentlich in orthopädischen Anstalten nach verkannten Neurosen zu suchen.

Stransky zieht zur Erklärung neurotischer Erscheinungen die Verdrängungslehre heran, Kohnstein erinnert an die Beeinflussung viszeraler Vorgänge durch psychische Ursachen und will seinen Begriff psychoklin im Gegensatz zu psychogen dafür angewendet wissen. Sie seien psychisch beeinflusst nicht psychisch bedingt. Zum Beispiel: Hypnotische Beeinflussung der Menstruation. Er empfiehlt Abreaktion von Schreckneurosen und gestauten Emotionen in der Hypnose.

Im Schlusswort betont Oppenheim noch einmal seinen Standpunkt, bezieht sich auf Schulz und Strümpel, die die Crampusneurose nicht zur Hysterie rechnen, wendet sich aber gegen die Anschauung, die die Fixation als rein hysterisch bezeichnen will. Hysterie, Begehrungsvorstellungen und Simulation seien jetzt die bequeme Fahrstrasse. Alles soll jetzt Hysterie sein.

Nonne hält an seiner Ablehnung der Oppenheimschen Ansicht fest, einen Unterschied zwischen Akinesie und Monoplegie könne er nicht finden, jedoch seien die Akten über die funktionellen Lähmungen noch nicht geschlossen, er habe Fälle mit Zyanose, Hyperhydrose etc. suggestiv geheilt.

Vortrag von **Förster** über die Topik der Sensibilitätsstörungen. Aus seinem ungeheuren, mit grösster Exaktheit untersuchtem Material führt Förster eine Reihe von Beobachtungen an, die zu Ergebnissen führen, die von den bisherigen Anschauungen in manchen Punkten erheblich abweichen. Bei peripherer Nervenunterbrechung findet er die Grenze für Temperaturempfindungsstörungen meist ausserhalb der für Schmerz- und Berührungsempfindungsstörung. Die Temperaturempfindungsstörung restituiert sich zuletzt, zuweilen kann auch nur der Kältesinn gestört sein. Die Grenzen der Störungsszone bleiben meist hinter den anatomischen Bezirken zurück.

Die Grenzen der Analgesie schwanken erheblich. Bei Wurzelläsion entspricht nur der Kältesinn den bisherigen Schemagrenzen, für den Kältesinn gilt das Gesetz der Ueberlagerung nicht. Im Vorderseitenstrang wird eine lamelläre Anordnung der Bahnen angenommen auf Grund der Aussparung, die sich häufig findet; in vielen Fällen muss die Berührungs- und Empfindungsstörung auf den Vorderseitenstrang beschränkt werden, da bereits einseitige Störung und einseitige Läsion Halbseitenstörung macht. Schmerzempfindung zeigt die grösste Variabilität; die Prüfung geschieht mit minimalen Reizen.

Auch bei Thalamusschüssen finden sich Aussparungsbezirke, namentlich um den Anus und das Skrotum. Lokalsation im Thalamus ist, wie sie von Monakow annimmt, wahrscheinlich. Das häufige Erhaltenbleiben der Sensibilität der Radialseite der Hand, der Fußsohle, Mund, After und Genitalgegend, wird aus phylogenetischen Gesichtspunkten erklärt. Bei Kortikal-

läsionen kommen auch halbseitige, reine Temperaturstörungen vor, auch fleckweise und segmentale Anordnung des Ausfalls.

In der Diskussion hebt Bruhns hervor, dass Head's Autorität erschüttert sei; nach diesem Autor sei der Bezirk der Berührungsanästhesie immer der weiteste. Trömmer: Auch hysterische Störungen können segmental angeordnet sein. Goldstein hebt die Prädilektion gewisser Segmente bei kortikalen Läsionen hervor, nämlich: L_5, S_1, S_3, C_3, D_1, D_2. Eine funktionelle Komponente müsse angenommen werden.

Referat.

Adler, Alfred und **Furtmüller, Karl.** Heilen und Bilden. Aerztlich pädagogische Arbeiten des Vereins für Individualpsychologie. Verlag von Ernst Reinhardt in München. 399 S.

Alfred Adler ist ein Schüler Freuds. Er hat aber versucht, sich von dessen zu stark betonter Sexuallehre und von manchem anderen Freudschen Dogma freizumachen. So ist er allmählich dazu gekommen, die Grundlage dessen auszubauen, was er Individualpsychologie nennt. Er will sich des Kerns der Persönlichkeit bemächtigen, um die peripheren Aeusserungen richtig zu verstehen, während sich die bisherige Psychologie vorzugsweise gerade mit den seelischen Erscheinungen, die an der Peripherie liegen, beschäftigt habe. Das Bestechende dieser Bestrebungen hat Adler einen Kreis von Mitarbeitern zugeführt, und das Resultat eigener und anderer Arbeiten ist in dem vorliegenden Werke enthalten. Die Aufgabe des Arztes ist zum grossen Teil eine erzieherische, und diese engen Beziehungen zwischen der ärztlichen Tätigkeit und der Pädagogik werden in dem Sammelwerk beleuchtet. Adler weicht von Freud auch darin ab, dass er den Charakter als „den innersten Kern der neurotischen Erkrankung" ansieht. Einer seiner Mitarbeiter, Appelt, formuliert dies in folgender Weise: „Für den Aufbau des nervösen Charakters sind nach Adler zwei Faktoren verantwortlich zu machen: einmal ein ausgesprochenes vom Kinde als unerträglich gefühltes Minderwertigkeitsgefühl und zum andern — als psychische Reaktion — hypertrophische Kompensationsbestrebungen". Angeborene Organminderwertigkeiten sollen das Minderwertigkeitsgefühl bewirken, da es sich hierdurch nicht leicht in die Gesamtheit einfüge und in häufige Konflikte mit der Umgebung komme. Das alles wirkt auf den ersten Blick sehr bestechend und ebenso viele Einzelarbeiten, die auf dieser Theorie aufgebaut sind. Und doch wird man bei genauer Betrachtung zum Schluss kommen müssen, dass Adler wohl für manche Fälle das richtige erkannt hat, dass aber diese Verallgemeinerung, die uns schon so häufig in der Medizin auf Irrwege geleitet hat, auch hier nicht am Platze ist. Der Ursprung der Neurosen ist so mannigfaltig, dass man mit einer Schablone schlechterdings nicht zum Ziele kommt. Man kann den Einfluss der Vererbung nicht bloss damit erklären, dass der Betreffende sich nun durch gewisse angeborene Organeigenschaften als minderwertig betrachtet. Diese blosse psychologische Betrachtungsweise muss auch bei andern Neurosen versagen. Die Erschöpfungsneurasthenie, die Angstneurose und die Trunksucht können nicht so einfach erklärt werden, auch nicht das Stottern, dessen Grundlage Appelt in einer Arbeit dieses Sammelwerkes auf die Adlersche Theorie aufbauen zu können glaubt. Einzelne der Autoren kommen auch zu sehr auf das sexuelle Moment zurück. Trotz dieser Einwendungen kann aber das Buch jedem, der sich über die weitere Entwicklung der Psychoanalyse unterrichten will, nur dringend empfohlen werden.

Dr. Albert Moll.